g. germ. 1919 P (1 Wartenburg

Bedingungen.

Das Abonnement auf deutsche Bücher für ein ganzes Jahr wird vorausbezahlt mit

	6 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr mit . .	3 fl.	— kr.
Für einen Monat mit . . .	— fl.	45 kr.
Außer Abonnement beträgt das Lesegeld für jeden Band täglich . .	— fl.	2 kr.

Um vielfachen Mißverständnissen vorzubeugen, erlauben wir uns, das verehrliche Lesepublikum darauf aufmerksam zu machen, daß für die französischen und englischen Bücher ein besonderes Abonnement besteht und zwar zu folgenden Bedingungen:

Für ein ganzes Jahr werden vorausbezahlt	9 fl.	— kr.
Für ein halbes Jahr . . .	5 fl.	— kr.
Für einen Monat	1 fl.	— kr.
Für 1 Band per Tag	— fl.	3 kr.

Derjenige, der ein Buch auf irgend eine Art verdorben oder beschädigt zurückbringt, ist verbunden, den Werth desselben sogleich baar zu ersetzen.

Die Bibliothek ist Morgens von 8 bis 12 und Nachmittags von 2 bis 6 Uhr offen. Die übrige Zeit aber, so wie an Sonn- und Festtagen, bleibt selbe geschlossen.

Jos. Lindauer'sche Leihbibliothek,
Fürstenfeldergasse Nr. 8. München.

Digitized by Google

23612.

Die Väter der Stadt.

Die Väter der Stadt.

Roman

von

Karl Wartenburg.

Erſter Band.

Leipzig,
Fr. Ludw. Herbig.
1859.

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Vorwort.

Vorliegende Romandichtung macht keinen Anſpruch darauf, zu den politiſchen Tendenzromanen gezählt zu werden, trotzdem, daß ihr Inhalt öffentliche Dinge zum Gegenſtande der Darſtellung hat. Sie ſchildert in leichten Zügen zeitgeſchichtliche Kämpfe, deren Mittelpunkt der Streit um eine altdeutſche Einrichtung iſt, die nur deshalb Vielen revolutionären Urſprungs erſcheint, weil das Jahr 1848 ihr lange Zeit verdrängtes, wahres Weſen wieder zur Geltung brachte: die freie Selbſtverwaltung der Gemeinde. Erörterungen über abſtracte politiſche Theo-

rien, über die Vortrefflichkeit dieſer oder jener Staatsform, wird man nicht in ihr finden. Dazu war ſchon der Raum, auf welchem die Ereigniſſe der Dichtung ſich entwickeln, ein zu eng begrenzter: eine Mittelſtadt und kleinſtaatliche Verhältniſſe. Daß der Verfaſſer gerade dieſen Boden für die Darſtellung wählte, ſcheint ihm einiger Motivirung zu bedürfen. Wer die Entwicklung unſerer Zuſtände in den letzten 8 Jahren nach dieſer Richtung hin verfolgt, der wird gefunden haben, daß das Gemeindeleben in den kleineren deutſchen Ländern die verhältnißmäßig freiſte Entwicklung gehabt hat. Es ſei nur an jene treffliche Gemeindeverfaſſung der Thüringiſchen Länder, insbeſondere an die des Herzogthums Coburg-Gotha, erinnert.

Die Dichtung nun in großſtaatliche Verhältniſſe zu verpflanzen, wo ihr a priori die Wahrſcheinlichkeit abging, in Verhältniſſe, wo die kräftiger wirkende Central-Gewalt jede freiere Kampfesregung unmöglich machte, dies ſchien der Verfaſſer ſich nicht erlauben zu dürfen. Vielleicht würde die Dichtung

in der Umgebung groß-ſtaatlicher Verhältniſſe für manchen Leſer von etwas erhöhterem Intereſſe ſein, indeſſen konnte dieſe Rückſicht den Verfaſſer das Gewicht des eben angeführten Grundes nicht vergeſſen laſſen.

Und ſpiegelt ſich doch im Mikrokosmos der Makrokosmos wieder.

Die Arbeit wurde noch in jener trüben Zeit begonnen und vollendet, die, als die Periode der Umkehr, noch friſch im Gedächtniſſe Aller ſein wird. Daß dem Humore hie und da einiger Spielraum vergönnt, lag in der Natur der Sache und der Umſtände. Wenn der Humor aus dem wirklichen Leben verdrägt wird, ſo flüchtet er ſich ins Reich der Dichtung.

Im Uebrigen überläßt der Verfaſſer die Beurtheilung des Buches getroſt dem Publikum und der Kritik. Sollte er auch manchen Tadel für die Behandlung des an und für ſich ſpröden, ungefügigen Stoffs hinnehmen müſſen — er glaubt demunge-

achtet einen nationalen, dichterischer Behandlung nicht ganz unwerthen, Vorwurf zur Darstellung gewählt zu haben.

Gera, im Januar 1859.

A. W.

Erstes Kapitel.

Weißer Reif funkelte an den Aesten und Zweigen der Bäume und den herbstlich gelben Grashalmen der Feldraine, die sich längs der Landstraße hinzogen. In den weiten Thalebenen, die sich zur Linken und Rechten der Chaussee ausbreiteten, wogten dichte, graue Nebelmassen durcheinander, die dem Blicke die weitere Fernsicht entzogen.

Es war um die achte Morgenstunde; eine öde, herbstliche Stille lag auf den kahlen Fluren. Die Sommerfrucht war eingeheimst, die rechte Zeit zur Bestellung der Wintersaat aber noch nicht gekommen. Es waren die kurzen Ruhetage eingetreten, die der Landmann dem, von der Erzeugung des Erndtesegens erschöpften Boden gönnt, bevor er ihn wieder mit Pflug und Hacke aufreißt, um ihn zur Aufnahme der Aussaat empfänglich zu machen. — Zuweilen

krachte auf den Feldern von ferne ein dumpfer Schuß auf, und erſchreckt ſchwirrte dann ein Volk Rebhühner empor, während Haſen und wilde Kaninchen, deren es auf der fruchtbaren Ebene eine große Menge gab, mit weiten Sprüngen über das Feld ſetzten, um hinter einer Erdſcholle ein ſicheres Verſteck zu ſuchen.

Sonſt erblickte man wenig von den Spuren jenes thätigen, fleißigen Lebens, welches noch vor Kurzem auf den Fluren ſich entfaltet hatte; höchſtens, daß noch hie und da auf einem Krautfelde von der Magd oder dem Knechte eines ſtädtiſchen Oekonomen ein Beet umgegraben wurde.

Deſto lauter regte es ſich auf der Landſtraße, die geradenwegs nach der, am ſüdlichen Ausgange des weiten Thalkeſſels liegenden, Hauptſtadt des Landes führte. Hoch und ſchwer beladene Frachtwagen, mit der weißen Plane überſpannt, zermalmten knirſchend die friſch aufgefahrenen Steine der Chauſſee, während ihnen zur Seite das leichte, mit zwei ſtarken, ſchwarzen Hunden beſpannte Wägelchen eines wandernden Tabuletkrämers dahinrollte. — Auf dem Fußſteige aber, der neben dem Fahrwege hinlief, wanderten Handwerksburſchen, die in dem Dorfe

vor der Stadt eine billige Nachtherberge gefunden hatten, Bauerfrauen, die ihre Butter, Eier, Gänse und Hühner zu Markte trugen, Schubkärner, die aus den Walddörfern herabkamen und in der Stadt ihre hölzerne Waare an Quirlen, Kochlöffeln, Tellern und dergleichen abſetzen wollten und allerlei anderes kleines Volk.

Elegantere Fuhrwerke ſah man nicht, man müßte denn die Korbwagen der wohlhabenden Pächter dahin rechnen, die, zuweilen die ſchweren Frachtfuhrwerke überholend, von gutgefütterten und blank geſtriegelten Pferden gezogen, der Stadt ſchneller zurollten.

Doch halt! dort unten am Rondel, da wo die Chauſſee eine Biegung nach links macht, wird jetzt eine gelbe Reiſekutſche, die von den andern Fuhrwerken auffallend abſticht, ſichtbar. Man ſieht es dem, auf dem Deck ſchwer bepackten, Wagen an, daß ſein Beſitzer nicht ein in der Nähe wohnender Pächter oder Rittergutsbeſitzer ſein kann, der Marktgeſchäfte halber zur Stadt fährt, ſondern, daß er aus weiter Ferne herkommt.

Auch läßt das ermüdete Ausſehen der, vom Chauſſeeſtaube bedeckten, braunen Wallache darauf

ſchließen, daß der Reiſende kein Nachtquartier gehalten, ſondern die Nacht hindurch gefahren iſt, um das Ziel ſeiner Reiſe um ſo ſchneller zu erreichen.

Neugierig bleiben die Fußgänger, an welchen die Kutſche vorüberrollt, ſtehen, und ſehen derſelben mit verwunderten Blicken nach.

Jetzt fährt ſie an einen Trupp junger Bauermädchen vorbei, welche, die Kleider aufgeſchürzt und den Tragkorb auf dem Rücken, rüſtig zur Stadt ſchritten.

Kaum aber haben Einige von ihnen einen Blick auf den vorüberrollenden Wagen geworfen, ſo entfährt ihnen ein leichter Ausruf des Schreckens, und ſie ſpringen in haſtiger Beſtürzung, unbekümmert um die für ihre Eier und Butter daraus entſtehende Gefahr, über den breiten Chauſſeegraben, der die Landſtraße von den angrenzenden Feldgrundſtücken ſcheidet.

Welche Eigenthümlichkeit beſitzt die Reiſekutſche, daß ſie die ſtarre Verwunderung der Männer und den Schrecken der Mädchen und Frauen erregt?

O! es iſt nicht der elegante Reiſewagen, der ihnen Verwunderung und Schrecken einflößt, ſondern ein Mohr, der als Kutſcher auf dem Bocke ſitzt

und mit knallenden Peitſchenſchlägen die Pferde zu erneuter Eile antreibt.

Solch ein Mohrenkopf, zumal wenn er, wie dieſer es war, mit einem blaurothen Fez bedeckt und die übrige Geſtalt in einen weiten, weißen, rothbeſchnürten Pelz eingewickelt iſt, kann wohl für den Augenblick einen ehrlichen Bauer, der noch nicht weiter als eine Meile über ſeine Dorfmarken hinausgekommen iſt, Verwunderung und jungen Bauermädchen vollends, die in ihm den leibhaftigen Gottſeibeiuns zu erblicken glauben, Schrecken einjagen.

Der ſchwarze Kutſcher ſcheint den Eindruck, den ſeine Erſcheinung hervorbringt, übrigens ſchon zu kennen, denn ein Lächeln verzieht ſeinen Mund bei dem Schreck der Mädchen, und ſich nach ihnen umwendend, zeigt er fletſchend die weißen Zähne. Doch während er ſich nach Jenen umſieht, ziehen die Pferde, durch ein ihnen entgegenkommendes Bauergeſpann ſtutzig gemacht, an, und ehe noch der Mohr die Zügel feſt anziehen kann, hat ſich der Wagen auf einem der Chauſſeeſteinhaufen feſtgefahren.

Eine in ſchlechtem Engliſch gemurmelte Verwünſchung entglitt den Lippen des Negers, und knallend ſchwang er die Peitſche um die Köpfe der ſich

unruhig aufbäumenden Pferde. Allein weder der Fluch, noch die Peitſchenſchläge, konnten das feſtgefahrene Rad von der Stelle bewegen.

„Du mußt herunter ſteigen, dummer, ſchwarzer Teufel, ſonſt bringſt du deine Carrete nicht vom Flecke, rief ihm jetzt lachend der Burſche zu, der das Bauerngeſpann fuhr und bei dem Mißgeſchick, das der Kutſche widerfahren, ſeine Pferde angehalten hatte. Jedenfalls erbitterte der „ſchwarze, dumme Teufel," ein Ausdruck, den er wohl zu verſtehen ſchien, und das ſpöttiſch klingende Lachen den heißblütigen Schwarzen mehr, als ihn der gute Rath erfreute, denn er ſchnitt dem hellblonden Bauerburſchen eine wüthende Grimmaſſe, und als dieſer nur noch lauter lachte, lief ihm die Galle über, und er ließ ſeine Peitſche klatſchend auf die Schulter des Andern niederfallen.

Damit war der Neger freilich an den Unrechten gekommen, denn noch ehe er zu neuem Schlage ausholen konnte, hagelte des derben, rothwangigen Burſchen Peitſchenſtiel eine ſolche Menge von Schlägen auf ſein fezbedecktes Haupt nieder, daß ihm Sehen und Hören verging.

„Warte du ſchwarzer Heiden-Hallunke" rief er

dabei, „ich will dir lehren, wie man den Rath eines ehrlichen Christenmenschen aufzunehmen hat, du Cujon du!“ Und schwipp! schwapp! fielen die Hiebe auf den Mohren nieder, der eine solche resolute Antwort wohl nicht erwartet haben mochte. . .

Wer weiß, wie lange dieser Platzregen von Peitschenschlägen auf das wollige Haupt des verdutzten Schwarzen niedergefallen wäre, wenn nicht ein, von einer kräftigen Stimme gerufenes, „Halt! schäme dich Christian,“ den schon wieder erhobenen Arm des Bauerburschen hätte niedersinken lassen.

In demselben Augenblicke regte es sich auch im Innern der Kutsche; die grünen Gardinen an den Wagenfenstern wurden auseinander gezogen und das Gesicht eines jungen Mannes von vielleicht zweiunddreißig Jahren wurde hinter den Scheiben sichtbar.

Der Fremde hatte offenbar geschlummert, war eben aus dem Schlafe erwacht, denn er fuhr sich mit der Hand leicht über Stirne und Augen, um die letzten Spuren eines Traumes zu verwischen und blickte dann verwundert, das Fenster herablassend, hinaus auf die Landstraße zu dem Burschen hinüber, der noch immer, aufrecht im Wagen stehend,

den Neger mit drohenden Blicken betrachtete, wenn er die Peitſche auch ſchon geſenkt hielt.

„Was iſt das? Was giebt es hier? Warum fährſt du nicht weiter, Sophokles? Was haben Sie mit meinen Kutſcher gehabt?“ frug der Reiſende mit ſonorer, ſehr entſchieden klingender Stimme, indem er ſich zugleich an den Kutſcher und den jungen Bauer wandte, der vor dem hellen, feſten Blicke des Fremden unwillkührlich die Augen ſenken mußte.

„Was wird es anders geweſen ſein, als eine Kutſcheraffaire, wie ſie alltäglich auf der Heerſtraße vorkommt, lieber Herr,“ antwortete die Stimme eines hinzutretenden Dritten, deſſelben, der vorhin das „Halt“ ausgerufen hatte.

Der junge Mann im Wagen wendete den Kopf raſch nach dem Sprechenden, und muſterte mit einem ſchnellen Blick die Perſönlichkeit des Mannes.

Dieſe hatte nun allerdings nichts Ausgezeichnetes an ſich.

Der Mann trug einen bis an den Hals zugeknöpften Oberrock, graue Beinkleider und eine Pelzmütze mit Klappen, wie ſie die Jäger im Winter zu tragen pflegen.

Er war von mittlerer Größe, aber feſtem und

kräftigem Körperbau, dem man es anſah, daß er gewohnt war, ſchwere und harte Arbeit zu verrichten; ſein Geſicht hatte jene friſche, lebhafte, aber rauhe Röthe, die man gewöhnlich bei Perſonen findet, die ſich viel in friſcher Luft aufhalten, und drückte zwar keine hohe Intelligenz, aber eine ruhige, ſeinem muthmaßlichen Berufe angemeſſene, klare Verſtändigkeit aus.

Auf den erſten Blick hätte man ihn für einen wohlhabenden Landwirth halten können, wenn nicht eine gewiſſe Gewandtheit in ſeinen Manieren und die zwar einfache, aber doch geſchmackvoll gearbeitete Kleidung den Städter verrathen hätte.

„Hat ſich mein Kutſcher etwas zu Schulden kommen laſſen?“ frug der Fremde in höflichem Tone den Bürger, indem er die Züge deſſelben aufmerkſam betrachtete.

„Das kann ich Ihnen beim beſten Willen nicht ſagen, Herr,“ entgegnete der Gefragte lächelnd, und dabei zugleich einen mitleidigen Blick auf den Neger werfend, der mit verzagter Miene auf dem Bocke ſaß und weder links noch rechts zu blicken wagte, „jedenfalls hat der Eine ſo viel Schuld als der An-

dere," und er deutete dabei mit zurückgebogenem Daumen zu dem jungen Bauer im Korbwagen hinüber.

„Doch ich denke," fuhr er, nach dem festgefahrenen Rade sich niederbückend, fort, „wir schaffen zuvörderst den Stein des Anstoßes und des Aergernisses aus dem Wege. Komm, Christian, hilf mir."

„Gern, Herr Möhring," antwortete der junge Bauer und sprang behende von seinem Korbwagen, um das Rad wieder frei machen zu helfen, was den Anstrengungen der beiden Männer auch sogleich gelang.

„Nun fahr zu, Bursche, grüße mir deinen Vater und kühle deinen Hitzkopf ab," sprach der Andere, indem er die Hände gegeneinander schlug, um sie von dem Chausseestaube zu reinigen.

Der Bursche ließ sich das nicht zweimal heißen, sondern fuhr mit einem kurzen „Gott behüt Euch," das er dem Fremden und dem Andern zurief, davon. —

Meinen besten Dank, Herr Möhring," sprach jetzt der Fremde.

„Sie kennen mich, mein Herr?" frug der Bürger überrascht, indem er nun auch seiner Seits den

Reiſenden aufmerkſamer, als er es bis jetzt gethan, betrachtete, und dabei mit der Linken die Mütze leicht hin und her rückte, wie um ſein Gedächtniß wach zu rufen und es zu fragen, wem dieſer Kopf mit dem lichtbraunen Haare, den klaren dunkelblauen Augen und der von der Sonne gebräunten Geſichtsfarbe gehöre.

„Warum ſollte ich Sie nicht kennen, Herr Gottfried Möhring,“ antwortete der junge Mann mit herzlichem Ausdruck in Stimme und Geberde, „bin ich als Knabe nicht oft genug von meines Vaters Hof über die Planke hinüber in Ihren Garten geklettert, um ihre Stachelbeerbüſche und Pflaumenbäume zu plündern.“

Indem er den Wagenſchlag öffnete, ſprang er aus dem Wagen und ſchüttelte mit kräftigem Druck die Hand des Bürgers, der im Augenblick vor purer Ueberraſchung kein Wort der Entgegnung finden konnte, bis er endlich freudig verwundert und mit der flachen Hand ſich vor die Stirn ſchlagend, ausrief:

„O Gottfried Möhring! kannſt du dich ſo wenig mehr auf deine Augen und dein Gedächtniß verlaſſen? den Sohn deines älteſten Nachbars, des al-

ten braven Hagen, nicht wieder zu erkennen. Aber, mein Gott, wie konnte ich es mir auch einfallen laſſen, Sie, Herr Doctor, hier auf der Chauſſee, ein halbes Stündchen von unſerer guten Stadt entfernt zu treffen, während wir Alle Sie noch weit hinten in Nigritien oder Senegambien glaubten."

„Seit man Locomotiven und Dampfboote hat, giebt es kein „weit hinten" mehr, beſter Herr Möhring. Ich habe von Alexandrien bis hierher gerade ſo viel Zeit gebraucht, als vor 25 Jahren unſere Kaufleute, wenn ſie nach Frankfurt a. M. zur Meſſe reiſten, das heißt: acht Tage, nicht mehr und nicht weniger."

„Und der Wagen und die Pferde da, haben dieſe die Reiſe von Alexandrien her auch mitgemacht?"

„Das nun gerade nicht, aber doch von Wien aus," antwortete der junge Mann, „doch was bleiben wir hier auf der Landſtraße ſtehen und laſſen uns von dem neugierigen Bauernvolke angaffen. Steigen Sie mit mir in den Wagen und erzählen Sie mir, bis wir zur Stadt kommen, von der lieben Heimath und was ſich Alles in den vier langen Jahren, während welchen ich von Deutſchland und Europa fern war, in derſelben zugetragen.

Fahr zu, Sophokles, doch nicht zu raſch." So ſpre-

chend, ſtieg er in den Wagen, Herr Möhring folgte ihm, Sophokles zog die Zügel an und, dem Gebote ſeines Herrn folgend, ließ er die Pferde in lebhaftem Schritte weiter gehen.

„Sie wundern ſich über meine Unwiſſenheit“, fuhr der Doctor fort, indem er ein Etui von geflochtenem indianiſchen Reisſtroh heraus zog und Möhring eine Cigarre anbot, „aber Sie vergeſſen, daß ſich in jene Länderſtrecken, die ich durchreiſte, ſelten eine Zeitung verirrt und trifft man eine, ſo iſt es eine engliſche. Allen Reſpect nun vor der engliſchen Preſſe, ſo lange von den Angelegenheiten Alt-Englands die Rede iſt; für unſere Verhältniſſe geht ihr das Verſtändniß ab. Ich konnte alſo aus dieſen Quellen nur Weniges und Unbeſtimmtes erfahren. Wenn ich nicht, während der dreitägigen Ueberfahrt von Alexandrien, in der Schiffsbibliothek des Lloyddampfer, der mich nach Trieſt führte, einige gebundene Jahrgänge der „Augsburger Allgemeinen“ gefunden und daraus wenigſtens den äußerlichen Gang der Begebenheiten flüchtig kennen gelernt hätte, ſo wäre ich mir wie Einer vorgekommen, der eben aus dem Monde herunter gefallen iſt.

Möhring blies den Rauch ſeiner Cigarre vor

ſich hin und antwortete dann, ſein Haupt langſam wiegend:

„Glaub's Ihnen wohl, Herr Doctor, daß Sie ſich wie Einer vorkommen, der gerade aus dem Monde herunter gefallen, und wenn Sie erſt einige Monate hier ſind, wird es Ihnen noch anders, vielleicht Spaniſch, wie man hier zu Lande ſagt, zu Muthe werden. . . . Wann war's doch, als Sie ſich in Marſeille zu Ihrer afrikaniſchen Reiſe einſchifften?"

„In einigen Monaten wird es vier Jahre. Es war am erſten Februar Achtzehnhundertachtundvierzig. Wenige Wochen ſpäter, gerade als ich im Begriff war, von Kairo nach den unteren Katarakten des Niel's aufzubrechen, erfuhr ich die Kunde von der Revolution in Paris, der Vertreibung Louis Philipps und der Proclamirung der franzöſiſchen Republik."

„Da haben Sie freilich ein ſchönes Stück Weltgeſchichte verſäumt, das man während der Zeit in Europa aufgeführt hat. Indeſſen wer weiß es, ob es nicht gut ſo iſt. Wie ich Sie kenne, Herr Doctor, glaube ich, daß auch Sie nicht hinterm Ofen ſitzen geblieben wären und jetzt vielleicht irgendwo in einem geſchloſſenen Raume unfreiwillige Muße

hätten, oder ſechs Fuß tief eingeſcharrt, unter der Erde lägen.“

Ein trüber Schatten flog über des Doctors helle Stirn. „Wer hätte ſolch einen Ausgang ahnen können“, ſprach er mit ernſtem Ausdrucke im Tone und Blicke, „wer konnte glauben, daß auf das hellglühende Morgenroth ſo bald das Dunkel der Nacht folgen würde. Welche Hoffnungen belebten zu der Zeit, als ich aus Deutſchland abreiſte, die Herzen unſerer Männer, welch friſches Leben klopfte in den Pulſen unſeres Volkes, wie keimten, ſproſten, blühten die Ideen von der Freiheit, der Macht, dem Wohlſtand unſeres Landes! — und nun? Scherben, Aſchenhaufen, Todtenhügel.“

Möhring warf einen beſorgten Blick auf ihn ... „Man merkt es Ihnen an, Herr Doctor, daß Sie noch nicht lange wieder europäiſche Luft geathmet haben und direct aus der Wüſte kommen“, ſprach der Bürger in einem Tone, der es ungewiß ließ, ob er es im Ernſte oder Scherze meinte, und — indem er dabei warnend die Finger erhob, „wie könnten Sie ſonſt von Hoffnungen, Wünſchen und Ideen des Volks, von deutſcher Macht, Größe und Herrlichkeit ſprechen? Das ſind Dinge, von denen ein

ruhiger, anständiger Menſch eben ſo wenig reden darf, als ein Arzt von den Kranken, die ihm geſtorben, oder ein Advokat von den Proceſſen, die er verloren. — Oder haben Sie ein Gelüſte darnach, Ihren Namen in dem rothen Buch zu ſehen? Aber freilich, freilich," ſetzte er, wie entſchuldigend, hinzu, „Sie ſind noch in den Jahren, wo man für ſolche Dinge, wie Vaterland, Freiheit, Volkswohl in Aufregung kommen kann. Bei Ihrem alten Freunde, dem Herrn Candidaten Oppermann, iſt es eben ſo, aber dafür iſt er auch ſeit zehn Jahren noch immer nur Candidat und noch immer Armenſchullehrer mit hundert und achtzig Thalern Gehalt — und da fragt es ſich noch, ob er das bleibt. Ich habe einen Vogel pfeifen hören."

Der junge Reiſende hatte, in Gedanken und Erinnerungen verſunken, von der Rede Herrn Möhrings nichts als die letzten Worte gehört, und auch dieſe nur, weil dabei der Name eines ſeiner beſten Freunde, des Candidaten der Theologie, Friedrich Oppermann, genannt wurde.

„Mein braver Oppermann," rief Hagen aus und indem er über den Jugenderinnerungen alles Andere vergaß, „wie geht es ihm, iſt er immer noch

Candidat und ſechſter Lehrer an der Freiſchule. Ehrliche deutſche Seele, du gehörſt auch zu denen, die zwar ohne Falſch wie die Tauben, aber auch ohne Schlangenklugheit ſind, die das reine Gold ihres Innern arglos dem Weltpöbel anbieten, der es verſchmäht und dafür lieber nach der ſchmutzigen, aber gangbaren Scheidemünze greift. „Und dann, beſter Möhring," fuhr Hagen erwärmt fort, „lebt der alte ehrliche Kauz, der Dübois noch, mein alter franzöſiſcher Sprachlehrer, oder vielmehr Monsieur e professeur, wie er ſich gern nennen hörte?

O! ich dachte an ihn, als ich in Aegypten auf dem Schlachtfelde bei den Pyramiden ſtand, wo ſein großer Kaiſer, noch als General der Republik, ſich den unſterblichen Lorbeer um das jugendliche Haupt wand, und mit ſeinen tapfern Cohorten die wilden Mameluken niederwarf. Sagen Sie, lebt der Alte noch?"

„Er lebt noch", antwortete Möhring, „das Wie? freilich iſt eine andere Frage."

„Was heißt das? Ich verſtehe Sie nicht." frug Hagen, indem er Möhring verwundert anblickte.

„Glaub's Ihnen wohl, Herr Doctor, daß Sie es nicht verſtehen," antwortete nicht ohne Bitterkeit der Bürger, „aber wie ich Ihnen ſchon ſagte: Ath-

men Sie nur erſt ein paar Monate vaterländiſche Luft, und Sie werden dann vieles Unbegreifliche ſehr begreiflich finden. Doch ich will es Ihnen mit kurzen Worten ſagen. Der alte Dübois gehört zu den Mißliebigen, gerade wie der Herr Candidat Oppermann. Er hat während der tollen Jahre, wie ſie jetzt die Zeiten von Acht und vierzig und Neun und vierzig nennen, manchmal ein Wort fallen laſſen, das er eben nicht ängſtlich auf der Goldwaage abgewogen hatte. Die alten republikaniſchen Erinnerungen ſeiner Jugendzeit wurden in ihm wieder wach, und weß das Herz voll iſt, des läuft der Mund über, heißt's in der Schrift. Das hat man ihm aber im Ober-Schulcollegium bedeutend übel vermerkt und ihm in's Kerbholz geſchnitten.

Als nun der Alte, der, wie Sie wiſſen, eine zahlreiche Familie hat, vergangenes Jahr bei der ſteigenden Theuerung der Lebensmittel um eine kleine Gehaltszulage einkam, da hieß es: quod non. Der alte Sprachlehrer wurde abſchläglich beſchieden und muß nun eben ſehen, wie er es einrichtet, daß er in dieſer Zeit, mit Frau und fünf Kindern und dreihundert Thaler Gehalt, auskommt. Drei Tage nach dem abſchläglichen Beſcheide des alten Dü-

bois hielt der Geheime Oberſchulrath Mantius, der, außer der freien Amtswohnung noch Zweitauſend Thaler jährliches Gehalt dafür erhält, daß er alle acht Tage einmal in der Lehrerſynode den Vorſitz führt, um eine außerordentliche Zulage zu einer Badereiſe an, um ſeine Geſundheit wieder herzuſtellen, und eine Woche darauf erhält er einen vierwöchentlichen Urlaub nebſt dreihundert Thaler zur Badekur in Ems oder Wiesbaden in Gnaden gewährt."

„Aber das iſt ja eine Ungerechtigkeit ſonder Gleichen," rief Hagen entrüſtet aus, und warf mit lebhafter Geberde ſeine Cigarre durch's offene Wagenfenſter.

„Ach nein! das iſt es nun gerade nicht" warf Möhring, nicht ohne ein ironiſches Lächeln um die Lippen, hin, „ſondern nur die praktiſche Anwendung eines alten Studentenliedes, das ich von Ihnen und Ihren Freunden ſingen hörte, als ich Sie einſt in Jena beſuchte.

Wiſſen Sie es noch? Sie gingen mit mir auf den Burgkeller, und da hörte ich das Lied, welches mir dann oft wieder in's Gedächtniß gekommen iſt, wenn ich das Treiben der Welt beobachtete."

„Nun?“ frug der junge Doctor, der augenblicklich nicht wußte, welches Lied Möhring meinte.

Dieſer räusperte ſich, ſpuckte aus, zupfte an den Zipfeln ſeines ſchwarzſeidenen Halstuchs und ſang dann in tiefem Baß:

„Und wer den Pabſt zum Vetter hat, kann
Cardinal einſt werden
„Und wer den Pabſt zum Vetter hat, kann
Cardinal einſt ſein.“

„Genug, genug,“ unterbrach ihn lächelnd und mit der Hand abwehrend, Hagen, Sie haben ein herrliches Metall in Ihrer Stimme, beſter Möhring, und ich rathe Ihnen, wenn es einmal mit der Oekonomie und der Bierbrauerei nicht mehr geht, an irgend einem Hoftheater ein Engagement als Baß-Buffo zu ſuchen. Sie können Ihr Glück dabei machen.“

„Sicherlich eher, als wenn ich Schullehrer werden wollte,“ antwortete, auf den Scherz eingehend, Möhring, „ich glaube wenigſtens, daß der erſte Chorſänger unſeres neuen Hoftheaters nicht mit dem Candidaten Oppermann oder dem alten Sprachlehrer Dübois tauſcht.“

„Große Götter,“ rief Hagen erſtaunt, und indem er auf die vor ihm liegende Stadt, deren Thurm-

ſpitzen juſt von der, den Morgennebel durchbrechenden, Sonne vergoldet wurden, deutete, „unſere gute Stadt hier hat ein Hoftheater?“

„Freilich, freilich, das gehört ja mit zum Zauber. O! wir haben noch eine Menge anderer neuer Inſtitute, die Sie alle kennen lernen werden, und von denen Sie ſich im Kaffern- und Hotentottenlande Nichts träumen ließen. Doch, um wieder auf das Lied der Vetterſchaft zu kommen: der Herr Geheime Schulrath Mantius hat, abgeſehen davon, daß er eine ſehr einflußreiche Perſon bei Hofe iſt, einen Schwager im Kirchenrath, einen im Miniſterium und einen Schwager im Conſiſtorium — der alte Dübois aber hat nur fünf unerzogene Kinder. Die wiegen freilich drei ſolcher Vettern nicht auf.“

Hagen wollte eben eine neue Frage an ſeinen Begleiter richten, als der Wagen ſtill hielt und durch das niedergelaſſene Wagenfenſter der, an einem Stock befeſtigte, Beutel des Chauſſeegeldeinnehmers ſich hereinſtreckte.

„Haben Sie ſchon einen Gaſthof gewählt,“ frug Möhring, als der Wagen, nach Entrichtung der Abgabe, raſch in die Vorſtadt hineinrollte, „wo

Sie absteigen wollen? Denn wenn auch ich Ihnen das Anerbieten machen wollte, in meinem Hause zu wohnen, so wüßte ich doch nicht, wo ich, bei der beschränkten Räumlichkeit meines Hof's, Ihren Wagen und die Pferde unterbringen sollte."

„Ich danke Ihnen für Ihr gastfreundliches Anerbieten," antwortete Hagen, indem er mit frohem Blicke die Straßen der Vaterstadt, nach jahrelanger Abwesenheit, wieder begrüßte, „allein selbst für den Fall, daß Sie Gelaß für mein Reisegeräthe in Hülle und Fülle hätten, würde ich es nicht annehmen können. Ich brauche eine Wohnung außerhalb des Stadtgetümmels, nicht so in Mitten des regen Verkehrs gelegen, wie es bei der Ihrigen der Fall ist. Vor der Hand aber habe ich die Absicht, im Gasthofe zu logiren.

Können Sie mir bis dahin, wo ich meine eigene Wohnung habe, ein Hotel empfehlen? Trotzdem ich ein Kind dieser guten Stadt bin, ist meine Localkenntniß, nach dieser Seite hin, doch sehr beschränkt.

„So steigen Sie, wenn Sie sich nicht an den Namen stoßen, in den 3 Zeisigen auf dem Obstmarkte ab," sprach Möhring, „Sie finden dort freundliche Zimmer, gute Bedienung, treffliches Essen und Trin-

ken und vor Allem einen Wirth, wie es vielleicht unter den Tausenden von Wirthen im deutschen Reiche keinen zweiten giebt. Und nun lassen Sie Ihren Wagen halten, damit ich aussteigen und Ihrem Kutscher den Weg nach dem Obstmarkte zeigen kann."

Der Wagen hielt; Möhring stieg aus und ging neben der Kutsche her, um Sophokles den Weg nach dem Obstmarkte und den 3 Zeisigen anzugeben.

Der Nebel hatte sich in einen feinen, herbstlichkalten Regen verwandelt und vom Himmel hingen schwere, bleifarbige Wolken herab, die entweder kalte Regenschauer, oder winterliches Schneegestöber in ihrem Schooße bargen.

Demungeachtet herrschte ein reges Verkehrsleben in den Straßen der gewerbthätigen nnd volkreichen Stadt. Hagen hatte die Wagenfenster herabgelassen und betrachtete mit jenem glücklichen Gefühl, welches uns durchströmt, wenn wir nach langer Abwesenheit die heimathliche Stätte wieder betreten, das lebendige Treiben, welches sich in den Straßen und auf den Plätzen entfaltete. Obgleich es, in Betracht der herbstlichen Jahreszeit, noch früh am Tage war — die Thurmuhren schlugen so eben die achte Mor-

genſtunde — dröhnte das Pflaſter doch ſchon unter dem Gewicht der ſchweren, mit Güter belaſteten, Rollwagen, die, von Markthelfern geführt, durch die Straßen fuhren; in den Kaufläden und Gewölben wurde ſchon gehandelt und gefeilſcht, und der Klang des auf den Ladentiſchen niederklirrenden Geldes drang heraus zu den Ohren der Vorübergehenden. Das Umſchlagetuch um die Schultern geſchlagen, mit der einen Hand das Kleid hochhaltend, während am andern Arm der volle Marktkorb hing, eilten Dienſtmädchen und Hausfrauen, froh, bei dem unfreundlichen Wetter ihre Einkäufe beſorgt zu haben, über die Straße, während aus dieſer und jener Thüre, mit flinker Geberde, Barbiere oder Friſeure ſprangen, um, nachdem ſie den Seifenſchaum aus der gelben Blechbüchſe auf das Pflaſter geſpritzt, in dem nächſten Hauſe, wo ein anderer Kunde wohnt, wieder zu verſchwinden.

An ihnen vorbei, oder ſich zugleich mit ihnen durch die oft engen Hausfluren drängend, huſchten kleine, ſchmutzige Zeitungsträger in dicken, naſſen und von der Wärme dampfenden Tüffelröcken und ſchwer mit Eiſen beſchlagenen, kothigen Stiefeln, mit denen ſie zum Aerger und Verdruß der Stu-

benmädchen in die eben geſcheuerten und rein ausgefegten Vorzimmer traten, um die noch druckfeuchten Morgenblätter an die Abonnenten abzugeben.

In Paletot und Burnus eingewickelt, den Hut in die Stirne gedrückt, und eilig noch den Reſt ihrer Frühcigarre rauchend, gingen die Beamten der verſchiedenen Behörden und die Comptoriſten der größeren Handelshäuſer nach ihren Expeditionen und Comptoir's, während an ihnen vorüber, die blaue Schürze über den Arbeitskleidern, der Handwerksmeiſter, der ſchon mehrere Stunden mit ſeinen Geſellen in der Werkſtatt gearbeitet, in das, ſeiner Wohnung gegenüber liegende, Bierhaus ſchlüpfte, um zu ſeinem, in dem Bruſtlatze der blauen Arbeitsſchürze verborgenen, Morgenimbiß auch einen friſchen Trunk Bier's zu haben.

Dort trugen Fleiſcherburſchen mit rothen, fettglänzenden Wangen und über der bunten, kattunenen Unterjacke die weiße Schürze gebunden, die wieder durch den mit kleinen Muſcheln beſetzten Lederriemen des Wetzſtahls zuſammengehalten wurde, in blendend rein geſcheuerten Mulden friſch gehackte Beefſteaks, Cotelets, Hammel- und Kalbskeulen, die verlockend

zwiſchen einer Einfaſſung von Bratwürſten hervorſahen.

Hier trabte, womöglich jede Regenlache dabei durchwatend, eine Rotte Schulbuben, die Bücher in den Riemen eingeſchnallt, tobend und lärmend über die Straße, gleich als wolle ſie ſich, durch die möglichſte Ausgelaſſenheit für den ſie erwartenden Zwang des Stillſitzens und Aufmerkens in der dumpfen Schulſtube, im Voraus entſchädigen.

Eine wilde, ausgelaſſene, oft ſchon recht verderbte Jugend!

Oder was hat Euch, ihr Buben, der arme Hund gethan, der den Kopf zwiſchen die Pfoten gelegt, müd' und hungrig vor dem kleinem Milchwagen, den er täglich in die Stadt ziehen muß, liegt und auf ſeine Führerin wartet, die beim Bäcker Weißwaaren kauft, um ſie ihrer Herrſchaft, den Pächtersleuten des ſtädtiſchen Vorwerks, mitzubringen?

Warum warfſt du, tückiſcher Burſche in der grünen Flausjacke, dem armen, müden Thiere den ſpitzigen Stein gegen die Rippen, daß es heulend und winſelnd umher ſprang? Aber ſieh! die Strafe folgt der rohen That auf dem Fuße nach, du haſt den

Backenſtreich, den dir der vorübergehende Arbeitsmann gab, in vollen Maße verdient. . .

Noch reger wurde das Leben und der Verkehr, als ſich der Wagen der innern Stadt, dem Hauptmarkte und dem daranſtoßenden Obſtmarkte, auf welchem letztern der Gaſthof zu den 3 Zeiſigen ſtand, näherte.

Mit demſelben Gefühle, mit welchem man nach jahrelanger Trennung alte, liebe Freunde begrüßt, begrüßte Hagen die ihm wohlbekannten Straßen, Plätze, Häuſer, welche ihm die dahingegangenen Jahre der Kindheit und des erſten Jünglingsalters wieder lebendig vor die Seele führten.

Dort auf dem weiten Domplatz ragte ein hohes, altergraues Gebäude mit ſchmalen Spitzbogenfenſtern empor. Vor dem im altgothiſchen Styl gebauten Portale ſtanden zwei hohe, jetzt vom Herbſtwinde entblätterte, Linden, um deren Wipfel, mit ſchwerem Fluge und mißtönendem Geſchrei, eine Schaar von Krähen und Dohlen flog.

Es war das Gymnaſium. Hagen hatte in ihm die erſte gelehrte Bildung erhalten. Halbverklungene Erinnerungen aus ſeiner Schulzeit wurden, beim Anblicke des alten, kloſterähnlichen Gebäudes in ihm

wach. Er ſah ſich wieder auf den niedrigen Bänken mit den dintenbeſpritzten und zerſtochenen Tafeln, hörte die näſelnde Stimme des alten Conrectors, wie er mit unendlicher Breite über die griechiſchen Partikeln ἄν und εἰ ſprach, ob ſie mit dem Conjunctiv oder Optativ, und in welchem Falle ſie mit dem Optativ oder Conjunctiv zu conſtruiren ſeien. Es war ſein philologiſches Steckenpferd, dieſe Conſtruction des ἄν und εἰ, das er jeden Tag wenigſtens einmal ritt, mochte er nun den Homer, den Xenophon, den Cicero oder Horaz mit ſeinen Schülern leſen.

Er hatte nicht weniger als drei Programme über dieſe beiden griechiſchen Partikeln ἄν und εἰ geſchrieben, und Hagen erinnerte ſich lächelnd noch des Augenblicks, wie ihm der Conrector, bei dem Abſchiedsbeſuche nach der Maturitätsprüfung, drei Exemplare dieſer Programme mit den Worten in die Hand gedrückt: „Sie gehen nun zur Univerſität ab, mein lieber Hagen, und bald werden Sie in dem akademiſchen Treiben das ſtille, einfache Gymnaſialleben vergeſſen haben. Doch es werden auch Stunden kommen, wo die Erinnerung daran in Ihrer Bruſt einkehren wird und dann, mein junger Freund, leſen

Sie dieſe Programme. Was Buttmann, was Roſt, was Wüſtemann über die Conſtruction von ἄν und ἐι geſagt — Sie finden Alles in dieſen Broſchüren, von dem Reſultat meiner eigenen Forſchungen," ſchloß er mit der Beſcheidenheit eines deutſchen Profeſſors, „ſpreche ich nicht."

Da hielt der Wagen ſtill. Möhring kam an den Schlag, und indem er dieſen öffnete, ſprach er: „Wir ſind im Hafen. Sehen Sie dort die 3 Zeiſige über dem Thorwege! es war auch Zeit, ſonſt hätten wir noch einen Volksauflauf gehabt." Und er deutete dabei auf einen Schwarm ſtädtiſcher Jugend, welche neugierig gaffend den ehrlichen Sophokles bewunderte.

Dienſtfertig eilten Kellner und Hausknecht aus den 3 Zeiſigen herbei, und nachdem Möhring dem jungen Freunde das Verſprechen abgenommen, ihn bald zu beſuchen, trennten ſie ſich, der Eine, um nach Hauſe zu gehen, der Andere, um ſich in den 3 Zeiſigen fürs Erſte von den Anſtrengungen der Reiſe zu erholen.

Zweites Kapitel.

Der Gasthof zu den 3 Zeisigen gehörte nicht unter die Zahl jener modernen Hotels, welche durch prächtige und blendende Ausstattung der Hausflur und der Zimmer die Mängel der Küche und des Kellers verdecken wollen.

Herr Gottlob Leberecht Wachtel, wie der Besitzer der 3 Zeisigen hieß, war noch einer jener Wirthe von altem Schrot und Korn, die heut zu Tage immer seltener werden. Seine Person war die beste und trefflichste Empfehlung seines Gasthofs. Denn welcher Gast vertraute die Sorge für seines Lebens Nothdurft nicht gern und freudig einem Manne an, dessen Stirn und rothe, dicke Wangen so fett glänzten, als wären sie mit einer Speckseite eingerieben, einem Manne, dessen Doppelkinn in so üppiger Fülle aus der Halsbinde hervorquoll, und dessen Leibes-

rundung ſo lebhaft an die Biertonnen ſeines Kellers erinnerte?

Konnte man beim Anblick eines Mannes, der ſo fett war, daß er ſchwitzte, wenn Andere froren, und deshalb Sommer wie Winter im gelben Nankingrock, in Beinkleidern und Weſte von demſelben Zeuge, ging und in deſſen Adern nicht Blut, ſondern braunes, malziges Bier zu rollen ſchien — konnte man beim Anblick eines ſolchen Mannes an magere Suppen mit ſpärlichen Fettaugen, an ſaftloſe Braten, ausgeſogenes Rindfleiſch und dünnes Bier denken?

Mit ſeinem Appetit hielt ſein Durſt gleichen Schritt. Man erzählte ſich in der Stadt ganz fabelhafte Geſchichtchen davon, deren geſchichtliche Glaubwürdigkeit von Keinem, der Herrn Gottlob Leberecht Wachtel kannte, angezweifelt wurde.

Und mußte dieſes fette, glänzende Doppelkinn, dieſe ſtattliche Rundung des Leibes und dieſe Fülle des Halſes nicht einen ungleich ſtärkern, unwiderſtehlichern Eindruck machen, als alle die Arabesken und Schnörkeleien, welche auf den Empfehlungskarten von Herrn Wachtels Nachbar, dem Wirthe „zum Kaiſer von Braſilien“ prangten?

Mit dieſem Doppelkinn und dieſer Leibesrundung ſtand er auch jetzt vor Hagen, der zwei Zimmer im erſten Stockwerk erhalten, und frug nach dem Anliegen ſeines Gaſtes, wobei er fortwährend erſtaunte Seitenblicke nach Sophokles warf, der mit Hülfe des Hausknechts das Gepäck ſeines Herrn herauftrug.

Herr Wachtel war gerade kein weitgereiſter Mann zu nennen und da ſich nach ſeiner Vaterſtadt ſelten ein Neger verirrte, — Herr Wachtel hatte in ſeinem Leben einen einzigen in einer Schaubude beim Vogelſchieß-Feſte geſehen — ſo kann man ſich dieſes verwunderte Zwinkern ſeiner kleinen, grauen Augen ſchon erklären.

Einen Neger in einer Schaubude auf dem Schießplatze, ließ ſich Herr Wachtel wohl gefallen, aber ihn ſo frei und ungenirt in ſeinem Hauſe, Trepp auf, Trepp ab, gehen zu ſehen, wie ſeinen Johann, den Hausknecht — das kam ihm doch ein wenig bedenklich und befremdend vor. Denn es fiel ihm ein, daß in derſelben Bude, wo er den Afrikaner geſehen, auch ein Käfig mit einem Tiger, zur Linken aber ein Käfig mit einem Löwen geſtanden, und da Herr Wachtel niemals an den Neger

denken konnte, ohne ſich zugleich des zähnefletſchenden Tigers und des brüllenden Löwen zu erinnern, ſo brachte die Erſcheinung des guten Sophokles einen ſehr unbehaglichen Eindruck bei ihm hervor. Wenn es Reiſende gab, welche ſolche wilde ſchwarze Menſchen mit ſich führten, die nach Wachtels Anſicht doch eigentlich nur in die Thierbuden gehörten, warum konnte — es überlief ihn eiskalt bei dem Gedanken — nicht des nächſten Tags Einer kommen, der, ſtatt eines Hundes, einen Tiger oder Löwen hatte, den er ebenſo sans façon herumlaufen ließ? Er war ſo in Gedanken vertieft, daß er zuſammenſchrak, als ihn Hagen jetzt anredete:

„Ich bin Willens, einige Zeit, das heißt, ſo lange bis ich eine paſſende Wohnung gefunden, in Ihrem Gaſthofe zu bleiben. Sie können mir Ihre Bedingungen mittheilen und ich hoffe, wir werden uns bald verſtändigen.“

Herr Wachtel ließ ein breites Lächeln um ſeine Lippen ſpielen, drehte verlegen ſeine Hausmütze und antwortete endlich, indem er ſich ein wenig das Halstuch lüftete:

„Ah, wir werden ſchon fertig werden mit ein-

ander, Herr Doctor — hat Nichts zu ſagen, hat nichts zu ſagen. Belieben der Herr Doctor jetzt vielleicht zu frühſtücken?“

Hagen bejahte.

Vielleicht etwas Schinken, kalte Bratwurſt, Cotelets, Mettwurſt, Entenbraten, ein wenig Aal oder Bricken? frug Wachtel, der ſich nun wieder in ſeinem gewohnten Elemente fühlte, zumal, da Sophokles endlich das Zimmer verlaſſen.

„Mein Gott, damit kann man ja eine Feſtung verproviantiren,“ lachte Hagen, „indeſſen bringen Sie, was Sie haben.“

Herr Wachtel ging, um ſeiner Gattin den Auftrag zu geben, ein tüchtiges Frühſtück für den neuen Ankömmling herzurichten, Hagen blieb allein im Zimmer zurück, das er zuriegelte, um ungeſtört und unbeläſtigt zu ſein.

Es war der erſte Augenblick der Sammlung und innern Einkehr nach der Aufregung der Reiſe, und ſo ließ er denn dieſe letzten vier Jahre ſeines Lebens mit dem bunten Wechſel ihrer Erſcheinungen, Bilder und Geſtalten an ſeinem geiſtigen Auge vorüberziehen.

Mit der Rückkehr zur alten Heimath trat ein

neuer Wendepunkt in ſeinem Leben ein, neue Bahnen öffneten ſich vor ihm, neues Schaffen, Wirken, Kämpfen ſtand ihm bevor, neue Verpflichtungen warteten ſeiner. Bis jetzt war er nur Gelehrter geweſen, bis jetzt hatte er nur im Dienſte der Wiſſenſchaft gearbeitet, bis jetzt waren alle ſeine Kräfte nur nach einer Richtung hin thätig geweſen — jetzt geſellten ſich andere Intereſſen hinzu, die ihn und ſein Streben in Anſpruch nahmen.

Als Hagen vor faſt vier Jahren im Auftrage der gelehrten Körperſchaft einer großen deutſchen Hauptſtadt, und unterſtützt durch die Liberalität eines, ſich für alle Zweige menſchlichen Wiſſens intereſſirenden, Fürſten ſeine Reiſe nach Afrika und Aſien angetreten, da war die Summe aller ſeiner geiſtigen Fähigkeiten von jenen Intereſſen, die ihn zur Reiſe bewogen, in Anſpruch genommen.

Dieſe Reiſe galt nun eines Theils naturwiſſenſchaftlichen, anderntheils archäologiſchen Zwecken. Letztere beſonders auf Anregung des Fürſten, welchen eine gewiſſe romantiſche Gefühlsſchwärmerei für jene untergegangenen Reiche der alten Welt, deren Schutt und Aſche Hagen durchſtöbern ſollte, beſeelte. Seine Abreiſe war gerade in jene Zeit ge-

fallen, wo ein neuer Frühling über das alte, matt dahinſchleichende Staats- und Volksleben unſeres Erdtheils gekommen zu ſein ſchien, wo jener friſche, geiſtige Luftzug durch Europa ging, der ſich bald in einen, Reiche und alte Herrſchaften über den Haufen werfenden, Sturm verwandeln ſollte.

Es war dies zu jener Zeit, wo die Herzen der Völker, wie der Einzelnen, noch mitzuckten, wenn die Kunde von einer neuen That, auf dem Gebiete des wiſſenſchaftlichen und politiſchen Lebens, über die Ebenen und durch die Thäler der Länder flog, zu einer Zeit, wo noch andere Dinge als die Schlußzettel der Börſen, die Regulatoren unſeres Fühlens und Empfindens, unſerer Wünſche, Befürchtungen und Hoffnungen waren.

Auch Hagen war von den Erregungen jener Zeit nicht frei geblieben. Sein friſches, für alle Eindrücke leicht empfängliches Herz, hatte ſich der Strömung, welche damals durch Deutſchland ging, nicht entziehen können, und ſo wenig er auch ſonſt aus der ſtillen Clauſe, in der er ſeinen Studien mit zäher Beharrlichkeit oblag, heraus auf den Markt und in das Gewühl des öffentlichen Lebens trat, ſo fanden doch die Ideen und Worte von Freiheit, Größe

und Wohl der Nation, einen ſympathetiſchen Widerhall in ſeinem Herzen, und vermiſchten ſich mit jenen, vom Hauch der Poeſie durchdufteten, Erinnerungen an ſeine Studentenjahre, wo er ſo oft, im Kreis der Commilitonen, das ſchwarzrothgoldene Band um die Bruſt geſchlungen und den blanken Schläger, geziert mit den heiligen Farben des Vaterlandes in der Hand, Deutſchland und ſeine Zukunft in Lied und Rede gefeiert und geprieſen hatte.

Doch wie bei ſo vielen Andern der damaligen Zeit, ſo war es auch bei Hagen der Fall. Sein Herz zuckte auf in hoher Empfindung bei den Worten: Vaterland und Größe deutſcher Nation, bei der Erinnerung an Freiheit und Macht des geliebten Vaterlandes, aber wie dieſe Größe, dieſe Freiheit und dieſe Macht zu erringen, welche Wege einzuſchlagen, um ſich dieſem Ziele zu nähern, und mit welchen Werkzeugen und Bauſteinen der neue Aufbau zu errichten: darüber war er ſich ebenſowenig klar, als Tauſend Andere. Das Geſchick wollte es, daß er Europa in demſelben Augenblicke verlaſſen mußte, als ſich jene Träume in Wirklichkeit verwandeln zu wollen ſchienen. Am Ende der Civiliſation, eben als ſein Fuß den Saum der afrikani-

ſchen Wüſte berührte, traf ihn die Kunde von dem Umſchwung der Dinge in Deutſchland.

Wie klopften da ſtürmiſch ſeine Pulſe, wie hob ſich ſeine Bruſt und wie glänzten ſeine Augen, als er aus den Spalten engliſcher Zeitungen die Vorgänge in der Heimath erfuhr.

Wäre er nicht ſo gewiſſenhaft in der Erfüllung eingegangener Verbindlichkeiten geweſen, hätte ihn nicht ein ſo tiefes Intereſſe für die Zwecke ſeiner Reiſe beſeelt, er wäre auf der Stelle umgekehrt, um auch nach ſeinen Kräften am Aufbau des neuen Reiches zu arbeiten. Vielleicht war es — nun ja, es ſei das Wort geſagt, zu ſeinem Glücke, daß er es nicht that.

Ferne von dem Schauplatz der Ereigniſſe, bald unter den Beduinen, bald unter den Trümmern Ninive's und Perſepolis, dann wieder unter den Negerſtämmen des innern Afrika's weilend, entging er dem düſteren Verhängniſſe, welches ſo viele jener Arbeiter an dem, ſobald wieder zuſammenſtürzenden, Aufbau traf. Er war weder dem Kugeltode, noch dem Kerker verfallen und was vielleicht ſchlimmer als Beides: er brauchte nicht das bittere Brod der

Fremde zu essen, und konnte frei und ungehindert die Luft der Heimath athmen.

Doch wenn er sich auch nicht selbst persönlich, weder durch That, noch Rede oder Schrift, an dem Sturme und Drange jener Jahre betheiligt hatte, so hatte er doch, so weit möglich, den regsten, lebhaftesten Antheil an den Vorgängen in der fernen Heimath genommen.

Mit welcher Begierde hatte er, wenn ihm ein glücklicher Zufall eine europäische Zeitung in die Hände geführt, am flackernden Scheine des Wachtfeuers einer Araberhorde, oder auf dem zerbröckelten Knauf einer Säule der alten Persepolis sitzend, die Nachrichten von den Vorgängen in Wien, Berlin und Frankfurt gelesen, mit welcher Hast hatte er die Briefe und Zeitungspackete, die ihm zuweilen aus der Heimath zugeschickt wurden, erbrochen und jedes Wort in sich eingesogen!

Welche Gebilde entwarf er sich dann von des Vaterlandes Macht, Größe und Herrlichkeit, welche glänzende Fata morgana stieg dann vor seinen Blicken auf, wenn er bei nächtlicher Weile, vielleicht unter dem Zelte eines Beduinenhäuptlings, oder unter dem

Palmenblätterdach einer Negerhütte liegend, über die Entwicklung der Geschicke seines Volks nachsann.

Vielleicht trug ein ihn persönlich berührender Umstand viel dazu bei, in ihm diese Sehnsucht nach einer würdigen Machtstellung und Größe des Vaterlandes immer wach zu halten und neu anzufachen.

Als Hagen Deutschland verließ, um seine Reise anzutreten, hatte er sich zuvor, unterstützt von der gelehrten Körperschaft, in deren Auftrage er reiste, von einer deutschen Großmacht einen Paß ausstellen lassen. Er ging dabei von der Voraussetzung aus, daß ihm dieser jedenfalls zweckdienlicher sei, als der des kleineren Staates, dem Hagen durch Geburt angehörte. Leider mußte er bald die Erfahrung machen, daß jenseits des Meeres auch die Consuln und Gesandten der größern deutschen Staaten bei weitem nicht den Einfluß zur Beschützung ihrer Angehörigen ausüben konnten, wie es bei ihren englischen, französischen, russischen oder nordamerikanischen Collegen der Fall war. Fehlten den Ländern, die sie vertraten, doch die metallenen Sprachrohre, die in gewissen Fällen die einzigen Werkzeuge sind, um den tauben Ohren fremder, übermüthiger Machthaber Vernunft und Mäßigung zu predigen: die

Schiffskanonen, durch welche England die Bürger Großbritaniens vor fremder Unbilde ſchützt. Eine ernſte Verwicklung, in welche Hagen während ſeines Aufenthalts in Kleinaſien gerieth, nöthigte ihn endlich, ſogar den Schutz des britiſchen Reſidenten in Smyrna anzurufen, und nach Europa zu ſchreiben, um ſich durch die Societät, welche ihn abgeſendet hatte, einen engliſchen Paß auszuwirken. Dieſer wurde ihm auch, beſonders durch die Vermittlung eines, als Neſtor der Wiſſenſchaften hochgefeierten, Mannes. Aber mit welcher brennenden Schamröthe auf den Wangen empfing er dieſes Papier, dieſes Document der Schwäche ſeines Landes, jenes großen Deutſchlands, deſſen Völker einſt die Cäſaren Roms, in Mitten ihrer zahlreichen Leibwachen und vergoldeten Marmorpaläſte zittern, machten! Und doch! Deutſchland brauchte nur zu wollen, um ſo groß, mächtig und geachtet, wie irgend ein Volk der Erde zu ſein!

So dachte Hagen, und ſo wuchs in ihm immer mehr der Vorſatz und das Streben, ſo viel als an ihm war, zur Erreichung jenes Ziels beizutragen.

Dieſer Zeitpunkt war jetzt gekommen. Jene Sendung, die ihn nach den fernen Ländern des Mor-

genlandes geführt, war vollendet, er war zur Heimath zurückgekehrt, ſollte ihr fortan als Bürger angehören.

Als Bürger! Das Wort mahnte ihn an die Erfüllung ernſter und ſchwerer Pflichten. Wie ſie erfüllen, bei der jetzigen Geſtaltung der öffentlichen Angelegenheiten, bei dieſer ſo gänzlich veränderten Lage der Dinge? Das war die bedeutungsvolle Frage, die an ihn herantrat und ſich ſchwer wie ein Alp auf ſeine Seele legte.

Lange ſaß er ſinnend in der Ecke des Sopha's und erwog, prüfte, verwarf und erwog wieder.

Da zuckte es plötzlich hell und licht durch das dunkle Durcheinander, und jener Ausdruck freudiger Genugthuung, der das Zeichen, das Richtige getroffen zu haben, iſt, glänzte auf ſeiner Stirn.

Die Verhältniſſe erforſchen, die Menſchen beobachten, das Terrain, auf welchem er ſtand, kennen lernen, daß war die erſte Bedingung einer entſprießlichen Wirkſamkeit, denn wenn er —

Da pochte es an der Thür und weckte ihn aus ſeinem Sinnen und Grübeln.

Unwillig über die Störung, öffnete er. Vor ihm ſtand, von dem Kellner Franz gefolgt, Herr Wach-

tel, in der Hand eine Platte haltend, belaſtet mit einem Morgen-Imbiß, wie Herr Leberecht ſchmunzelnd meinte. Franz trug Flaſchen, Brodkorb und Gedecke. Ein Lächeln trat auf Hagens Lippen.

„Wollen Sie denn Ihre übrigen Gäſte verhungern laſſen," frug er, indem er einen erſtaunten Blick über dieſen Berg von Braten, Wurſt, Schinken und marinirten Fiſche ſtreifen ließ.

Herr Wachtel wiſchte ſich mit ſeinem gelbſeidnen Taſchentuch verlegen die Schweißperlen von der Stirn.

„Nichts für ungut, mein Herr," ſprach er mit ſeiner fetten Stimme; „aber es iſt heute Freitag und Sie wiſſens ja, wie es ſo geht: am Ende der Woche ſieht es immer etwas leer und windig in Küche und Speiſekammer aus; Sonnabend wird wieder friſch gekauft. Meine Frau hat eben, was ſie fand, zuſammengeſucht und läßt um Entſchuldigung bitten, daß nur Kaltes und nichts Warmes dabei. Doch, wenn der Herr Doctor noch einen Augenblick Geduld haben will: ſie hat eben das Mädchen nach Hammeleotelets und Bratwürſten geſchickt, in einer Viertelſtunde" — —

„Bei Leibe nicht," fiel Hagen, faſt erſchrocken über dieſe Fürſorglichkeit, Herrn Wachtel in die

Rede; „hier iſt ja mehr, als ich in einer Woche brauche. Doch haben Sie auch meinen Sophokles verſorgt?“

Der Wirth hatte den griechiſchen Namen nicht richtig verſtanden. „Ihren Sofoklos?“ frug er, und dachte dabei an die voigtländiſchen Kartoffelklöße, die ſeine Gattin ſo trefflich zu bereiten verſtand.

„Meinen Kutſcher.“

„Ah ſo!“ lächelte Herr Wachtel; „Sie meinen Ihren Wilden, den Schwarzen? Soll gleich beſorgt werden. Franz, bringe dem ... dem“ ... er konnte den Namen nicht herausbringen, und indem er die erſten Sylben verſchluckte, huſtete er: „bringe dem Kloß des Hern Doctors ein Frühſtück. Und nun guten Appetit, mein Herr.“ Er empfahl ſich und hatte ſchon die Thüre hinter ſich geſchloſſen, als ihn Hagen noch einmal zurückrief.

„Wiſſen Sie vielleicht zufällig, wo der Candidat der Theologie Friedrich Oppermann wohnt?“

„Oppermann — Oppermann?“ murmelte Herr Wachtel, ſeine fetten Augenlider zur Decke ſinnend emporſchlagend; „iſt mir nicht bekannt, der Herr hat niemals bei mir verkehrt.“ Herrn Wachtels Perſonenkenntniß, ſo ausgebreitet ſie war, hatte doch

ihre beſtimmten Grenzen. Er kannte Jeden, der ſeine Bierſtube beſuchte, darüber hinaus erſtreckte ſich jedoch ſeine Menſchenkenntniß nicht.

„Ich werde Ihnen das Adreß-Buch heraufſchikken," ſprach er und watſchelte mit Würde zur Thüre hinaus.

Eine Minute ſpäter brachte der Kellner das Buch, worin Hagen, den Namen Oppermanns aufſuchend, folgende Adreſſe fand:

„Friedrich Oppermann, Candidat der Theologie und Lehrer an der ſtädtiſchen Freiſchule. An der Stadtmauer No. 12; 3. Etage (ertheilt auch Privatunterricht.)"

„Den Wolken immer näher, als der Erde, wackerer Oppermann," murmelte Hagen, indem er ſich die Adreſſe des Freundes notirte, „vergißt Du über dem Himmliſchen ſo ſehr das Irdiſche, daß Du Dich nicht wundern darfſt, wenn Du kein Brod auf dem Tiſche, oder kein Feuer im Ofen haſt und frieren und hungern mußt."

„Und doch," ſetzte er ſinnend hinzu; „wer weiß, ob es nicht um Vieles beſſer hier unten ſtände, wenn es mehr ſolcher Sterngucker gäbe." —

Drittes Kapitel.

Es war ein Stück Mittelalter, das ſich, wenn auch durch den Lauf der Jahre und von Sturm und Wetter arg zerbröckelt, in Mitten des Treibens der neuen Zeit erhalten hatte: dieſe alte Stadtmauer, wie die Straße hieß, in welcher der Candidat Oppermann wohnte.

Bis zum Jahre 1806, wo die Stadt, bis dahin eine freie Reichsſtadt, unter die Hoheit ihres jetzigen Regentenhauſes kam, hatte die Mauer mit ihren runden Thürmen, gar trotzig hinein in das Land geſchaut, pochend auf ihre feſten, gewaltigen Granitblöcke und die alten Feldſchlangen, die, von Defenſionern bewacht, finſter und drohend ihre dunklen Mündungen zeigten.

Aber weder die Granitblöcke, noch die Feldſchlangen, noch die Musketen der alten Bürgerſoldaten

konnten es verhindern, daß an einem ſchönen Frühlingsmorgen, kurz nach der Auflöſung des deutſchen Reichsverbandes, ein Bataillon Truppen mit klingendem Spiel und aufgepflanztem Bajonnette über die Zugbrücke marſchirte, die Thore ſprengte, die alten Fahnen mit dem Stadtwappen von den Thürmen und Baſtionen herunter nahm, die Defenſioner entwaffnete und das Banner ſeines Fürſten auf der Mauer aufſteckte, die Stadt aber ſelbſt im Namen ſeines Kriegsherrn im Beſitz nahm.

Von der Zeit an hatte man allmählich angefangen den tiefen Graben, der die Stadt umzog, auszufüllen, die Mauer und die Thürme abzutragen, und den dadurch gewonnenen Raum in öffentliche Promenaden oder Bauplätze zu verwandeln.

Ein Theil der alten Stadtmauer war jedoch dieſer, im Intereſſe der friſchen Luft, des Lichts und des modernen Schönheitsſinnes geſchehenen, Zerſtörung entronnen. Man hatte dieſen Theil der Stadtmauer aber nicht etwa aus Pietät gegen das Alte ſtehen laſſen, etwa zur Erinnerung an die frühere reichsſtädtiſche Herrlichkeit, ſondern weil hier eine Reihe von Häuſern ſtand, die ſo dicht an die Mauer angebaut waren, daß dieſe die Rückwand

derſelben bildete. Ein Abbruch hätte nun ohne eine bedeutende Beſchädigung dieſer Gebäude nicht bewerkſtelligt werden können, und die Finanzlage der ſtädtiſchen Kämmereicaſſe war nicht eine ſolche, um einen Erſatz dafür bieten zu können. War doch durch die Einquartierungskoſten und die Kriegscontributionen die Schuldenlaſt der Gemeinde ſo hoch geſtiegen, daß die Verzinſung und Abtragung der Schuld des „gelben Buchs“ — dies war der Name des Buchs, in welchem die Kriegsanleihen eingetragen waren, — die Hälfte der direkten ſtädtiſchen Steuern jährlich verſchlang.

Als ſich endlich in den Vierziger Jahren die Finanzverhältniſſe der Commune ein wenig zu beſſern anfingen, da brach der Sturm jenes verhängnißvollen Jahres los, der Throne umwarf, Reiche erſchütterte und die Völker in leidenſchaftlichen Kämpfen entbrennen ließ. Wer dachte da an den Abbruch der alten Mauer, und wer hätte es auch den Vätern der Stadt, deren Köpfe von gewichtigern Sorgen ſchwer waren, verdacht, daß ſie nicht daran dachten? So war das Stück Mittelalter ſtehen geblieben, und ein eigenthümliches Geniſte hatte ſich auf ihm angeſiedelt.

Es gab unſtreitig eine Menge Straßen, wo Luft, Licht und warme Sonne einen freiern Zutritt hatten, und wo der Miethzins auch nicht höher war, als in den Häuſern an der Stadtmauer, und doch waren keine Wohnungen in der ganzen Stadt ſo dicht bevölkert, als die alten, grauen Gebäude, die wie in- und übereinander geſchachtelt daſtanden, zum Theil an die alte Mauer ſich lehnend, zum Theil auf ihr ſelbſt erbaut, untereinander verbunden mit gewölbten Durchgängen, die in die Mauer hineingebrochen waren, und vielleicht in früheren Zeiten zu kriegeriſchen Zwecken gedient hatten.

Aber die Gewohnheit wirkt ſo mächtig in dem Menſchen! Die Mehrzahl der Familien, welche dieſen Stadttheil bewohnten, hatten dieſe Häuſer ſchon ſeit Jahrzehnten inne. Sie waren in dieſen Häuſern mit den engen, winkligen Gängen, den düſtern, feuchten Höfen, den dunklen, gewölbten Durchgängen, groß geworden, die Erinnerung an ihre Jugend, an ihre Schulzeit, an die Zeit ihrer erſten Liebe, an Sorgen und Kümmerniſſe klebte an dieſen alten, grauen Mauern, hielt ſie in ihnen feſt, trotz der feuchten, kalten Luft, die in der engen Straße mit den hohen Häuſern wehte.

Die Bewohner waren meiſtens Handwerker, beſonders Zeugmacher, deren klapperndes Getös bei der Arbeit auf ihren Webſtühlen, vom frühen Morgen bis zum ſpäten Abend heraus auf die Straße klang.

In Nummer 12 dieſer Häuſer, hoch oben im dritten Stockwerk, war es, wo der Lehrer an der ſtädtiſchen Frei- oder Armenſchule, der Candidat der Theologie Friedrich Oppermann wohnte.

Es hatte eben zwölf Uhr geſchlagen. Aus den Schulgebäuden ſtrömte die, jetzt mehr hungrige, als lernbegierige Jugend heraus, ſich ſchreiend und lärmend nach allen Richtungen hin zerſtreuend.

Aus den Büreaus, Comptoirs, Fabriken und Werkſtätten eilten die Arbeiter und Angeſtellten heim zum Mittagstiſch, und die Stadt zeigte jenes täglich wiederkehrende Bild des haſtigen Straßenverkehrs der zwölften Stunde, wo das einzige Bedürfniß des Eſſens und der Drang es zu befriedigen, Alle beherrſcht.

Auch aus der Freiſchule, die in der Teichſtraße, unweit der Stadtmauer lag, ſtrömten die Knaben, und Mädchen, froh, daß die Stunde zu Ende und die Zeit des Mittagseſſens da war. Es waren lau-

ter Kinder armer Leute, Kinder, deren Eltern nicht das Schulgeld erschwingen konnten, wie schon die dürftige, fadenscheinige Kleidung der Kleinen verrieth. Wo es daheim oft am Nöthigsten fehlt, an dem, was zur Lebens- und Leibes-Nothdurft gehört, da fehlt es auch nur zu oft an dem, was die Sitte heischt. Es sei nicht damit gesagt, als ob diese nur in den Häusern der Vornehmen und Reichen und nicht in den Hütten der Armen zu finden wäre, am Allerwenigsten aber sei damit den Ersteren ein Lob und den Letzteren ein Tadel gespendet, allein da, wo die Sorge um Speise und Trank, Kleidung und Obdach die Gemüther der Eltern stündlich erfüllt, da sproßt nur zu üppig Hader und Zwietracht und all' das Unkraut, welches beide mit sich bringen und schlägt Wurzel in den jungen Kinderherzen.

Unbändiges, ungezogenes Wesen, bei Einzelnen sogar in Rohheit ausartend, zeigte sich auch bei den Kindern, die sich aus dem großen Thorwege der Freischule drängten, und selbst der Lehrer Gegenwart zähmte nur wenig die Zügellosen. Nur die Kinder einer Classe machten eine Ausnahme, und gingen ruhig und sittsam ihres Weg's, indem ein Jedes, beim Austritt aus der Thür, den mit einem Collegen im

Geſpräch begriffenen Claſſenlehrer mit „geſegnete Mahlzeit Herr Candidat“ begrüßte.

Der Lehrer dankte freundlich Jedem der Kleinen mit Wort, Blick, oder einer Bewegung des Kopfes und ließ keinen der Kindergrüße unbeachtet.

Und den Kleinen — es war wohl die unterſte Claſſe, in der die Jüngſten ſaßen — konnte man die Freude und den Stolz darüber an den Augen ableſen, und ſchon aus dem Grunde waren ſie nicht ſo unartig, wie die Kinder der anderen Claſſen, deren Lehrer freilich die Grüße ihrer Schüler auch nicht ſo herzlich erwiderten — ſie vielleicht gar nicht bemerkten.

So etwas that der Herr Candidat Oppermann nie — mochte er Kopf und Herz auch noch ſo voll von Gedanken und Sorgen haben! Und das war nicht allzuſelten der Fall und eben auch wieder, als er mit einem der andern Lehrer, in ernſtem Geſpräche begriffen, noch immer unter dem Thorwege des Schulgebäudes ſtand, während ſich die Kinder ſchon längſt nach allen Seiten hin zerſtreut hatten.

„Befolgen Sie meinen Rath, Herr Candidat,“ ſprach der Andere, ein kleiner Mann von vielleicht vierzig Jahren, mit magerm, gelblichen Geſicht, in

dem ſich eine gewiſſe Zaghaftigkeit, mit Gutmüthigkeit gepaart, ausdrückte, und indem er das ſpärlich dünne, braune Haar hinter das Ohr ſtrich, und dann mit der Hand ſich den Schulſtubenſtaub von dem Aermel des ſchwarzen Rockes ſtreifte, „Sie wiſſen, ich meine es gut mit Ihnen — und außerdem," — er ſah ſich ſchüchtern um, ob ihn Niemand höre — „ich gehöre auch nicht zu denen, welche das Auswendiglernen der Hauptſtücke des Katechismus für die Grundlage des Unterrichts in chriſtlichen Schulen halten, wie man jetzt ſagt, aber antworten Sie ſelbſt, Herr College, kann man gegen den Stachel lecken? Das Geheime Oberkirchen- und Schulcollegium erblickt nun einmal das Heil der Gegenwart und Zukunft in der Erweckung und Stärkung des Glaubens; der Herr Oberſchulrath Mantius hat ſich in der letzten Synode des Collegiums hart und bitter genug über die Gleichgültigkeit gegen kirchliche Dinge, ja ſogar über die Irreligioſität, die noch bei ſo manchen Mitgliedern des Lehrerſtandes zu finden ſei, ausgeſprochen, er hat das Wort: „Purification" fallen laſſen und es iſt," der kleine ängſtliche Mann ſah ſich wieder um, „dabei auch des alten Dübois und Ihr Name genannt worden."

„Und in welcher Zuſammenſtellung, Herr Adjunct? frug der Candidat mit ruhiger, milder Stimme, indem er ſein helles Auge fragend auf den Sprecher richtete.

„In welcher Zuſammenſtellung?“ ſprach der zurück, „Sie können noch fragen? Der Herr Geheime Schulrath nannte Sie geradezu einen Ungläubigen, einen Irrlehrer . . . Doch es iſt ſchon ein Viertel nach Zwölf, die Meinigen werden zu Hauſe mit dem Eſſen auf mich warten,“ ſchloß er, nach der Uhr ſehend, und dem jungen Mann die Hand reichend; „Geſegnete Mahlzeit Herr College — und was wir geſprochen haben, bleibt unter uns. Aber ſein Sie vorſichtig und noch eins: hüten Sie ſich vor dem Catechet Schamvogel — oder er flickt Ihnen etwas am Zeuge. Und nun Gott befohlen, Herr Candidat und,“ er ſagte das mit einem bedeutungsvollen Augenblinzeln: „Kehren Sie um.“ Er ging, nachdem er ſeinem jungen Collegen, der ihm mit einem trüben Lächeln nachblickte, die Hand gedrückt.

„Umkehr! Das iſt das Wort, das ſie jetzt Alle im Munde führen. . . Und auch Du, ehrlicher, aber ſchwacher Mann, auch Du denkſt an die Umkehr, wenn ſie Dir gleich nicht im Herzen liegt. Aber

freilich, freilich, wenn man Weib und Kind hat, die täglich Brod, Kleidung und Wohnung verlangen — da kehrt so Mancher um, wenn ihm auch die innere Stimme „vorwärts“ zuruft.“

Der junge Armenſchullehrer faßte bei dieſen Worten den Stoß Schreibbücher, den er unter dem Arme trug, um ſie zum Corrigiren mit nach Hauſe zu nehmen, feſter zuſammen und ſchritt langſam die Straße hinab. So kurz der Weg von der Freiſchule bis zur Stadtmauer auch war, ſo wurden dem Candidaten doch mehr als zwanzig Grüße, meiſtens von ärmern Bürgersleuten und Arbeitern zu Theil.

Andere — und es waren dies meiſtens Perſonen, die den vornehmeren Ständen angehörten, erwiderten den Gruß entweder kalt, oder gar nicht und einige junge Beamte, die eben von ihrem Bureau kamen, ſchlugen ſogar, als ſie Oppermann von Ferne ſahen, einen Umweg ein, um ihm nicht zu begegnen.

Oppermann hatte dies wohl bemerkt und ein bitteres Lächeln ſpielte einen Augenblick um ſeinen Mund. Kannte er doch die Beiden ſo gut! Es waren Univerſitätsfreunde von ihm geweſen, und er hatte ihnen oft, als ſie in Leipzig ſtudirten, ſeinen Mittagstiſch im Convicte abgetreten, während ſie

jetzt ihm auswichen, oder, wenn dies nicht möglich, mit dem flüchtigſten Gruße an ihm vorüberhuſchten.

Freilich, freilich, dachte er bei ſich, jetzt und damals ſind himmmelweit verſchiedene Zeiten. Damals nannten ſie ſich deine Herzensfreunde, ſchrieben dir das: „Verus amicus cernitur“ unter ihre Silhouetten, — und jetzt biſt Du eben Einer, der beim Geheimen Oberſchul- und Kirchencollegium ſchlecht angeſchrieben ſteht, den das geiſtliche Miniſterium in Disciplinarunterſuchung ziehen will — und ſie, ſie ſind des mageren, gehaltloſen Practicantenlebens überdrüſſig und wollen Carriere machen. Wer kann es ihnen verdenken! Vielleicht wäre aber doch aus dem bittern Lächeln, das ihm auf den Lippen ſchwebte, ein verächtliches geworden, wenn ihm nicht in dem Momente eine Monatsroſe, die aus der Luft herabſchwebte, vor die Füße gefallen wäre.

Der Candidat zuckte plötzlich zuſammen, wurde roth bis an die Schläfe, raffte, als wäre es ein Beutel Gold, an dem er einen Funddiebſtahl begehen wollte, die Blume auf, verbarg ſie in ſeiner Bruſttaſche und ſah raſch nach der Höhe empor.

Oben klirrte ein Fenſter und ein roth, wie die Roſe, erglühendes Mädchengeſicht verſchwand

hinter den Gardinen. Es war im Hintergebäude des dritten Stockwerks eines ſtattlichen Gebäudes, welches dem, in welchem der junge Armenſchullehrer wohnte, gerade gegenüber lag.

Mit freudig verklärten Zügen trat Oppermann in die dunkle Hausflur ſeiner Wohnung — und Geheimes Ober-Schul- und Kirchencollegium, ſowie Oberſchulrath Martius, Catechet Schamrogel und die beiden Univerſitätsfreunde waren vergeſſen im Rauſche dieſes Augenblicks.

Es war ein recht beſcheiden, ja ärmlich möblirtes Zimmer, in welchem der Candidat wohnte. Ein brauner, einſt polirt geweſener, runder Tiſch, mit einer ausgewaſchenen, großblumigen Damaſtdecke belegt, ein altes Sopha mit einem kleingewürfelten roth-gelben kattunenen Ueberzuge, drei Rohrſtühle, ein Bücherbrett, eine Kommode mit klappernden, loſen Meſſingbeſchlägen an den Schlöſſern, und ein kleiner Wandſpiegel, groß genug, um das Stück Geſicht, von der Naſenwurzel bis zum Kinn, darin zu ſehen, und unter dem Spiegel eine Anzahl Silhouetten alter Univerſitätsfreunde, das war das Meublement der Candidatenwohnung; in einem kleinen, an die Stube ſtoßenden Alkoven ſtand das Bett und

der Waſchtiſch, ſowie das übrige Wirthſchaftsgeräthe des Armenſchullehrers.

Dieſes übrige Wirthſchaftsgeräthe des jungen Lehrers, beſtand aber in einer blechernen Kaffeemaſchine und einigen Tellern und Taſſen von Steingut, die er jetzt, nachdem er den Schlafrock angezogen und in dem grünen Kachelofen Feuer angezündet, herein auf den Tiſch trug, um ſich ſein Mittagsmahl zu bereiten. Denn die hundert und achzig Thaler Gehalt und die paar Thaler, die er ſich nebenbei durch Privatunterricht verdiente, reichten wahrhaftig in der theuren Zeit nicht hin, um jeden Mittag warm ſpeiſen zu können. Er ließ ſich deshalb nur einen Tag um den andern Eſſen aus einer benachbarten Garküche holen, und begnügte ſich in den Zwiſchentagen mit Kaffee und Butterbrod und zum Deſſert mit einer Cigarre, ſo wie er es oft als Student gethan, wenn er ſeinen Freitiſch im Convicte einem noch Aermeren abgetreten.

Züngelnd leckte die bläuliche Spiritus-Flamme an dem blechernen Geſchirre empor und das ſiedende Waſſer ziſchte und ſummte und wallte. . . Oppermann ſtand indeſſen am Fenſter und lugte hinüber nach dem Hauſe, aus deſſen drittem Stockwerk ihm

die Roſe, die er behutſam in ein kleines Glas voll friſchen Waſſers geſteckt, herabgeworfen worden.

Er hatte ſein lichtblondes, weiches Haar hinter die Schläfe zurückgeſtrichen, ſeine Augen glänzten und ſein ſonſt blaſſes Geſicht war von einer leichten Röthe überhaucht. Der Candidat war nicht ſchön, man konnte ihn vielleicht nicht einmal hübſch nennen.

Seine Geſtalt war von mittlerer Größe, ſchmächtig, mehr zart als kraftvoll. Seine Züge waren unregelmäßig, nur der Mund, um welchen ein Zug von Milde ſchwebte und die Stirn waren ſchön geformt. Seine Augen waren von hellgrauer Farbe, groß und von einem ſchwärmeriſchen Feuer erglänzend, ſobald er ſich über gewiſſe Ideen, die ſeine Seele erfüllten, äußerte. Dann konnte er auch beredt werden, während ſeine Ausdruckweiſe im gewöhnlichen Leben etwas Schüchternes, oft ſogar Ungeſchicktes hatte.

Am ſchärfſten trat dieſe Unbeholfenheit der Rede im Umgange mit Frauen hervor — ein Fehler, den man ihm überdieß nicht zu hoch anrechnen durfte, da er von Jugend auf ſich nur wenig unter Frauen bewegt hatte. Er war der einzige Sohn einfacher

Bürgersleute — ſein Vater war Tiſchlermeiſter geweſen —, er hatte nie Schweſtern gehabt und ſeine Mutter war bis zu ſeinem zwanzigſten Jahre die einzige Frau geweſen, die er eigentlich kannte.

Wie oft hatte er ſich eine Schweſter gewünſcht, er ſollte dies Glück nicht kennen lernen.

Das Wort Glück ruft ein Lächeln auf manche Lippe!

Nun freilich, es iſt, werden Viele meinen, die der Zufall mit Schweſtern beſchenkt, ein ſehr alltägliches Glück, Schweſtern zu haben, aber der, welcher dieſes alltägliche Glück nicht hat, kann auch nur ermeſſen, was er entbehren muß. Es iſt nicht bloß, daß ſich das Rauhe und Spröde, die unbekümmerte Rückſichtsloſigkeit, welche das Weſen der Männer häufig hat, durch den Einfluß ſanfter Schweſterlichkeit verliert oder mildert, ſondern vor Allem die Erkenntniß weiblichen Thuns und Handelns, das Ergründen weiblichen Weſens, welches denen viel leichter wird, die von Jugend auf in dem Umgang mit Schweſtern die Frauen kennen lernen.

Welchen Einfluß aber die Kenntniß und Unkenntniß des weiblichen Herzens auf die Geſtaltung der Schickſale des Mannes auszuüben vermag, wie viel

Glück und wie viel Unglück daraus erwachſen kann, wer will das in Abrede ſtellen?

Wie viele Täuſchungen, unglückliche Bündniſſe und zerſchellte Lebenshoffnungen hat dieſe Unkenntniß der Frauen nicht in ihrem Gefolge!

Die Frauen erſchließen den Brüdern gegenüber ihr inneres Sein viel offener, als ſie es denen gegenüber thun, die ihnen nicht durch die Bande des Blutes verwandt ſind. Vielleicht hat einer unſerer größten Dichter nur deshalb ſo tief in das geheimſte Weſen der Weiblichkeit eindringen können, weil ihm durch ſeine Schweſter Offenbarungen über ihr Geſchlecht zu Theil wurden, welche Andere, denen dieſes Glück nicht beſchieden, erſt nach bittern, herben Täuſchungen, Erfahrungen und Irrthümern ſich errangen.

Vor Allem aber zeigt ſich dieſes Glück, eine Schweſter zu beſitzen, wenn wir lieben, zum erſten Male lieben!

Nicht die Mutter, nicht der Freund kann uns das ſein, was uns dann die Schweſter iſt: die Vertraute dieſer erſten, ſchüchternen Liebe, die noch alle Scheu hat, ihr Geheimniß der Welt gegenüber zu bekennen.

Friedrich Oppermann würde ein paar Jahre ſei-

nes Lebens darum gegeben haben, wenn er jetzt eine Schweſter gehabt, der er dieſes ſchüchterne Geheimniß hätte anvertrauen können; ſo mußte er es ſtill im Herzen tragen, wie einen Schatz hüten und bewahren vor den Augen Unberufener.

Da ziſcht es, wallt es auf, das ſiedende Waſſer läuft über und überſchwemmt den Tiſch und einige Scripturen, die darauf lagen. In ſeinen Träumereien verſunken, hatte der Candidat ſein Mittagsbrod zu beſorgen vergeſſen, und nun lief die braune, heiße Fluth aus der Kaffeemaſchine über die Platte.

Er ſah noch ganz verdutzt und ärgerlich drein, als es an der Thür klopfte, raſch und heftig.

„Es ſcheint, ich ſoll dieſen Mittag faſten," dachte Oppermann bei ſich und rief „herein," indem er einen Schritt gegen die Thür that. Dieſe öffnete ſich und: „Heinrich — Friedrich!" klang es; eine ſtürmiſche Umarmung vereinigte die Jahre lang getrennt geweſenen Freunde.

Der erſte Strom der Begrüßungen, der heiße Erguß freundſchaftlicher Zärtlichkeit war vorüber und die Beiden ſaßen, ein Jeder in einer Ecke, auf dem alten, harten Canapee und ließen die vergangenen Jahre an ſich vorüber ziehen.

Auch der Kaffee war endlich glücklich gekocht und der Rauch der Cigarren wirbelte in bläulichen Ringeln empor, während es draußen — ein ächtes Herbstwetter — durcheinander regnete und ſchneite.

„Iſt es mir doch,“ ſprach Hagen, indem er ſeinen Blick in dem kleinen Zimmer herumſchweifen ließ, „in dem Augenblick, als ſäßen wir hier nicht im Zimmer des Armenſchullehrers und Candidaten der Gottesgelehrſamkeit, Friedrich Oppermann, in der Haupt- und Reſidenzſtadt unſeres Landes, ſondern in der Stipendiatwohnung des Studioſus Theologie Oppermann, im Hofe des rothen Collegiums, in der Ritterſtraße zu Leipzig. . . Dieſelbe edle Einfachheit des Mobiliars, dieſelbe alte blecherne Kaffeemaſchine, die ſchon damals in unzähligen Verwandlungen, bald als Bratwurſtpfanne, bald als Beefſteakmaſchine, bald als Kochtopf für Kartoffeln und ſchließlich wieder als Kaffeemaſchine und Punſchbowle dienen mußte. Und nun die Silhouetten! Ich ſehe ſie alle im Geiſte an der langen Tafel in der Kneipe auf dem Neumarkt ſitzen, die Leute unſerer Verbindung, dieſe jungen, friſchen, ſtrebenden Herzen!“

Von denen ſchon ſo manches aufgehört hat zu ſchlagen,“ fiel Oppermann wehmüthig ein.

„So Manches?“ frug Hagen mit beſorgtem Ausdrucke, „ich glaubte nur unſer Schweizer, der Wild da,“ und er deutete auf eine der Silhouetten, „wäre hinüber gegangen. Fiel er nicht am Gislikon, gerade als ſein Bataillon die Luzerner von den Höhen hinabtrieb?“

Oppermann nickte.

„Er ſtarb, den Glauben ſeines Lebens mit dem Tode beſiegelnd, doch die Jahre darauf forderten noch Drei ab, die einſt unſerm Bunde angehörten. Die beiden da,“ Oppermann wies auf zwei der Bilder,“ fielen im Schleswig-Holſteinſchen Kriege, der da ſtarb im Exil, fern von Deutſchland.“

Ein trüber Schatten flog über Hagens Stirn und haſtig ſtrich er das Haar nach den Schläfen zurück.

Oppermann blickte traurig und noch bläſſer als ſonſt auf die Diele nieder.

„Das ſind böſe, wunde Stellen, die man nicht berühren darf, bis ſie vernarbt ſind,“ . . . ſprach Hagen, die ſchwüle Pauſe, welche im Geſpräch eingetreten war, unterbrechend, „die Fortentwickelung im Völker- und Staatenleben iſt mit Kämpfen, die ſchwere Opfer fordern, unzertrennlich, ſoviel weiß

ein Jeder, der ein Blatt Geſchichte geleſen. Nenne mir einen einzigen großen, weltgeſchichtlichen Gedanken, der ohne dieſe in die Wirklichkeit getreten? Du lächelſt bitter bei dieſen etwas banalen, oft dageweſenen Redensarten und meinſt, daß dies ein ſchlechter Troſt für die ſei, welche das Opfer bringen müſſen? Es mag dies zum Theil wahr —" „Nein, nein," unterbrach ihn mit einem ſchmerzlichen Lächeln Oppermann, „verſtehe mich nicht falſch, Heinrich. So ſehr als ich für die Berechtigung des Einzelnen, für die Geltendmachung der Individualität begeiſtert bin, ſo ſehr ich in dieſem Rechte der Perſon eine der ſchönſten Blüthen unſerer erhabenen Religion erblicke, ſo fern iſt mir auch jede engherzige Uebertreibung, die ſich weigert, das perſönliche Wohl dem großen Ganzen zum Opfer zu bringen. In einer Zeit, wie es die unſrige iſt, wo ſich Jeder den Verpflichtungen, die er der Geſammtheit, dem Staate, der Nation gegenüber hat, zu entziehen ſucht, wo die ſchrankenloſeſte Selbſtſucht, die in rückſichtsloſer Verfolgung der individuellen Zwecke, ohne Anerkennung irgend einer andern Pflicht, als höchſtens der gegen die Familie, ihre Triumphe feiert, wäre es geradezu ein Verbrechen, gegen dieſe Hin-

gabe des Individuums für die Zwecke der Gesammtheit zu eifern.

Aber die Nutzlosigkeit dieser Hingabe, diese umsonst und ohne Gewinn gebrachten Opfer — das ist es, was meine Seele mit Bitterkeit erfüllt.

Ist unser Vaterland nach allen diesen Opfern etwa größer, reicher, mächtiger, freier, mit einem Worte glücklicher geworden? Oder sind nicht im Gegentheile errungene Vortheile wieder zu nichte geworden, klaffen nicht neben den alten Wunden neue tiefe Risse? Hat die Nation nicht die empfindlichsten Einbußen erlitten an materiellem, wie geistigem und sittlichem Gute, und ist die Umkehr zu alten verrotteten Zuständen nicht die Parole des Tages?“

Schwer und gewichtig fielen die Worte des Freundes Hagen auf's Herz, und nicht ohne Erregung antwortete er: „Noch bin ich zu sehr Neuling den jetzigen Verhältnissen gegenüber, noch sind der Tage, die ich im Vaterlande wieder zugebracht, zu wenige, um das Wesen der Dinge ergründen und beurtheilen zu können, ob das trostlose Wort, welches du eben gesprochen, Wahrheit; aber ich glaube fast, du malst ein zu trauriges Bild unserer Zustände! Grau in Grau!

Nimm das Wort nicht übel auf, Friedrich, es ſoll dich nicht verletzen. Aber du gehörſt zu Denen, die in Mitten des Parteikampfes geſtanden, du fochteſt mit deinem erſten Schwerte für ein Ideal, das dein junges, edles Herz ſich erbaut und das auch ſo raſch und ſchnell, wie es in deiner eignen innern Welt ſich entfaltet, in der Wirklichkeit ins Leben treten ſollte. Aber dein Schwert zerbrach, die Partei, der du angehörteſt, unterlag, dein Ideal zerrann — und nun beſchleicht Muthloſigkeit und Verzagen deinen ſonſt ſo tapferen Sinn, und weil du das nicht errungen, was dir als das Höchſte vorgeſchwebt, glaubſt du, daß gar nichts gewonnen und errungen ſei.“

„Errungen!“ wiederholte mit einem leiſen Lächeln der Armenſchullehrer, indem er des Freundes Rechte drückte, „laß das Wort nicht wieder über deine Lippen kommen. Es erinnert zu ſehr an ſein Hauptwort. Und wenn du in einem unbewachten Augenblicke jetzt von Errungenſchaften ſprichſt, ſo wirſt du zum Hohn und Geſpött jedweden Pöbels. Jedweder Lohn- und Winkelſchreiber, der aus Tertia entlief, weil ihm die Summe ſeines Wiſſens zu ſchwer wurde, und er ſich ſcheute, eine ſolche Laſt mit durchs Leben zu ſchleppen, jeder jugendliche

Geſandſchaftsattaché, der ſeine publiciſtiſchen Styl-übungen, ſeine diplomatiſchen Windeier in die Spalten irgend eines Blattes legt, das die Raiſonnements des jungen Mannes abdruckt, um von ſeinen ſichern Quellen, gut unterrichteten Correſpondenten und diplomatiſchen Mitarbeitern ſprechen zu können: ſie Alle würden kein gutes Haar an dir laſſen, und den Doctor Heinrich Hagen ſo lange rupfen und mit der Lauge ihres Witzes begießen, bis er ſplitternackt, wie der platoniſche Menſch des Diogenes, vor den Augen der Welt daſtände.“

Hagen ſah den Freund mit einem Blicke voll Mitleid an. Welche Bitterkeit lag in dieſen Worten. Welche Täuſchungen mußte dieſes harmloſe, zur Schwärmerei geneigte Weſen Oppermanns erfahren und erlitten haben, um ſo viel Spott aus ſeinem Munde gehen zu laſſen. Welche Wandlungen mußten in dem Freunde vorgegangen ſein, um deſſen Gutmüthigkeit, ſonſt ſo weit gehend, daß er nicht einmal das Touchiren ſeiner Commilitonen mit gleicher Münze zurückzahlte, in ſolche vergällte Stimmung zu verkehren?

Wie Hagens Blick ſo auf ihm ruhte, errieth Op-

permann, welche Gedanken des Freundes Seele bewegten.

„Meine Worte von vorhin," ſprach er, indem er ſich langſam eine Taſſe Kaffee einſchenkte, „kommen dir vielleicht etwas biſſig und ſtachlicht vor, und du kannſt ſie nicht in Einklang ſetzen mit meinem früheren Weſen. Nun, ich kann dir, um dich zu beruhigen," und bei dieſen Worten klang wieder die frühere Gutmüthigkeit, die den innerſten Kern ſeines Weſens bildete, durch, „ſagen, daß dies nur vorübergehende Entladungsproceſſe ſind, wenn ich ſo ſagen darf. Es begegnet heut zu Tage dem Menſchen ſo viel, was ſchmerzlich in der Seele wie mit ſpitzen Widerhäckchen hängen bleibt und ein innerliches Prickeln hervorruft, das uns ſo lange peinigt und quält, bis wir uns auf dieſe oder jene Weiſe Luft machen und davon befreien. Sonſt habe ich dieſe Art und Weiſe nie leiden mögen; aber in den letzten Jahren iſt mir der Spott und die Ironie ſehr häufig eine heilſame Arzenei geweſen.

Sie hat mich wenigſtens davor bewahrt, Menſchenfeind oder vielleicht noch Schlimmeres zu werden.

Anlaß dazu gab es, wie geſagt genug. Doch

du wirſt ja den Lauf der Dinge aus eigner Anſchauung kennen lernen.

Und nun, Heinrich, laß uns für heute von dieſem Kapitel abbrechen — es bringt mich ſtets aus meinem Gleichgewicht und verdirbt mir den Humor für den ganzen Tag. Da ich aber Schullehrer bin, d. h. ein Menſch, der ſehr viel gute Laune braucht, und ich auch nicht die Methode habe, meine ſchlechte Laune an meinen Schülern auszulaſſen, — ſo vermeide ich gern Derartiges.

Laß uns von dir, von deinen Plänen für die Zukunft plaudern.“

Des Freundes Verſicherung, daß ſolche Stimmungen nur vorübergehende, hatte Hagen bloß zur Hälfte beruhigt, denn in der Verſicherung ſelbſt lag noch zu viel von jenem Ton, der ihm eben die Beſorgniß eingeflößt hatte.

Doch ging er auf die Wendung des Geſprächs ein, und ſetzte dem Freunde kurz ſeine Abſichten auseinander.

„Für's Erſte werde ich die Reſultate meiner Reiſe ordnen, und das ſchon unterwegs begonnene Werk darüber beendigen. Dann habe ich die Abſicht, mich an einer höheren Lehranſtalt zu habilitiren, oder auch

als Privatgelehrter zu leben, je nachdem ſich nun die Ausſichten mir eröffnen.“

„Und dein Domicil?“

„Wird bis auf Weiteres hier ſein. Ich werde in den nächſten Tagen um Erlangung des ſtädtiſchen Bürgerrechts nachſuchen.“

Ein frohes Lächeln flog über Oppermanns Züge.

„Das freut mich herzlich! Werde ich doch nun wieder mit Dir zuſammen leben können. Doch da fällt mir etwas ein. Du ſagſt, du willſt Bürger werden? Liegt dir etwas daran, das Bürgerrecht zu erwerben und kennſt du die Bedingungen?“

„Ich glaube,“ ſprach Hagen lächelnd, „und denke ſie auch erfüllen zu können. Fünfhundert Thaler Vermögen, Nachweis einer Erwerbsquelle und guten Leumund.“

Die Freunde lachten und zündeten ſich friſche Cigarren an.

„Du fragſt, ob mir etwas daran liegt?“ fuhr dann der Doctor fort, „Allerdings iſt dies der Fall. Ich will nicht als Pfahlbürger oder Schutzgenoſſe hier wohnen. Und wenn der Bürgerbrief dieſer guten Stadt auch nicht die Vortheile bringt, wie einſt das Civis Romanus sum, ſo habe ich doch noch

verſchiedene Motive, die mich zu dieſem Schritte bewegen.“

„Speculirſt du etwa darauf, Stadtrath oder gar Bürgermeiſter zu werden?“ frug Oppermann launig, indem er die Aſche von ſeiner Cigarre ſtreifte.

„Wie das?“

„Die Gelegenheit oder Möglichkeit wenigſtens dazu iſt gegeben,“ ſprach Oppermann, während ihm Hagen aufmerkſam zuhörte, „in ſechs Wochen etwa läuft die Periode ab, für welche der Magiſtrat gewählt war, und Anfang December finden, nach Beſtimmung der Gemeindeordnung, die neuen Wahlen ſtatt.“

„Ich hörte heute ſchon davon ſprechen,“ antwortete Hagen, „kurz bevor ich zu dir kam. Es war in der Bierſtube zu den „3 Zeiſigen.“ Du wirſt den Gaſthof und ſeinen Wirth kennen.“

Oppermann nickte lächelnd.

„Ich hatte mit Herrn Wachtel einige Worte zu ſprechen, ging in die Bierſtube hinunter und hörte eben von dieſer Wahlangelegenheit ſprechen — oder vielmehr darüber ſchreien. Es waren meiſtens Handwerksmeiſter, die pro und contra ſtritten. Einer unter ihnen fiel mir beſonders auf. Der Menſch

warf zuweilen nur einige Brocken dazwiſchen, aber ſo höhniſch und ſpöttiſch, daß mir faſt die Galle überlief.“

„Ein Mann in den fünfziger Jahren, mit rothem, aufgedunſenem, pockenartigem Geſichte, wäſſerigen Augen, röthlich-brauner Haartour, braunem Rocke mit abgeſchabtem Kragen und fettigem Filzhute?“ frug Oppermann lebhaft.

„Mein Gott! Du kennſt ja ſein Signalement wie ein geheimer Polizeiagent. —“

„Das iſt das richtige Wort,“ ſprach der Candidat lebhaft, „und des Menſchen Handwerk. Hüte dich vor ihm, wenn du in ſeine Nähe kommſt. Auguſt Schippmann iſt ſein Name. Er war früher Sportelſchreiber bei einer hieſigen Behörde. Obgleich er Familie hatte, hätte er doch bei einiger Einſchränkung von ſeinem Gehalte leben können. Aber der Menſch war zu genußſüchtig. Nicht zufrieden mit der Koſt, die er zu Hauſe fand, aß er in den Wirthshäuſern und Reſtaurationen, beſuchte des Morgens, wie ein reicher Particulier, die Weinkeller und Auguſt Schippmann war gewiß der, welcher die erſten friſchen Auſtern, die im Herbſte ankamen, koſtete. Dazu hatte er noch andere unnoble

Paſſionen, die ihm manchen Thaler koſteten. Du kannſt dir denken, was ich meine. Kurzum — da ſein Gehalt zur Beſtreitung einer ſolchen Lebensweiſe nicht ausreichte, griff er die ihm anvertraute Sportelkaſſe an. Das erſte Mal rettete er ſich durch ſeine Gönner, die ihm das nöthige Geld zur Deckung des Deficits vorſchoſſen; allein Schippmann konnte ſeine Gewohnheiten nicht aufgeben, und als man einige Zeit nachher ein neues Deficit in ſeiner Kaſſe entdeckte, wurde er ſeines Dienſtes entlaſſen."

„Eine ziemlich gnädige Strafe," warf Hagen ein.

„Das meinten damals auch viele Andere. Aber Schippmann hatte während der Bewegungsjahre einer ſehr einflußreichen Perſönlichkeit ganz beſondere heimliche Dienſte geleiſtet — und ſo kam er mit einem blauen Auge davon."

„Und jetzt?"

„Jetzt ſpielt er die frühere Rolle fort, d. h. er lungert den langen, lieben Tag in allen Wirthshäuſern umher, ſchnappt jedes unvorſichtig und leichthin geſprochene Wort auf, und trägt es brühwarm zu ſeinen Gönnern, die ihm auch jetzt ihre Protection noch nicht entzogen haben. Mir ſelbſt hat der Menſch einen ähnlichen Streich geſpielt — daher kenne ich

ihn und warne Dich. Doch genug von dem Schmutze," ſchloß er, ſich mit einer Geberde des Ekels erhebend, „Du wirſt mich entſchuldigen — aber ich muß in die Schule, es iſt gleich zwei Uhr. . . Wir ſehen uns doch heute Abend wieder? Doch, Apropos! es iſt heute Dienſtag — und ich bin Dienſtag Abend gewöhnlich zu dem Kaufmann Gerold eingeladen. Willſt Du mich begleiten, Du wirſt freundlich aufgenommen werden, und ich verſpreche Dir einige intereſſante Bekanntſchaften. Wenn Du Dich in den hieſigen Verhältniſſen orientiren willſt, ſo findeſt Du dort die beſte Gelegenheit."

„Kaufmann Gerold?" frug Hagen, „der Name iſt mir unbekannt."

„Ich glaube es. Er wohnt erſt ſeit vier Jahren in unſerer Stadt; iſt von Berlin hierher gezogen — ich werde Dir, bevor wir hingehen, mehr von ihm erzählen."

Hagen, dem die Gelegenheit, Menſchen und Dinge kennen zu lernen, die ihm doch mehr oder weniger fremd geworden, erwünſcht kam, ſagte zu und die Beiden trennten ſich, der Eine, um nach der Schule, der Andere nach ſeiner Wohnung in den „3 Zeiſigen" zu gehen.

Viertes Kapitel.

Bevor wir in der Darstellung der Ereignisse und Schilderung der Schicksale der Personen, die uns bis jetzt entgegengetreten, fortfahren, dürfte es wohl geeignet sein, etwas Näheres über die Verhältnisse des Landes und der Stadt, in deren Mauern sich die Begebenheiten, welche wir zu schildern versuchen, entwickelten, mitzutheilen.

Das Land hatte gleich den übrigen deutschen Staaten alle jene Stadien durchlaufen, welche die im März 1848 beginnende Bewegung mit sich brachte. War der Zusammenstoß der Parteien in dem kleineren Mittelstaate auch nicht so heftig und blutig gewesen, wie in den größeren Ländern, so war doch das Feldgeschrei der Parteien leidenschaftlich und stürmisch genug innerhalb seiner Marken erklungen. Am lautesten aber in der Hauptstadt des kleinen

Staates. Hier lag indeſſen auch der meiſte Zündſtoff aufgehäuft. Waren auch die alten, äußeren Zeichen des freien, reichsſtädtiſchen Weſens längſt gefallen, ſo hatten ſich doch noch einige Reſte des früheren, unabhängigen Bürgerſeins erhalten; weniger in der reichen und vornehmen Claſſe der Bevölkerung, als in dem kernhaften Mittelſtande der Handwerker und kleineren Gewerbtreibenden.

Denn die alten patriziſchen Geſchlechter waren von der neuen Landesregierung gewonnen worden, waren in Hof- und Staatsdienſte gezogen, während ſich dagegen die mittleren und unteren Claſſen eine mehr unabhängige Stellung bewahrt hatten.

Dazu kam, daß das Land zu jenen wenigen deutſchen Staaten gehörte, in welchen auch nicht einmal eine Spur conſtitutionellen Lebens bis dahin exiſtirt hatte. Es gab zwar eine ſtändiſche Vertretung, allein die Wirkſamkeit dieſer Stände, welche von den adligen Rittergutsbeſitzern und den Magiſtraten der Städte gebildet wurden, war eine ſo beſchränkte und unmerkliche, nur in gewiſſen Finanzangelegenheiten eintretende, daß man ſie unmöglich als einen Factor im Staatsleben mitzählen konnte. Dieſer Umſtand wirkte um ſo nachtheiliger, als ge-

rade in den angränzenden Staaten das regſte, öffentliche Leben herrſchte. Die Verhandlungen in den dortigen Ständeverſammlungen, die Auseinanderſetzungen in der Preſſe, fanden ſo einen Wiederhall in dem kleinen Lande und erweckten Wünſche und Hoffnungen, deren Nichterfüllung um ſo ſchmerzlicher war, je deutlicher man ſah, wie wohl ſich die benachbarten Staaten bei jener friſchen Entwicklung des öffentlichen Lebens befanden.

Vor Allem aber beklagte ſich die Bürgerſchaft der Hauptſtadt über einen Uebelſtand, der ſie allerdings auf das empfindlichſte berührte, zumal da ſie ſich in dieſer Hinſicht gegen alle übrigen Gemeinden des Landes zurückgeſetzt ſah. Dies ging ſo zu.

Als im Jahre 1806 die freie Reichsſtadt dem Territorium des jetzigen Landesfürſten einverleibt wurde, war auch die alte Stadtverfaſſung, welche der Bürgerſchaft einen bedeutenden Antheil an der Leitung der ſtädtiſchen Angelegenheiten gewährt hatte, aufgehoben und an ihre Stelle eine nach franzöſiſchem Muſter zugeſchnittene Municipalverwaltung geſetzt worden. Nach dieſer wurde der Bürgermeiſter und die Senatoren von der Landesregierung

ernannt, die denſelben beigeordneten Stadtverordneten aber nach einem ſo beſchränkten Wahlmodus gewählt, daß zwei Drittel der Bürgerſchaft völlig ausgeſchloſſen waren.

Es war dies eine um ſo auffallendere Anomalie, als die übrigen Städte des Landes eine viel freiere, ſelbſtſtändigere Gemeindeverfaſſung beſaßen. Sie wurde noch drückender, weil gerade die Hauptſtadt des Landes ein ſehr bedeutendes Communalvermögen beſaß, an deſſen zweckmäßiger Verwaltung und Benutzung die Bürgerſchaft ein ſehr natürliches Intereſſe hatte. Leider aber lag nun gerade dieſe Verwaltung des ſtädtiſchen Vermögens ſehr im Argen. Die Stadt beſaß ausgedehnte Waldungen, deren Werth man auf eine Million Thaler ſchätzte.

Wenn nun auch der Ertrag von Waldareal durchſchnittlich ein viel geringerer, als von Ackerland iſt, ſo hätte doch, bei einer nur einigermaaßen verſtändigen Verwaltung, ein vielleicht auch zwei Procent gewonnen werden können, ohne daß der Holzbeſtand weſentlich geſchmälert worden wäre. Das war aber nicht der Fall. Als die Schuld des „gelben Buchs“ bedeutende Opfer erforderte, hatte man unverantwortlich in den Waldungen gewüſtet. Geld um jeden

Preis! war die Loſung des Magiſtrats geweſen, und ſo hatte man viele hundert Morgen Waldes abgetrieben, ohne im Geringſten an Nachpflanzungen zu denken; einzelne Parcellen hatte man verkauft und jetzt befand ſich die einſt ſo bedeutende Stadtwaldung in einem ſehr traurigen Zuſtande. . . Weiter beſaß die Stadt eine Menge Wieſenlandes und große Anger, die mit wenigen Koſten leicht urbar hätten gemacht, und theils von der Kämmereiverwaltung verpachtet, oder mit Gewinn hätten verkauft werden können. Von Allem dem war nichts geſchehen. Die benachbarten Dorfgemeinden benutzten gegen ein Spott-Pachtgeld die Anger als Weideplätze für ihre Gänſe, Enten und Hammel und die Wieſen waren an ſtädtiſche Oeconomen verpachtet, von denen einige Verwandte des Magiſtratscollegiums waren. Der Stadtrath hatte dabei zwar den Grundſatz des Meiſtbietens aufgeſtellt, ſich aber doch die Auswahl unter den Licitanten vorbehalten, ſo daß er, „wenn es angemeſſen befunden wurde, je nach den Umſtänden“ — es waren dies die ſelbſteignen Worte der ſtadträthlichen Bekanntmachung — auch einem weniger Bietenden die Wieſen zuſchlagen konnte. Wir wollen nicht ſagen, daß dies

die Ursache war, weshalb die Pächter einen so geringen Pacht dafür entrichteten, daß die Grundsteuer, welche die Stadt für die Wiesen zahlen mußte, der Pachtsumme fast gleich kam, bewahre, wir sind viel zu vorsichtig, denn der Oeconom Gottfried Möhring, derselbe, dessen Bekanntschaft wir auf der Landstraße gemacht, hatte ein großes Haar darin gefunden, als er es einst öffentlich behauptete und von „Vetter- und Sippschaft" sprach. Es wurde ihm von dem hochedlen Rathe ein Proceß angehängt, der volle fünf Jahre dauerte; drei Juristenfacultäten gaben ihren Spruch in der Sache ab, und wenn nicht schließlich das Oberappellationsgericht Möhring zwar in die Bezahlung der Proceßkosten verurtheilt, aber den Rath, in Berücksichtigung dessen, „daß Beklagtens Aeußerung zwar einen verletzenden Charakter habe, er indessen doch auch die Einrede der Wahrheit nicht ganz ohne Erfolg angetreten," mit seinem Strafantrag abgewiesen hätte, so wäre Möhring sicherlich ins Correctionshaus gewandert.

Dieser Urtheilsspruch des Oberappellationsgerichts mochte indessen den Magistrat zu einigem Nachdenken über die Art und Weise der Verwaltung des Gemeindevermögens angeregt haben und man

berathſchlagte über neue Finanzprojekte, welche die ſtädtiſchen Vermögenszuſtände aufbeſſern könnten. Lange wurde hin und her berathen — alle Finanzoperationen von Law an bis auf die neueſte Zeit discutirt, kein Vorſchlag wurde als tauglich befunden. Da brachte, in einer ſchwülen Sommernachmittagsſitzung des Collegiums, ein feiner Kopf — es war der zweite Rathsherr, Herr Chriſtian Pfeiffer, ſeines Zeichens ein Schnitthändler — einen Antrag ein, der auch ſofort, da ſeine Zweckmäßigkeit jedem Rathsmitgliede in die Augen ſprang, zum Beſchluße erhoben wurde. Zur beſſern Würdigung dieſes Finanzprojekts, welches dem Schnitthändler und, wie man behauptete, auch ſeiner Ehehälfte Roſalie, acht ſchlafloſe Nächte gekoſtet, muß Folgendes vorangeſchickt werden:

Die Stadt hielt jährlich mehrere große Jahrmärkte ab, welche immer einen bedeutenden Zuſammenfluß von Fremden herbei führten. Unter dem reichsſtädtiſchen Regiment war von Seiten des Magiſtrats Alles gethan worden, was die Frequenz dieſer Märkte heben konnte. Man hatte den zu Markte kommenden Verkäufern eine Menge Befreiungen gewährt, kurz es war Alles gethan worden,

was dieſe Märkte emporbringen konnte und in Folge deſſen, wurden auf dieſen Märkten oft größere Geſchäfte gemacht, als auf einer ſchlechten Braunſchweiger oder Frankfurter Meſſe. Auch die Kämmereikaſſe hatte ſich dabei ſehr wohl befunden. . . Denn wenn auch die Abgaben, welche die auswärtigen Verkäufer entrichten mußten, ſehr gering waren, ſo wurde dies doch durch die Menge, welche ſich zu dieſen Märkten einfand, erſetzt, und die Commune erübrigte dadurch jährlich mehrere tauſend Thaler. Dies dauerte ſo lange, bis jener feine Kopf ſein Finanzprojekt in jener ſchwülen Sommernachmittags-Sitzung ſeinen Collegen vorlegte; der Inhalt dieſes Vorſchlags war aber:

Die den Marktbeſuchern zugeſtandenen Befreiungen aufzuheben und von den Marktverkäufern eine höhere Abgabe zu erheben. —

Das Collegium war von dem Vorſchlage ſo entzückt, daß es ihn ſofort zum Beſchluß erhob und die Sanction der Landesregierung einholte, die ihm auch von dieſer ſofort zu Theil wurde. Aber der Rath des feinen Kopfs hatte, zum großen Erſtaunen des hochweiſen Magiſtrats, einen ganz andern Erfolg, als den erwarteten. Vier Wochen nach der

Bekanntmachung dieſer neuen Verordnung war Jahrmarkt — aber was für ein Jahrmarkt. Nicht die Hälfte der Verkäufer von früher war da, das Geſchäft ein ſo trübſeliges, wie es ſelbſt zur Zeit der Kriegsnoth von Anno 1806—15 kaum geweſen. Bei den nächſtfolgenden Märkten war es noch ſchlimmer, und beim Jahresſchluße ergab ſich in der Kämmereikaſſe ein Ausfall von einigen tauſend Thalern. Was half es, daß man ſich im Publikum bitter darüber beklagte und meinte, der Magiſtrat müſſe nach des Pfeiffers Pfeife tanzen, — der mehr ſeine eignen, als der Stadt Vortheil im Auge gehabt, da bekannter Maaßen die inheimiſchen Händler von jeher mit ſcheelem Auge auf die Jahrmärkte geſehen. Der Magiſtrat, der ſich in ſeinen Beſchlüſſen für ſo infallibel wie der Pabſt zu Rom hielt, beharrte auf ſeiner Verordnung. So verſiegte eine Einnahmequelle nach der andern und es blieb nichts übrig, als den Bedarf durch direkte Steuer-Umlagen zu decken.

Zum Glücke beſaß die Stadt eine ſo thätige, gewerbfleißige Bevölkerung, daß ſie dieſe Unbilden ertragen konnte, ohne zu Grunde zu gehen, wenn auch viele Mängel aus dieſen zerrütteten Finanzverhältniſſen des Gemeinweſens entſprangen.

Beſonders war es die Schule und die Armenpflege, welche unter der üblen, planloſen Verwaltung litten. Denn ſo gut geſtellt die Magiſtratsperſonen hinſichtlich ihres Gehalts waren, ſo traurig ſah es bei den ſtädtiſchen Lehrern aus, und das Ende vom Liede war, daß der tüchtigen Bewerber um ſtädtiſche Lehrämter immer weniger wurden. Aehnliches war bei der Armenpflege der Fall — man gab Almoſen ohne Plan und Syſtem und trotz der Summen, welche die Almoſenkaſſe jährlich verſchlang, nahm die Armuth jährlich zu.

So wuchs der Mißmuth unter der Bürgerſchaft immer mehr, kleinerer Uebelſtände nicht zu gedenken, z. B. wie der ſtädtiſche Polizeiherr, dem die Controlle über Maaß und Gewicht oblag, bei Gevattern und Verwandten — und ſeine Sippſchaft war ſehr zahlreich — das Auge zudrückte; wie er in den Wirthſchaften, wo die geringern Bürgersleute verkehrten, die Polizeiſtunde mit drakoniſcher Strenge handhabte, während er bei dem Caſino und dem Rathskellerwirth Fünf eine gerade Zahl ſein ließ und ähnliche Dinge mehr, die, ſo unbedeutend ſie auch geweſen ſein mögen, doch den Stachel des Mißmuths zurück ließen.

Da fuhren plötzlich, wie Blitze aus heiterm Himmel niederzuckend, die Ereigniſſe von 1848 mitten in dieſe Wirthſchaft hinein!

Hilf Himmel! was war das für ein Surren, Summen und Schwirren in dem Lande und vor Allem in der Hauptſtadt. Wie ein Bienenſchwarm flogen die Wünſche und Forderungen durcheinander! In einem Athem rief man nach Preßfreiheit, Conſtitution, Volksbewaffnung, freie Gemeindeverfaſſung, Abſchaffung des ſtehenden, fünf Bataillons ſtarken, Heeres, Geſchwornengerichten, Aſſociation, Verſammlungsrecht und Redefreiheit!

Anfangs ſträubte man ſich wohl ein wenig, allein der regierende Landesfürſt, ein alter, würdiger Herr, der den Abend ſeines Lebens in Frieden feiern wollte, und der ohnedies wenig Neigung zu einem abſoluten Regimente fühlte, gab willig, was man verlangte und das Widerſtreben mehrer ſeiner Räthe, die nichts von Zugeſtändniſſen wiſſen wollten, wurde in der Hauptſtadt raſch durch einige zerbrochene Fenſterſcheiben, bei nächtlicher Weile losgelaſſene Kanonenſchläge ꝛc. beſeitigt! Eine aus Urwahlen hervorgegangene Landesvertretung trat zuſammen, eine Verfaſſung wurde entworfen, berathen,

angenommen, vom Regenten ſanctionirt und luſtig ſteuerte das Staatsſchiff auf dem neuen Fahrwaſſer dahin!

Am bedeutſamſten aber war die Veränderung, welche in dem Gemeindeweſen der Hauptſtadt vor ſich ging. Durch eine Verordnung des Regenten wurde die alte Municipalverfaſſung aufgehoben, und ein proviſoriſches Statut an ihre Stelle geſetzt, an deſſen Stelle ſpäter eine, auf den Grundſätzen des altdeutſchen Selbſtregiments gegründete, Gemeindeordnung trat.

Wie ſchüttelten da die alten Rathsherren ihre Häupter, wie ſtäubten da die Puderwolken aus der Perücke des feinen Kopfes, wie ſpuckte und räuſperte ſich der geſtrenge Polizeiherr Droſſel, der ſo viel chriſtliche Liebe und Nachſicht gegen ſeine geſippten Freunde und ſo viel puritaniſche Strenge gegen die kleinen Leute geübt hatte — aber es half ihnen Alles nichts, weder das Schütteln der Perücken, noch das Räuſpern und Spucken: die neue Gemeindeordnung wurde im Staats-Anzeiger veröffentlicht und erhielt Geſetzeskraft!

Die Unterzeichnung des Geſetzes war der letzte

Act im Leben des hochbetagten Regenten. Wenige Monate darauf ſtarb er.

Sein einziger Sohn, Prinz Georg, war ſchon zehn Jahre vor des Vaters Tode heimgegangen und die Thronfolge ging an den Enkel des alten Fürſten über. Prinz Ernſt war noch minderjährig und ſo trat die Regentſchaft ein, an deren Spitze des Prinzen Mutter trat, eine Frau von vielleicht acht und dreißig Jahren, nicht ohne geiſtige Gaben, eine gewiſſe Grazie und Würde in ihrer perſönlichen Erſcheinung, dabei durchaus Romantikerin und die entſchiedenſte Gegnerin der Richtung, welche die Entwickelung des europäiſchen Staatslebens ſeit 1789 beziehentlich 1830 genommen hatte. Es war nicht die Luſt an der unbeſchränkten Herrſchergewalt, welche dieſe Frau zur Feindin des neuen Syſtems machte, ſondern eine gleichſam mit der Muttermilch eingeſogene und ihr tief eingeprägte Pietät für die feudalen, patriarchaliſchen Inſtitutionen des Mittelalters, nebſt der religiöſen Ueberzeugung, daß das Herrſcherthum ein von Gott ganz beſonders übertragenes Gnadenamt ſei, deſſen Prärogative, eben weil ſie göttlichen Urſprungs, durch keinerlei menſchliche Satzungen beſchränkt und geſchmälert werden dürften.

Man wird nun leicht den Schmerz ermeſſen können, welcher die Seele dieſer Frau zerriß, als die Stürme jenes ereignißſchweren Jahres von 1848 alle jene Attribute des von Gott verliehenen Herrſcherthums hinwegzufegen drohte; ſie litt unausſprechliche Qualen und dieſes eine Jahr zog auf ihrer bis dahin glatten, weißen Stirn tiefe Furchen, die ſelbſt die günſtigen Erfolge der darauf folgenden Jahre der Umkehr und Einkehr, nicht wieder hinweg wiſchen konnten.

Von echt-menſchlichem Standpunkte aus wird man deshalb auch leicht den glühenden Eifer entſchuldigen, mit welchem die Regentin alle die verhaßten Einrichtungen, welche das tolle Jahr, wie es die Organe der Umkehr nannten, geſchaffen, wieder aufzuheben und zu vertilgen ſuchte.

Und ſelbſt wenn nicht alle Motive dieſes Strebens aus der lautern Quelle ihrer innern Ueberzeugung gefloſſen, wenn das Gefühl, ſich für erlittene Kränkung und erduldete Unbill zu rächen, ſich mit hineingemiſcht, wer würde dies einer ſo glühenden Frauenſeele, wie ſie die Regentin-Mutter beſaß, zum unbedingten Vorwurf machen können?

Schlimmer freilich war es, daß ſie dabei den

Einflüſterungen und Winken ihrer Räthe folgte, und ſich ſo zur Vollſtreckerin von Handlungen machte, die nur zu häufig aus den verwerflichſten Beweggründen entſprangen. Sicher, hätte die Regentin nur die leiſeſte Ahnung von dem Mißbrauche gehabt, den man durch ſie und in ihrem Namen ausübte, — ſie würde ſofort ihre Rathgeber entlaſſen haben, aber wie ſollte die Stimme der Wahrheit durch die Mauern ihres Schloſſes und die von ihren geheimen Räthen und Vertrauten bewachten Thüren ihrer Cabinette zu ihr gelangen?

Und ſo fiel denn raſch und jäh eine der Märzinſtitutionen nach der andern, was um ſo eher zu bewerkſtelligen, als faſt noch keine dieſer Einrichtungen ſich eingelebt, in Fleiſch und Blut des Volks eingedrungen war, da die Meiſten nur ein papiernes Daſein beſaßen. . . Es waren Eintagsfliegen, die am Abend deſſelben Sommertages, deſſen Morgen ſie geboren, dahin ſtarben.

Eine neue Inſtitution hatte aber alle dieſe Stürme der Umkehr überdauert und ſtach allen denen, die mit dem Geſchaffenen jenes Jahres tabula rasa machen wollten, wie ein ſpitzer Dorn in's Auge:

Die neue Gemeindeverfaſſung! Noch in-

mitten der Sturm- und Drangperiode war ſie ins Leben getreten, und hatte in den zwei bis drei Jahren ihres Beſtehens ſchon ſo tiefe Wurzel geſchlagen, daß es nicht gut möglich war, das Geſetz durch einen Federſtrich zu beſeitigen, zumal hier bedeutende pekuniäre Intereſſen ins Spiel kamen. . Und doch mußte dieſer ſpitze Pfahl aus dem Fleiſche des Staatskörpers entfernt werden!

Konnte man es dulden, daß die Gemeinden ihren Magiſtrat durch Urwahlen wählten, daß dieſem ein Gemeinderath zur Seite ſtand, der gleichfalls durch das allgemeine Stimmrecht geſchaffen war? Konnte man es geſchehen laſſen, daß die Gemeinden in allen finanziellen Angelegenheiten ein unbeſchränktes Selbſtbeſtimmungsrecht hatten, das nur dann eine Einſprache Seitens der Staatsregierung unterlag, wenn ſich Zwiſtigkeiten zwiſchen Magiſtrat und Gemeindevertretung erhoben hatten? Konnte man überhaupt dieſe energiſche Geltendmachung der Communalrechte, welche ſeit Einführung der neuen Gemeindeverfaſſung geübt wurde, und welche in einzelnen Dingen gar ſehr, wie eine Beeinträchtigung der Staatsgewalt ſich zeigte, dulden — hingehen laſſen?

Das Geſetz gab nun zwar die Beſtätigung der

Magiſtratsbeamten der Regierung in die Hände, und es ließ ſich mit dieſer Beſtimmung ſchon etwas anfangen, allein auch dieſes Recht wurde durch eine hinzugefügte Clauſel ſehr beſchränkt. Es war dies die Beſtimmung, daß einem Candidaten für ein Communal-Amt nur ein Mal die Beſtätigung verweigert werden könne; wurde er zum zweiten Male erwählt, dann trat die Beſtätigung eo ipso ein.

War dies nicht eine höchſt bedenkliche, praktiſche Anwendung der Lehre von dem ſuspenſiven Veto, und eine ſolche Geſetzesbeſtimmung mit dem Weſen des feudalen Staats, den man neu begründen wollte, vereinbar?

Aber wie dieſe üblen Folgen, da man aus gewiſſen Gründen die Gemeindeordnung nicht ſofort aufheben konnte, paralyſiren?

Es war dies eine um ſo heickligere Frage, als der Chef des Staatsminiſteriums, der im Jahre 1850 an die Spitze der Geſchäfte getreten, zwar ein entſchiedener Gegner der Märzinſtitutionen, allein dabei ein rechtlicher Mann war, dem in der That das Wohl des Landes am Herzen lag. Herr von Lüdder, ſo hieß der Miniſterpräſident, ſah wohl die Anomalie ein, die in der Fortexiſtenz der Gemeinde-

ordnung, gegenüber den andern Tendenzen der Regierung lag, allein er sah auch zugleich, wie sich in den wenigen Jahren, die seit der Herrschaft des neuen Gesetzes verflossen, die Finanzen der Gemeinden gehoben, und wie sich vor Allem in der Hauptstadt die Lage der städtischen Kämmereikasse so günstig gestaltet hatte, daß sich voraus berechnen ließ, wie sich in wenigen Jahren die Schuldenlast, welche das Gemeindewesen drückte, amortisirt sein würde. Er war es denn auch, der, unterstützt von dem Departementschef der Finanzen, die Agitation gegen die neue Gemeindeverfassung im Zaume hielt, so schwer ihm dies auch bei seiner Stellung und in Rücksicht auf die Seite, von der diese Agitation ausging, wurde.

Ein anderes, noch mächtigeres Motiv, welches ihn bestimmte, die Gemeindeverfassung zu schützen, betraf ein Finanzproject, von dem wir später ausführlicher sprechen werden. Außer der Hofpartei, welcher das Gesetz vom prinzipiellen Standpunkte aus ein Dorn im Auge, waren auch sämmtliche höhere Beamte Gegner der neuen Gemeindeverfassung.

Sie Alle haßten es und unterhielten gegen dasselbe eine geheime Agitation.

Da trat eine Wendung der Dinge ein, welche

den Gegnern der Gemeindeordnung in der Hauptstadt Verbündete zuführte, durch welche sie ihre Zwecke leichter, als es ihnen selbst möglich, erreichen zu können glaubten. Dies ging so zu:

So lange die Wogen der Bewegung hoch und stürmisch in das öffentliche Leben hereinbrachen, und der ruhige Genuß des menschlichen Daseins durch allerlei unerwartete und fatale Alterationen unterbrochen wurde, so lange der friedliche Bürger nicht wußte, ob er, der am Morgen noch im Kreise seiner Familie frisch und roth seinen Kaffee trank und seine Pfeife rauchte, am Abend nicht schon als Opfer seiner Bürgerwehrpflicht vor irgend einer, von wilden Demagogen besetzten Barrikade, gefallen, so lange als das Geräusch zertrümmerter Fensterscheiben, schrillender, pfeifender Katzenmusiken in seinen Ohren wiederhallte, so lange hatte sich die durch die neue Gemeindeordnung vom Capitol der Hauptstadt verdrängte alte Magistratspartei ruhig und gelassen verhalten; sie hatten sich dem Unvermeidlichen, wenn auch nicht mit Würde, doch ohne Widerstand gefügt und harrten auf bessere Zeiten.

Nur im engsten Kreise der Gevatter- und Vetterschaft hatte sich der unterdrückte Ingrimm zuweilen

Luft gemacht, und der ehemalige Polizeiherr Droſſel ſowie der feine Kopf, der Schnitthändler Pfeiffer, hatten dann hoch und theuer verſichert, nicht eher zu ruhen und zu raſten, als bis die neue Wirthſchaft, die jetzt auf dem Rathhauſe ſich breit mache, wieder hinausgejagt ſei — und ſie wieder am Ruder ſäßen.

Dieſer Zeitpunkt ſchien endlich gekommen, die hochgehenden Fluthen hatten ſich verlaufen, oder waren mit Gewalt zurückgedämmt worden, die Umkehr war zum Loſungswort des Tages geworden, in Staat und Kirche wurden die alten Satzungen wieder zu Ehren und Anſehen gebracht, warum ſollte dies auch nicht in dem Gemeindeweſen geſchehen?

Ganz beſondere Umſtände waren noch vorhanden, welche die Plane der alten Partei begünſtigten.

Es iſt ſchon erwähnt worden, daß die Einführung der Gemeindeverfaſſung noch mitten im Sturme und Drange jener verhängnißvollen Zeit geſchah.

Wie viel Schaum wurde in jenen Jahren nicht auf die Oberfläche geworfen und für glänzendes Gold gehalten, während es doch nur glitzernde Schaumblaſen waren! Wie viele halbe, unfertige Charactere traten links und rechts in die Schranken

und ſuchten ſich einen Namen zu erwerben, einen Preis aus dem Kampfe zu holen! Viele wurden zu Schanden, Vielen gelang der Wurf. Unter den Letztern befand ſich auch der jetzige Bürgermeiſter der Hauptſtadt: der Doctor juris Auguſt Rothe.

Dieſer Mann, dem zuerſt die Ehre zu Theil wurde, durch das allgemeine Stimmrecht zum Bürgermeiſter erwählt zu werden, verdankte dieſe Auszeichnung Verhältniſſen, die ſo charakteriſirend für die früheren Zuſtände des Landes ſind, daß ſie erwähnt zu werden verdienen.

Es war inmitten der dreißiger Jahre und der Doctor juris Auguſt Rothe noch jüngſter Aſſeſſor beim Stadtgerichte. Rothe, der auf der Univerſität Chargirter einer landsmannſchaftlichen Verbindung geweſen, hatte noch ganz jene burſchikoſen Manieren, die man bei einem Studenten am Ende ganz in der Ordnung findet, während ſie bei einem ins bürgerliche Leben Eingetretenen unangenehm werden können. Dabei liebte er den Wein und die Weiber, beſaß eine gewandte Zunge, war nicht ohne Witz und Kenntniſſe, genoß bei ſeinen Vorgeſetzten den Ruf eines gewandten Arbeiters, — kurz er war, wie ſeine Bekannten unter ſich ſagten, ein prächtiger

Kerl. Zur ſelben Zeit nun lebte in der Hauptſtadt ein appanagirter Prinz Emil, ein entfernter Verwandter aus einer mediatiſirten Seitenlinie des Regentenhauſes . . . Dieſer Prinz Emil, damals ein Mann von vielleicht vierzig Jahren, beſaß wenig Güter, viele Schulden, eine große Vorliebe für ſchöne Pferde und hübſche Frauen anderer Männer und hatte, ungeachtet der regierende Fürſt einſt lächelnd geäußert: wenn Barthold Schwarz das Pulver nicht erfunden, mein Vetter Liebden Emil wäre ſicherlich nicht auf den Einfall gekommen, die unangenehme Gewohnheit, ſich gern über Andere luſtig zu machen, ſich an ihnen zu reiben.

Prinz Emil hatte dieſer Untugend halber ſchon manche unangenehme Begegnung gehabt, indeſſen bis jetzt immer nur mit Standesgenoſſen, und da man in dieſen Kreiſen ſtets die Dehors beobachtet, ſo war davon wenig in die Oeffentlichkeit gedrungen. Zu ſeiner unangenehmen Ueberraſchung ſollte Prinz Emil vor dem Ende ſeiner Tage noch die Erfahrung machen, daß es leider Menſchen giebt, die durchaus keinen Begriff von den Dehors haben.

Bei ſeinen galanten Abentheuern ſah Prinz Emil

Bayerische Staatsbibliothek München

durchaus nicht auf Ebenbürtigkeit und die Schönen, deren Boudoir der Kuhſtall iſt, empfingen ebenſo ſeine Huldigungen, wie die Frauen der Mittelklaſſen und der vornehmen Welt. Er nahm Alles mit. Prinz Emil war, wie man ſich in den Bierſtuben über ihn ausdrückte, kein Koſtverächter. So hatte er auch einſt ſeine Augen auf eine junge Fleiſchersfrau geworfen, eine runde, niedliche Blondine, mit ſehr weißem Teint, voller Bruſt und lachenden blauen Augen. . . Die junge Frau war auch, wie man ſagte, keine Lucretia, allein dem Prinzen gegenüber war ſie es doch. Vielleicht war daran weniger ihr erwachendes Tugendgefühl, als der Umſtand ſchuld, daß ſchon ein Anderer einen Theil jener Rechte beſaß, die ihr argloſer Gatte allein zu beſitzen glaubte. Dieſer Andere war nun kein Anderer, als der Aſſeſſor Rothe. Der Himmel mag wiſſen, wie Prinz Emil den Namen ſeines Rivals erfahren, genug, er erfuhr ihn und von da an war ihm der Aſſeſſor zuwider. Dieſer kümmerte ſich wenig um dieſe hohe Antipathie, allein Prinz Emil ließ es nicht dabei bewenden; bei Gelegenheit eines Caſinoballs kam die Sache zum Ausbruch. Der Prinz kam, etwas angeregt vom Champagner, in das

Spielzimmer, wo der Aſſeſſor mit einigen Bekannten bei einer Partie Whiſt ſaß, und indem er das Lorgnon zwiſchen die Augen klemmte und ſich Jenem gerade gegenüber ſtellte, frug er ihn, ob es wahr ſei, daß er bei dem Fleiſchermeiſter Förſter — ſo hieß der Mann der verführeriſchen Helena — als Schlächtergeſell eingetreten ſei? Der Aſſeſſor blieb ihm die Antwort nicht ſchuldig: „Jawohl, gerade an dem Tage, Erlaucht, wo Sie bei dem Pächter Löſer als Großknecht einzogen.“

Um die Impertinenz dieſer Replik ganz zu verſtehen, mußte man jenes öffentliche Geheimniß wiſſen, daß ſich die Stadt ſeit acht Tagen in die Ohren flüſterte, wonach Prinz Emil bei einem abendlichen Beſuche, welchen er einer der Mägde des ſtädtiſchen Vorwerkspachters abſtatten wollte, von dem Liebhaber des Mädchen etwas unſanft zurückgewieſen worden. Der Prinz zog bei der malitiöſen Antwort Rothe's eine abſcheuliche Grimaſſe, während die Andern, ſtarr vor Schrecken über des Aſſeſſors Verwegenheit, in lautloſem Staunen verharrten, dann aber machte die Erlaucht eine drohende Bewegung mit der Reitgerte, die er ſtets in der Hand trug. Bei dieſer Geſte regte ſich in Rothe der alte

landsmannſchaftliche Geiſt ſo lebhaft, daß er — doch wir wollen nicht ſo indiscret ſein, den Schleier, der dieſen Vorgang im Caſinozimmer verhüllt, gänzlich zu lüften, genug, wenn wir ſagen, daß man ſich am andern Morgen in den Weinkellern und Bierhäuſern, mit geheimnißvoller und ſchadenfroher Miene viel von der handgreiflichen Duplik des Aſſeſſors Rothe auf die Beleidigung des Prinzen ins Ohr raunte. Der Vorfall mußte indeſſen auch dem regierenden Herzog zu Ohren gekommen ſein, denn Prinz Emil, der ohnedies am Hofe nicht beſonders gern geſehen war, durfte ein ganzes Jahr nicht mehr dort erſcheinen, dem Aſſeſſor aber wurde unter die Hand gegeben, ſeine Entlaſſung zu nehmen. Dieſer verſtand den gegebenen Wink und hielt um die Advocatur an, die ihm denn auch ertheilt wurde. Von dieſem Vorgange her, datirt ſich die Glorie des Liberalismus, welche ſich um Rothe's Haupt wob. Das Publikum nahm Partei für Rothe. Viele prieſen ſeine Handlung als eine Regung deutſchen Bürgerſtolzes, gegenüber vornehmem Uebermuth. Nach ſeiner Enlaſſung nannte man ihn ein Opfer der Hofintriguen, nach ſeiner Habilitirung als Sachwalter übertrug man ihm die Führung

einiger verfahrener Prozeſſe, bei denen, wie die Leute ſagten, kein anderer Advokat mehr anbeißen wollte. Das Glück begünſtigte ihn — er gewann die Prozeſſe und nun war der Advokat Dr. Rothe ein öffentlicher Charakter und ein Mann, deſſen Name ſtets genannt wurde, wenn von Fortſchritt und Freiheit die Rede war.

Rothe ſelbſt war im Anfang ein wenig über ſich ſelbſt erſtaunt, als er ſich ſo plötzlich zum Schildträger der liberalen Ideen avancirt ſah, aber da er bald die Vortheile einer ſolchen Stellung begriff, ſo fühlte er ſich bald behaglich in der Rolle, die man ihm übertragen, und nicht lange darauf hatte er ſich ſo trefflich in ſie hineingefunden, daß er nun in der That das für ein Reſultat ſeiner innern Ueberzeugung anſah, was ihm doch eigentlich nur von Außen her aufoctroirt worden war.

Er war übrigens auch ganz der Mann danach, die Rolle eines ſolchen liberalen Parteiführers, wie es deren von Anno 1848 in manchen deutſchen Vaterländern ſo Viele gab, trefflich zu ſpielen.

Er hatte eine ſtattliche Figur mit einem gewiſſen, ihm wohlkleidenden Embonpoint, ein lebhaft geröthetes Geſicht mit zwar etwas kleinen, aber klug blik-

kenden Augen, eine ſonore Stimme und in Haltung und Bewegung jene ungezwungene Herablaſſung, die den kleinen Mann ſo ſchnell beſticht. Geſtalt, Stimme, Haltung kamen ihm auch bei den verſchiedenen Zweck- und Feſteſſen, Toaſten und ſonſtigen Oſtentationen außerordentlich zu ſtatten, und ſo kam es denn, daß der Dr. juris Rothe in der guten Hauptſtadt des Landes ein gefeierter Matador war, als die Bewegung von 1848 eintrat.

Auf ihn richteten ſich denn auch die Augen der Bürger, als die erſte, nach der neuen Gemeindeordnung zu vollziehende Wahl der Magiſtratsbeamten ſtattfand, und am 1. Auguſt 1848 wurde Rothe feierlich als neuer Bürgermeiſter in ſein Amt eingeführt. Jetzt aber trat der Wendepunkt ſeines Schickſals ein. Bis dahin war die Verfechtung freiſinniger Ideen, wie ſie Rothe ausübte, ziemlich gefahrloſer Natur geweſen. Toaſte von liberaler Färbung, Theilnahme an den Feſt- und Zweckeſſen, geſinnungstüchtige Reden und allgemein gehaltene Phraſen von Volkswohl, Freiheit, Vaterland — Alles dies konnte Einem am Ende einige Unannehmlichkeiten, einige polizeiliche Schwierigkeiten, aber weniger ernſtliche Gefahren bereiten.

Der Herbſt des Sturmjahres machte dieſem

faulen, hohlen Liberalismus, der plan- und formlos nach einem unbeſtimmten, nebelhaften Ziele ſtrebte, ein Ende. Der neue Bürgermeiſter, der eben die Süßigkeit eines feſten Gehaltes von Zwölfhundert Thalern zu ſchmecken begonnen, fühlte durchaus keinen Beruf in ſich, ein Märtyrer der Freiheit zu werden, und als die Zeit der Umkehr eintrat — da beugte er ruhig ſein Haupt vor dem Sturme, erkannte ohne Widerſpruch das Recht der Thatſache an — und blieb Bürgermeiſter mit zwölfhundert Thalern Gehalt. Dies mochte indeſſen noch hingehen. Man kann nicht von Jedem, der eine Reihe von Jahren hindurch geſinnungstüchtige Trinkſprüche ausgebracht und bei liberalen Banquetten mitgegeſſen und mitgetrunken, verlangen, daß er das Märtyrerthum der Freiheit auf ſich nehme, auch war der Dr. Rothe Gatte und Familienvater, alles Dinge, die jenes Märtyrerthum ſehr erſchweren — allein die Komödie, die der Doctor mit ſich und den Andern geſpielt, ſollte ſich doch bitter rächen.

Was man auch von des Doctors politiſcher Ueberzeugung halten mochte, das mußten ihm ſeine Feinde geſtehen, daß er ein gewandter Juriſt und tüchtiger Arbeiter war. Und dieſe Vorzüge mochten ihm auch wohl, zur Zeit ſeiner Wahl, manche Stimme von

Bürgern zugeführt haben, die ſonſt keine Anhänger ſeiner vorgeblichen politiſchen Meinung waren.

Aber von jener Zeit an, wo er das liberale Gewand, welches er bis jetzt getragen, ablegte, begannen auch jene Vorzüge ſich bei ihm ſichtlich zu mindern; denn ſo flau, matt und unecht am Ende auch dieſe politiſche Ueberzeugung Rothes geweſen, ſo ſehr ſie auch bei ihm von Außen Angeflogenes war, ſo war ſie ihm doch, durch die Länge der Zeit, durch eine Art Selbſtbetrug zu einer Art Anhaltepunkt geworden, von dem aus er ſeinem Leben ein gewiſſes Streben nach einer beſtimmten Richtung hin geben konnte. Nun, da er auch dieſe äußere Richtſchnur verloren, bäumte ſich in ihm ſeine urſprüngliche Natur mächtig empor.

Das frühere Bonvivantweſen kam bei ihm wieder zum Durchbruche, Scheu vor der Arbeit und überhandnehmende Bequemlichkeitsliebe, ſtellten ſich immer mehr bei ihm ein.

Er ging nun zwar täglich Morgens neun Uhr nach dem Rathhauſe und blieb dort bis Mittag, nur mit dem Unterſchiede, daß er, ſtatt eine Treppe hinauf, in das Bureauzimmer, eine Treppe hinunter in den Rathsweinkeller ſtieg, wo er bis gegen elf Uhr bei

Medoc oder bayriſchem Biere ſaß, um ſich dann einen Augenblick oben auf der Expedition umzuſehen, die Eingänge der Regiſtrande mit eiligem Blick zu überfliegen, ſeinen Namen unter einige Anfertigungen zu ſchreiben, und dann wieder hinunter in den Keller zu ſteigen, um den Reſt ſeiner Flaſche zu trinken. Aehnlich trieb er es des Nachmittags — und des Abends war er gewöhnlich in jenem Zuſtande, in welchen die Spartaner zuweilen die Heloten verſetzten, um der Jugend ein abſchreckendes Beiſpiel zu geben.

Bei einer ſolchen Amtsführung konnte es nicht an Klagen, die von der Bürgerſchaft erhoben wurden, fehlen. Die Anhänger der alten Municipalverfaſſung und Gegner der neuen Gemeindeordnung, benutzten dies auch nach Kräften, und indem ſie den läſſigen, arbeitsſcheuen Bürgermeiſter aufs bitterſte angriffen, ſuchten ſie in ſeiner Perſon zugleich das ganze Syſtem, das Geſetz, durch welches er zu dieſer Stellung gelangt, herabzuſetzen und in Mißcredit zu bringen.

„Das ſind die Früchte des allgemeinen Stimmrechts und der neuen Gemeindeordnung," ſagten ſie höhnend, „aber habt nur Geduld, es wird ſchon noch beſſer kommen."

Daß ſich trotz dieſes Mißgriffes die Finanzen der Stadt, im Verhältniß zu früher, in ungleich beſſern Umſtänden befanden, daß durch die Beiziehung des Gemeinderathes, die aus der Amtsführung des Bürgermeiſters entſpringenden Uebel paralyſirt wurden, daß die Oeffentlichkeit der Verhandlungen der ſtädtiſchen Collegien ein höchſt reges Intereſſe für die Communalangelegenheiten bei den Bürgern erweckte, und dadurch der Gemeinſinn geſtärkt und gefördert wurde, daß ſich ſeit dem Beſtehen der Gemeindeverfaſſung, trotz der ungünſtigen Zeiten, die Communalſteuern nicht vermehrten, wurde freilich von ihren Gegnern unerwähnt gelaſſen.

Fünftes Kapitel.

Der trübe, regneriſche Herbſttag wich einem zeitigen Abende, deſſen Düſternheit noch durch Schneegeſtöber und einen kalten Nordoſtwind vermehrt wurde.

Wen nicht dringende Berufsgeſchäfte aus dem Hauſe auf die Straße trieben, der blieb ge-

wiß in der Stube bei des Ofens behaglicher Wärme und dem traulichen Lichtſchimmer der Lampe. War es doch, wie der Fuhrmann, der eben vor den drei Zeiſigen ſeine Pferde ausſpannte, ſagte, ein Wetter, bei welchem man keinen Hund hätte hinausjagen mögen.

Aber waren es denn Berufsgeſchäfte, welche jenes junge Mädchen mit der ſchwarzen Capuze, die ſie über den Kopf gezogen, ſo eiligen Schrittes über den Domplatz nach dem dunklen Säulengange, der um die Kirche herum lief, huſchen ließ?

Scheu und ängſtlich, wie Jemand, welcher Verfolgung fürchtet, mied ſie alle hellen, vom Gaslichte oder einem Mondſtrahle beſchienenen Stellen, und dicht an der Seite der Gebäude hinſchlüpfend, ſtand ſie nicht eher ſtill, als bis ſie im bergenden Schatten des Doms und unter dem Säulengange ſtand, wohin ſich zu abendlicher Stunde ſelten ein Menſch verirrte.

Sie hatte kaum den Säulengang erreicht, und ſtand einen Augenblick, Athem ſchöpfend und ſich ängſtlich und forſchend umſchauend, ſtille, als ſich unten am Ende des Ganges eine dunkle Geſtalt von der Wand loslöſte und auf das junge Mädchen zueilte.

„Marie . . . theure Marie? flüſterte der junge Mann, indem er die Hand des Mädchens ergriff, „endlich ſind Sie da — O! ich verzichtete ſchon auf die Hoffnung, Sie heute zu ſehen.“

„Faſt wäre es mir auch nicht möglich geweſen, mein Wort zu halten, Friedrich,“ antwortete das Mädchen mit bebender Stimme, „und wenn Tante nicht eben noch Beſuch bekommen, ſo daß ich mich unbemerkt entfernen konnte, hätte ich Sie, armer Friedrich, vergebens warten laſſen müſſen. . . Und doch mußte ich Sie heute ſprechen.“

Die Stimme des jungen Mädchens klang bewegt und ihr ganzes Weſen zeigte eine Aufregung, die ſie mit Mühe niederzukämpfen verſuchte. Dem jungen Manne entging dies auch nicht und, indem er die Hand der Geliebten leiſe drückte, ſprach er beſorgt:

„Was iſt Ihnen, Marie, was bewegt Ihre Seele ſo heftig — haben Sie neue Kümmerniſſe gehabt?“

Marie nickte ſtumm.

„Sprechen Sie, Marie,“ bat er dringend, „was iſt es, das Sie von Neuem quält?“

Das Mädchen neigte leiſe ihr Geſicht gegen ſeine Schulter und flüſterte mit zitternder Stimme

und ſo leiſe, daß jener die Worte kaum verſtehen konnte:

„Der Catechet Schamvogel wird bei dem Onkel morgen um meine Hand anhalten.“

„Und Ihr Onkel?“ frug der junge Mann haſtig und bebend.

„Wird „ja“ ſagen.“

„Und woher wiſſen Sie dies?“

„Von der Tante.“

Oppermann, dieſer war es, bedeckte ſich das Geſicht mit den Händen; ſtumm, regungslos ſtand er da, Marie weinte leiſe vor ſich hin.

Der eiſige Nordoſtwind fegte pfeifend und ſauſend um den Dom, er jagte Schnee und Regen bis unter den Säulengang, wo die Liebenden ſtanden, näßte die Locken des jungen Schullehrers und des Mädchens und fuhr ächzend und ſtöhnend in alle Winkel des alten Doms, deſſen hohe Wölbung ernſt und ſtumm in die dunkle Nacht hineinragte.

Die Liebenden achteten weder des Sturmes, noch des eiſigen, kalten, mit Schnee vermiſchten Regens, der ſie durchnäßte.

Ein ſchlimmerer Sturm, als der war, welcher um die Ecken dieſer alten, grauen Steinmaſſe raſte,

peitſchte ihre Seelen und ließ ſie von unendlichem Weh erzittern.

Der Candidat faßte ſich zuerſt wieder.

„Und Ihr Entſchluß, Marie?“ frug er, und ſeine Augen hingen erwartungsvoll an dem Munde des jungen Mädchens, deſſen Züge von einem ſchwachen Strahle des Mondlichts beleuchtet waren.

„Eher ſterben,“ flüſterte mit einer fieberhaften Entſchloſſenheit das Mädchen.

„Das verhüte Gott!“ rief der Candidat erſchrokken aus und leiſer ſetzte er hinzu: „ſoweit darf und wird es nicht kommen, Marie.“

„Soweit wird es kommen,“ antwortete das Mädchen aufgeregt, „wenn mich der Onkel zwingen wird, dieſen Menſchen zu heirathen, denn ich haſſe, verabſcheue dieſen Catechet Schamvogel — dieſen ſcheinheiligen Phariſäer.“

„Marie,“ ſprach Oppermann mit leiſem Vorwurfe, „Sie ſind ungerecht. Ihre Abneigung gegen Schamvogel macht Sie zu hart. Er mag eine ausſchließliche, extreme Richtung verfolgen, allein daß er ein Heuchler ſein ſollte —“

„Sie kennen dieſen Menſchen nicht, Friedrich,“ fiel ihm das Mädchen mit ſteigender Erregung in's

Wort, „Ihr ganzes Weſen iſt zu verſchieden von dem ſeinigen, um den eigentlichen Charakter dieſes augenverdrehenden Frömmlers zu durchſchauen. Aber mich täuſcht er nicht, und wenn er ſeine Larve noch ſo dicht vor's Geſicht bindet. . . Ein Menſch, der geheime Einverſtändniſſe mit Leuten wie Schippmann hat, kann unmöglich eine reine Natur ſein, wenn ſeine Lippen auch den ganzen Tag nichts als Pſalmen murmeln und jeden Augenblick Worte der Schrift aus ſeinem Munde fallen.“

Bei dieſer Aeußerung des jungen Mädchens ſtutzte Oppermann und frug nachdenklich: „Haben Sie ein ſolches Einverſtändniß zwiſchen dem Catechet Schamvogel und jenem Schippmann bemerkt, Marie?“

Das Mädchen zögerte einen Augenblick mit ihrer Antwort, dann aber entgegnete ſie feſt und beſtimmt:

„Ja! Es war vor ungefähr acht Wochen, an dem Tage, wo Schamvogel meinen beiden kleinen Couſins die erſte Privatſtunde ertheilte. Ich ſaß, mit einer Stickerei beſchäftigt, am Fenſter, gerade der Thür gegenüber, als es klopfte und auf das eilige Herein der Knaben, denen dieſe Unterbrechung des Unterrichts gelegen kam, jener Schippmann ins Zimmer trat. Er frug nach meinem On-

kel, der ihn zuweilen Copialien fertigen läßt. Nie werde ich nun dieſen Blick vergeſſen, den er bei ſeinem Eintritt ins Zimmer mit Schamvogel tauſchte, einen Blick, deſſen ganze Bedeutung ich zwar nicht verſtanden, der mir aber verrieth, daß die Beiden in genauer Beziehung zu einander ſtanden.“

Oppermann wurde nach dieſer Mittheilung ſehr nachdenklich.

„Sie ſind ein liebes, kluges Mädchen, theure Marie,“ ſprach er endlich, die Hand der Geliebten zärtlich drückend, „und wenn auf Jemand, ſo läßt ſich auf Sie das Schriftwort anwenden: Klug wie die Schlange und ohne Falſch wie die Taube. Sie haben mir eben einen Wink gegeben, den ich gar ſehr beherzigen werde.

Was übrigens Ihren Vorwurf, liebe Marie, betrifft, als ob ich zu wenig ſcharfblickend, zweideutigen Menſchen gegenüber, wäre, ſo iſt er nicht ganz gegründet. Ich bin ſchon recht, recht ſehr mißtrauiſch geworden — viel mehr, als ich es ſonſt war.

Glauben Sie nicht, daß ich Jeden dieſer Menſchen, deren Lippen von Salbung und Frömmigkeit trieſen, für einen Heiligen halte, allein in Schamvogel glaubte ich einen Schwärmer jener ſtrengen

Glaubensrichtung wieder zu finden, deren Erſcheinen mir in einer Zeit, wie es die unſrige iſt, aus vielen Gründen ſehr erklärlich."

„Sie glauben dies, lieber Friedrich," entgegnete das Mädchen, „weil Sie ſelbſt ein Schwärmer ſind, wenn auch in anderer Weiſe. Und weil Ihre Schwärmerei eine wahre, ächte, weder erkünſtelte, noch geheuchelte, ſondern aus Ihrem innerſten Weſen fließende iſt, ſo glauben Sie dies auch von andern Naturen."

Friedrich ſchien in dieſen Worten ein ſo gutes Theil Wahrheit zu finden, daß er die Sprecherin überraſcht anſah.

Marie verſtand dieſen Blick und indem ſie die Hand leicht auf die Schulter des Geliebten legte, ſprach ſie weiter:

„Nicht wahr, Friedrich, ſolche Worte in dem Munde eines neunzehnjährigen Mädchens klingen altklug und wunderlich? Aber Sie vergeſſen," und der Ton ihrer Stimme wurde traurig, „daß ich vom zehnten Jahre an eine Waiſe war, unter Menſchen groß wurde, die mir, wenn auch verwandt, doch innerlich fremd waren und fremd blieben, daß ich der ſanften Mutterliebe und der ernſten, beſorg-

ten Zärtlichkeit des Vaters bald verluſtig ward und mich frühzeitig gewöhnen mußte, der Welt gegenüber auf der Hut zu ſein.“

Friedrich hauchte ſtatt der Antwort einen leiſen Kuß auf die ſchöne, weiße Stirn des jungen Mädchens, die dieſe reine, unſchuldige Zärtlichkeit dem geliebten Freunde willig gewährte. Dann plauderte er mit ihr von der frohen Ueberraſchung, die ihm heute durch des Freundes unerwartete Rückkehr aus den fernen Ländern des Orients geworden, von den Erinnerungen, die dabei wieder in ihm wach geworden und — er wollte von den Hoffnungen der Zukunft ſprechen, da erinnerte er ſich wieder der Mittheilung, die ihm eben aus Mariens Munde geworden, und der Gedanke daran legte ſich ſchwer und drückend auf ſeine Bruſt und ſchnürte ihm das Herz zuſammen, als habe eine kalte, giftige Schlange ſich um dasſelbe gewunden.

„Ihr Onkel wird alſo, wie Sie glauben, ſeine Einwilligung geben?“ frug Oppermann und lenkte ſo das Geſpräch wieder auf den Punkt zurück, von dem es ausgegangen, „ohne Sie zu fragen, ob Sie mit dem Manne, der um Ihre Hand wirbt, glücklich zu werden glauben, ohne Sie zu fragen, ob Sie

ihn lieben? Oder glaubt er, daß Sie, Marie, zu jenen Mädchen gehören, die in ſtummem Gehorſam den Gatten nehmen, den man ihnen zuführt?“

„Ich kenne hierin die Anſichten meines Oheims zu wenig,“ antwortete Marie ausweichend, „aber ich weiß ſo viel, daß er, ſelbſt wenn er es wollte, dieſe Bewerbung Schamvogels nicht zurückweiſen darf; vielleicht handelt er unter dem Einfluße irgend einer geheimen Nothwendigkeit.“

„Einer geheimen Nothwendigkeit?“ frug Oppermann, „welche Nothwendigkeit könnte den Bürgermeiſter Dr. Rothe, Ihren Onkel, Marie, beſtimmen, die Bewerbung des Catecheten Schamvogel dulden zu müſſen?“

Marie blickte ſtumm und offenbar befangen zur Erde nieder.

„Vielleicht ahne ich es,“ murmelte ſie halblaut.

„Und?“ frug der Candidat lebhaft.

Das Mädchen hob raſch und gefaßt den Kopf: „Das, was ich mir denke, iſt eben nur eine Ahnung, eine unbeſtimmte Vermuthung, für deren Gewißheit ich noch keinen beſtimmten Anhaltepunkt habe. Dringen Sie nicht weiter mit Fragen in mich, Friedrich, ich möchte Niemand ohne Urſache weh thun, ſelbſt

nicht einmal durch das Aussprechen einer, vielleicht doch ungegründeten Vermuthung. Aber sein Sie unbesorgt, Friedrich! Marie wird sich niemals zu etwas zwingen lassen. Doch es ist Zeit, daß wir uns trennen, es würde mir nicht lieb sein, wenn die Tante meine Abwesenheit bemerkte. Sie würde mich fragen, wo ich gewesen und ich glaube nicht, daß ich eine Lüge über meine Lippen bringen könnte. Und doch muß unsere Liebe noch Geheimniß bleiben. Leben Sie wohl, Friedrich, auf baldiges Wiedersehen."

„Adieu, Marie, liebe, theure Marie," sprach zärtlich der junge Mann, indem er das Mädchen leise an sein Herz drückte, und einen Kuß auf ihre Stirne hauchte, den sie ihm mit Innigkeit zurückgab.

Dann trennten sie sich, indem Maria dicht an den Gebäuden des Platzes hineilte, während der Candidat sich nach der andern Seite hin entfernte.

Die Mittheilungen Mariens hatten einen ganzen Strom von Gedanken in ihm aufgeregt, und besonders die Aeußerungen über den Catecheten Schamvogel hatten ihn sehr nachdenklich gemacht. In welchen Beziehungen konnte Schamvogel, der strenggläubige Theolog, mit einem Menschen, wie Schipp-

mann, ſtehen, von dem es notoriſch feſtſtand, daß er ein verwahrloſtes Subject war, ein Menſch, der ſich für Geld zu Allem gebrauchen ließ und deſſen einziges Bedenken dabei nur das war: jeder unangenehmen Berührung mit dem Criminalrichter und dem Strafgeſetzbuche aus dem Wege zu gehen? .. Sollte Schamvogel wirklich, wie Marie behauptete, ein Heuchler und Phariſäer ſein?

Oppermann ſträubte ſich lange gegen dieſen Gedanken, als er ſich plötzlich eines Vorfalls erinnerte, der dem Argwohn Mariens gegen Schamvogel einen bedeutenden Anhalt lieh.

Es war im Sommer des vergangenen Jahres, an einer Mittwoch, geweſen. Oppermann hatte den ſchulfreien Nachmittag zu einem kleinen Spaziergange nach einem in der Nähe gelegenen Walddorfe benutzt, wo ſich die Lehrer und Geiſtlichen aus der Stadt und den umliegenden Ortſchaften gewöhnlich Mittwochs und Sonnabends ein Stelldichein gaben. Oppermann ging immer gern hinaus nach Grünthal, wie das Dörfchen hieß. War die friſche, reine Waldluft, die grünen Tannen und Eichen, welche die benachbarten Höhen ſäumten, der ſmaragdfarbige Raſenteppich, der blaue, ſonnige Himmel, der ſich

über den Bergen und dem Thale wölbte, das muntere Plätschern des klaren Waldbachs, welcher durch das Dorf strömte, die Ursache, daß alle die Männer der Gottesgelahrtheit, die sich an den Mittwoch- und Sonnabend-Nachmittagen in Grünthal trafen, das steife, förmliche Wesen, das sich, wie die schweren Falten des Priestergewandes um den Körper, so um ihren Geist gelegt hatte, abstreiften und sich in harmloser Gemüthlichkeit des Lebens erfreuten? Sie tranken Bier, das der Tannenwirth in Grünthal stets frisch und gut hatte, aßen im Sommer Eier mit Schinken und Gurkensalat, im Winter Rinderbraten mit Klößen oder Bratwürste mit Sauerkraut, spielten Kegel oder Karte, erzählten sich allerlei heitere Erlebnisse, frischten die Erinnerungen der längst dahingegangenen Universitätszeit wieder auf, und gingen vergnügt und befriedigt nach Hause. In den letzten Jahren war diese Gemüthlichkeit zwar durch mancherlei Vorfälle und Ereignisse auf dem politischen und religiösen, oder vielmehr kirchlichen Gebiete getrübt worden, allein das Wirthshaus zur „Tanne" in Grünthal war doch der am meisten neutrale Boden, wo die Dissonanzen des Tages von dem Geklapper der Biergläser und dem

Lärm heitern Gelächters, wenigſtens auf einige Stunden, übertönt wurden.

An jenem Nachmittag nun, wo Oppermann in Grünthal war, war in der Stadt eine Paſtoralconferenz. Dies mochte wohl der Grund ſein, daß die „Tanne“ trotz des ſchönen, ſonnigen Wetters heute ſo leer von den gewohnten geiſtlichen Gäſten war. Oppermann ließ ſich ein Glas Bier geben, ſetzte ſich in eine der ſchattigen Lauben, und ergötzte ſich an dem Schwirren und Summen der in den Sonnenſtrahlen funkelnden Käfer und Fliegen, an dem blauen, von dem goldenen Lichte übergoſſenen, Himmel, an dem grünen, rauſchenden Walde und an der würzigen, duftigen Luft, die von dem Baummeer herüber wehte.

Da trat der Catechet Schamvogel zu ihm und nahm an ſeiner Seite Platz.

Die Unterhaltung ſtreifte bald, Oppermann wußte ſelbſt nicht wie, auf das theologiſche Gebiet hinüber. Es ſtand damals eine Veränderung der Liturgie bevor, auch wurde viel von der Wiedereinführung eines alten, ſchon über fünfzig Jahre außer Gebrauch geſetzten Geſangbuchs geſprochen.

Catechet Schamvogel äußerte ſich beifällig über

dieſes Vorhaben und hoffte durch den Geſang dieſer alten Kernlieder, wie er ſich ausdrückte, wieder jenes rege, kirchliche Leben der guten alten Zeit erſtehen zu ſehen.

Oppermann hatte eine abweichende Anſicht, er fand eine ſolche Neuerung, die nicht etwas Neues und Gutes, ſondern etwas längſt Veraltetes bringe, bedenklich, meinte, daß die Bildung, ſelbſt die des großen Haufens, auf einer andern Stufe, als vor 50 Jahren, ſtände, daß ſolche, nach Form und Inhalt veraltete, ſogenannte Kernlieder, die liturgiſchen Gebräuche im Anſehen des Volks ſinken laſſen würden und Aehnliches mehr.

Er ſprach dies beſtimmt und klar, wenn auch in gemäßigter Form, aus. Da rauſchte es in der Laube nebenan und der ehemalige Sportelkaſſirer Schippmann mit ſeinem rothen, aufgedunſenen, pokkennarbigen Geſichte und den verſchwommenen, liſtig und lauernd blickenden Augen, trat heraus und grüßte, an den Beiden vorübergehend.

Schamvogel ſchien ärgerlich, daß Jener ihr Geſpräch mit angehört, Oppermann ſuchte ſeine Beſorgniß zu zerſtreuen, und neu hinzutretende Gäſte

ließen ihn bald die mit dem Catecheten gepflogene Unterhaltung vergessen.

Vier Wochen später sollte er auf sehr unangenehme Art wieder daran erinnert werden.

Er erhielt eine Vorladung vor das Kirchen- und Schulcollegium und hier bekam er von dem Vorsitzenden, dem geheimen Oberschul- und Kirchenrathe Mantius, eine geharnischte Verwarnung über seine unchristlichen, oder zum wenigsten unkirchlichen Gesinnungen, die er selbst an öffentlichen Orten, in Wirthshäusern und Biergärten ungescheut ausspreche. Seine Bitte um Bezeichnung des speciellen Falls wurde ihm zwar abgeschlagen, jedoch konnte er aus Andeutungen errathen, daß jenes Gespräch in Grünthal die Veranlassung dieser Rüge sei.

„Sagte ich es Ihnen nicht, wie fatal es mir wäre, daß dieser Schippmann unsere Unterhaltung belauscht?“ flüsterte Schamvogel, als ihm Oppermann von dieser Verwarnung erzählte.

„Also Sie glauben wirklich, daß dieser Mensch mein Angeber sei, und daß man auf seine Aussage hin mir diese Rüge ertheilt?“

Schamvogel zog mit einer bedeutsamen Miene den Kopf zwischen die Schultern: „Wer kann der

Menſchen Herz und Nieren prüfen?“ liſpelte er dann, „ich will keinen Stein auf ihn werfen, aber Sie wiſſen ſelbſt, wie viele es jetzt giebt, die das Wort Sirach's: Sei nicht ein Ohrenbläſer und verläumde nicht mit deiner Zunge; ein Dieb iſt ein ſchändlich Ding, aber ein Verläumder iſt viel ſchändlicher, mißachten.“

„So mögen ſie,“ entgegnete Oppermann, „auch die Warnung beachten, die ihnen derſelbe Weiſe giebt: Kapitel 20, Vers 27: Ein Dieb iſt nicht ſo böſe, als ein Menſch, der ſich zu Lügen gewöhnt, aber zuletzt kommen ſie beide an den Galgen.“

Damit hatte Oppermann das Geſpräch beendigt und ſich dem, bei den letzten Worten leicht verfärbenden, Catecheten empfohlen.

Dieſer Vorfall war es, welcher jetzt wieder lebhaft vor des Candidaten Seele trat und ſein gegen Schamvogel erwecktes Mißtrauen nährte.

Er beſchloß, dem Catecheten gegenüber auf ſeiner Hut zu ſein und zu prüfen, ob Mariens Argwohn gerechtfertigt ſei.

Unter ſolchen Gedanken war er nach ſeiner Wohnung gekommen, in der er den Freund ſchon traf,

der ihn zum Abendbesuche beim Banquier Gerold begleiten wollte.

Oppermann wechselte seinen Anzug und gab während der Zeit dem Freunde einige Andeutungen über die Persönlichkeiten, die er bei dem Banquier finden würde.

„Du wirst," sprach er, „eine aus sehr verschiedenartigen Elementen gemischte Gesellschaft antreffen, in diesem Hauptquartier der liberalen Intelligenz, wie einige im Ernst oder Spott das Gerold'sche Haus nennen. Nicht etwa gemischt in Bezug auf den Stand der Einzelnen, o nein, wir sind in dieser Beziehung gute Chinesen, die ihre Mauer des Vorurtheils wacker gegen alle kecken Eindringlinge vertheidigen. Du brauchst," und jene Ironie und Neigung zur Satyre, welche Hagen schon am Morgen in der Art und Weise des Freundes gefunden, machte sich wieder geltend, „nicht zu fürchten, einen gesinnungstüchtigen Handwerker, der mit Anstand und Logik über die Lösung der socialen Fragen, über Associationen, Gewerbe-Vorschußkassen und Aehnliches sprechen kann, zu begegnen. — Du wirst in dieser Hinsicht eine eben so große Rücksicht dort finden, wie sie nur auf einem Königlichen Bal paré

herrſchen kann. Einige Kaufleute, einige Advokaten, einige Schriftſteller, Künſtler, Aerzte, Lehrer und ihre Frauen und Töchter. Ich ſelbſt bin eigentlich der Rangordnung nach der Unterſte, da ich als ſimpler Candidat der Theologie und Armenſchullehrer ſogar noch hinter den drei oder vier Doctoren der Philoſophie, die in dem Gerold'ſchen Locale die höhere Kritik vertreten, rangire.

„Nun, dieſem Mangel," lächelte Hagen, „wäre am Ende abzuhelfen, ſoll ich Dir vielleicht fünfzig Thaler vorſchießen? Im Uebrigen," ſetzte er launig hinzu, „bitte ich Dich, zukünftig etwas wohlwollender über eine ebenſo allgemein verbreitete, als geachtete Claſſe der Geſellſchaft, welcher auch Dein Freund angehört, zu denken."

Oppermann lachte mit.

„Nimm mir es nicht übel, Heinrich, es war nicht böſe gemeint. Mitunter läuft mir aber ſo ein Kobold-Einfall über die Zunge und zum Munde heraus, ohne daß ich weiß, wo er herkommt und ohne daß ich es will. Ich habe Dir ſchon heute früh etwas darüber geſagt. Ich glaube," fügte er halb im Scherz, halb im Ernſt hinzu, „dies Weſen liegt ſeit

einigen Jahren in der Luft und wir athmen es mit ihr ein."

„Du magst nicht ganz Unrecht haben. Du warst Schwärmer, Idealist. Deine Ideale zerrannen, Du wurdest bitter enttäuscht. Trotzdem konntest Du nicht sogleich Deinen frühern Idealismus, wie ein lästiges Gewand abschütteln. Er war zu innig mit Deinem Wesen verwebt; ja er ist es noch. Aber der Zweifel hat sich hier und da eingeschlichen, mußte sich einschleichen, als Du so Stück für Stück das ideelle Gebäude, welches Du geträumt, zerbröckeln sahst. Es mischte sich ein Tropfen mephistopheliſchen Blutes in das Deinige, etwas von dem Geiste, der stets verneint."

Du bist auch nicht der Einzige, der unter diesem Zwiespalt des eigenen Selbst leidet. Es giebt Hunderte, Tausende, die Dir darin gleichen.

Es ist dies eine Krankheit jener Generation, die unter dem Einfluß jenes Liberalismus, der vom Ende der dreißiger Jahre bis herein zu dem Jahre Acht und vierzig geherrscht, groß geworden.

Dieser Liberalismus, der die Politik fast ausschließlich zu einer Sache des Gefühls uud nicht des Verstandes gemacht, dieser form- und ziellose Libe-

ralismus, der viel zu viel deklamirte und zu wenig rechnete, hat uns Alle, mehr oder minder angesteckt.“

Oppermann blickte den Freund mit einer bedenklichen Miene an.

„Wahrhaftig, Heinrich,“ sprach er endlich, „wenn mir Deine Gesinnungen nicht bekannt wären, könnte ich irre an Dir werden. Du raisonnirst da, wie ein pensionirter Ministerialrath, den das tolle Jahr in unfreiwilligen Ruhestand versetzt hat.“

„Ich raisonnire, weil ich den Proceß an mir selbst erlebt. Und vielleicht wäre es mir noch schlimmer ergangen als Dir, wenn mich nicht mein glücklicher Stern in die arabische Wüste, unter die Beduinen und hinunter an den Tschadsee, zu den Negern, geführt hätte; so wurde mir wenigstens das Schmerzlichste erspart, Augenzeuge dieses Zerbröckelns und Auseinanderfallens unserer patriotischen Luftschlösser zu sein.

„Im Uebrigen,“ schloß er ernst, „will ich durchaus nicht behaupten, daß selbst dieser Gefühlsliberalismus, wie er sich damals bei den Meisten zeigte, nicht auch eine gewisse Berechtigung gehabt. Er lockerte den Boden, er erwärmte die Gemüther, aber er verlängerte, und das ist es, was ich ihm vorwerfe,

ſeine Herrſchaft in infinitum, er ſah in der Anregung, die er gab, die Sache ſelbſt, er blieb in den meiſten Fällen bei der einſeitigen Aeußerung dieſes Gefühls, bei der Phraſe, der Declamation ſtehen, ohne zur That überzugehen.“

„Zur That — Revolution?“ frug Oppermann, der unterdeſſen mit ſeinem Anzuge fertig geworden „Du conſpirirſt doch nicht etwa?“

Hagen zuckte lächelnd die Achſeln.

„Bedeutet das Wort That bei Dir auch gleich Revolution oder Conſpiration? Nein, wenn es auf dem Gebiete des öffentlichen Lebens keine andern Thaten, als rettende Thaten gäbe, mögen ſich dieſe nun Revolutionen, Emeuten, Staatsſtreiche oder Octroyirungen nennen, ſo ſähe es ſehr, ſehr traurig mit unſern Zuſtänden aus.

That nenne ich wirkliche Handanlegung, Arbeit, und willſt Du leugnen, daß es, in der Gemeinde zum Beiſpiel, um nur von dieſer zu ſprechen, nicht noch eine Menge Arbeiten oder Thaten zu verrichten giebt?“

„Ohne Zweifel,“ entgegnete Oppermann, „allein man merkt es Dir an jedem Worte an, daß Du erſt ſeit Kurzem wieder in Europa und noch ziemlich wilde, beduinenartige Anſchauungen von unſern Zu-

ſtänden haſt. Wenigſtens kann ich Dir nur rathen, Deinen Arbeitstrieb zu zähmen — vorausgeſetzt, daß Du nach Deinen Grundſätzen, d. h. im Geiſte des Fortſchreitens arbeiten wollteſt."

„Nun, das wird ſich finden," meinte Hagen, indem er mit dem Candidaten die Treppe hinunter ſtieg, „es kommt Alles darauf an, wie man ein Ding angreift."

„Und auf Mitarbeiter würdeſt Du gleich gar nicht rechnen dürfen, falls Du etwa in einer Art und Weiſe, welche nicht die hohe obrigkeitliche Sanction hat, in Kirche, Schule oder Gemeinde, Thaten verrichten wollteſt," fuhr Oppermann lächelnd fort, „Du würdeſt ſehr iſolirt ſtehen."

„Und das ſprichſt Du in einem Augenblicke, wo Du mich in das Hauptquartier der liberalen Intelligenz einführſt?" frug Hagen nicht ohne Ironie.

„Meine Beziehungen zu dieſem Hauſe ſind nicht ſo intimer Natur, daß ich meine Anſicht darüber nicht ausſprechen ſollte. Ich hatte einſt Gelegenheit, Herrn Gerold, der in ſeinen Mußeſtunden gern ſchriftſtellert, bei der Herausgabe einer Brochüre einen kleinen Dienſt zu erweiſen — daher unſere Bekanntſchaft. Indeſſen gilt das auch, was ich Dir eben ſagte, am

Wenigſten von dem Hausherrn, der ein durchgebildeter, beſtimmter Character iſt.“

„Doch Du wirſt ja bald ſelbſt urtheilen können. Und wenn Du über irgend Jemand Aufſchluß zu haben wünſcheſt, ſo wende Dich nur an den Advokaten Karſten, dem ich Dich beſonders empfehlen will. Er iſt ein täglicher Beſucher des Geroldſchen Hauſes und ein klarer, feiner Kopf, von ſcharfem, wenn auch zuweilen ſarkaſtiſchem Urtheile.

Wenn Du jedoch auf eine Anſtellung im hieſigen Staatsdienſte rechneſt, dann will ich Euch mit einander nicht bekannt machen.“

„Und warum nicht?“ frug Hagen verwundert, indem er hinzufügte, „ich habe durchaus nicht die Abſicht.“

„Weil Karſten wegen ſeiner ſehr avancirten, politiſchen Geſinnung, wie ſich neulich der Doctor der Philoſophie, Kohlmeyer, ausdrückte, in gewiſſen, maßgebenden Regionen eine höchſt unbeliebte Perſönlichkeit iſt, die Jeden, der mit ihr verkehrt, in Mißcredit bringt.“

„Und ſein Charakter?“

„Ich halte ihn für einen rechtſchaffenen Mann,“ ſprach der Candidat, indem er vor einem geſchmack-

voll gebauten Hause, dessen Bell-Etage hell erleuchtet war, stehen blieb, und zu Hagen sich wendend, hinzufügte: „Silentium, mein Freund, wir sind an Ort und Stelle.“

Sechstes Kapitel.

Genau in demselben Augenblicke, in welchem Hagen und der Candidat die Schwelle des Geroldschen Hauses überschritten, ließ sich bei dem Bürgermeister Rothe ein Besuch ansagen, dessen Name schon bei dem Doctor eine seltsame Wirkung erzeugte.

Der Bürgermeister saß, eben vom Rathhause oder vielmehr aus dem Rathsweinkeller zurückgekehrt, in einem bequemen Armstuhle seines Arbeitszimmers, als das Dienstmädchen den Herrn Geheimen Schulrath Mantius anmeldete! Rothe schnellte bei diesen Worten, wie von einem elektrischen Funken getroffen, aus seinem Armsessel empor, und wenn ihm auch der Kopf etwas schwer war — das bairische Bier aus der neuen Kitzinger Brauerei, das man

unten im Rathskeller heute angezapft, war so stark, so wohl gerathen in Malz und Hopfen, so wurde er bei dem Namen doch so nüchtern, als hätte er den langen, lieben Tag nichts Anderes, als das reine, klare Waſſer getrunken, welches aus dem ſteinernen Delphinsrachen des Brunnens vor dem Rathhauſe plätſchernd niederfloß. Er wurde ſo nüchtern bei dem Namen, als ob er den ganzen Tag keinen Tropfen Bier geſehen — und er hatte doch getrunken um nicht nüchtern zu ſein! Es war nicht bloß die Gewohnheit, die Begierde des Trinkens, die ihn ſeit einiger Zeit, noch häufiger als früher, im Rathsweinkeller ſitzen ließ — es war das Bedürfniß nach Betäubung, was ihn die Stufen hinunter, in die dicke, vom Tabaksdampfe erfüllte, qualmige Luft des Kellers trieb ... Er wollte trinken, um zu vergeſſen! Aber was war es denn, das ihm auf der Seele brannte, was ſeinem Weſen dieſe äußere Haſt und innere Ruheloſigkeit aufprägte, die er nur im Rauſche ertränken zu können glaubte, was ließ ihn zuweilen mitten im lebendigen Geſpräche innehalten, ſtocken, was in nächtlicher Weile aus dem Schlafe emporfahren, und keuchend und ſtöhnend ſich

auf ſeinem Lager wälzen, was ihn zuſammenſchauern, wenn er auf der Straße zufällig, den von den Chauſſeebauten in das Zuchthaus zurückkehrenden Strafgefangenen begegnete? War es ein Mord, ein Einbruch, der das Gewiſſen des Bürgermeiſters — aber pfui! welche ſchmachvolle Vermuthung ſchon, als ob der Herr Bürgermeiſter, Doctor juris utriusque, Auguſt Rothe, der einſt ſo gefeierte Redner der Feſt- und Zweckeſſen, der geiſtreiche Toaſtbringer, der einſt populärſte Name der Stadt, der Mann mit der ſtattlichen Figur, dem weinrothen Geſichte, der Mann, dem die goldene Uhrkette über der ſchwarzen Atlasweſte ein ſo vornehmes, glitzerndes Anſehen gab, als ob dieſer Mann ſich mit einem gemeinen Verbrechen hätte beflecken können!

Und doch fiel dem Bürgermeiſter, als er durch die Meldung jenes Namens ſo plötzlich ernüchtert wurde, wieder ein Gedanke auf das Herz, derſelbe Gedanke, der ihn ſeit einigen Wochen aus dem Schlafe emporſchreckte, der — doch er hatte jetzt keine Zeit weiter darüber nachzugrübeln, die Thür öffnete ſich und der Geheime Oberſchulrath Mantius trat ins Zimmer. Der Doctor empfing ihn mit jener Devotion in Geberde und Wort, die zeigen ſollte,

wie geſchmeichelt er ſich durch dieſen vornehmen Beſuch fühle.

Es lag Berechnung in dieſer Devotion des Magiſtratsbeamten, dem, im Grunde genommen, dieſer Beſuch ein fataler war.

Nicht, als ob der Bürgermeiſter eine Ahnung von dem Zwecke dieſes Beſuches, von der Abſicht, die den Schulrath zu ihm führte, gehabt hätte — durchaus nicht, er hatte auch nicht die mindeſte Ahnung darüber, aber gerade deshalb war dieſer Beſuch eine ſo unangenehme Ueberraſchung.

Um dieſe Empfindung des Bürgermeiſters zu verſtehen, iſt es nöthig, eine nähere Charakteriſirung des Schulraths Mantius zu geben.

Der Geheime Oberſchulrath Mantius ſtammte vom Niederrheine und war noch zu Lebzeiten des verſtorbenen Fürſten, durch die Fürſprache der jetzigen Regentin, in das oberſte Schul- und Kirchen-Collegium des Landes berufen worden. Vor ſeiner Berufung, die inmitten der vierziger Jahre erfolgte, war er in Preußen, unter dem Cultusminiſterio Eichhorn, jüngſter Rath in deſſen Departement geweſen und hatte ſich hier durch den Eifer,

mit welchem er der ſogenannten rechtgläubigen Richtung anhing, beſonders ausgezeichnet. Da er mit dieſer Glaubensrichtung Gewandheit und Geſchäftskenntniß verband, ſo konnte ihm das Wohlwollen ſeines Miniſters und die Ausſicht auf eine glänzende Laufbahn nicht fehlen.

Trotzdem verließ er ſeine Stellung, die ihm die Perſpective auf den Miniſterpoſten eines Großſtaates bot und folgte dem Rufe, der ihm die Stellung eines Geheimen Oberſchulrath in einem Kleinſtaate dafür gab.

War es das aut Caesar, aut nihil was ihn dazu bewog, wollte er lieber der Erſte in dem Conſiſtorio eines Herzogthums, als der Dritte oder Vierte in dem Cultusminiſterio eines großen Königreichs ſein? Nichts von Alle dem! Denn obgleich Geheimer Oberſchulrath, war er doch nur der Zweite, nicht der Erſte im Conſiſtorio, eine Stellung, die der Generalſuperintendent des Landes, der Doctor der Theologie und Geheime Kirchenrath Klopfer, einnahm.

Nein, es war ein anderer, gewöhnlicherer, aber trotzdem ſehr zwingender Grund, der ihn beſtimmte. Als jüngſter Rath im Cultusminiſterio bezog

Mantius einen Gehalt von Zwölfhundert preußischen Thalern. Mit diesem Gehalte war in dem theuern Berlin nicht auszukommen, zumal wenn man, wie es bei dem Rath der Fall, eine sehr junge und gefallsüchtige Frau hat. Diese hatte nun zwar einiges Vermögen, allein dies war bald zugesetzt, und der Rath mußte Schulden machen. Schulden aber sind für einen frommen Mann ebenso drückend, als für jeden Andern.

Mantius empfand die Bitterkeit dieser Lage in vollem Maße und er betrachtete es, wie er sich in vertraulicher Herzensergießung gegen einen seiner Schwäger ausdrückte, als einen Fingerzeig des Himmels, daß ihm ein Zufall die Bekanntschaft der Prinzessin, der jetzigen Regentin-Mutter, machen ließ.

Doch es sollten ihm außer der Gehaltsverbesserung noch andere Vortheile aus dieser Veränderung erwachsen. Mantius hatte zwei jüngere Schwestern seiner Frau bei sich, junge, liebenswürdige Damen mit jenem Berliner Esprit, welcher für Männer aus der Provinz so gefährlich werden kann, zumal wenn sich damit jene, der Großstädterin sehr zu Gebote stehende naive Koquetterie verbindet, die Einen in Ungewißheit darüber läßt, ob die Schlange die Tochter

Eva's ſchon aufgefordert, eine Frucht vom Baume der Erkenntniß zu pflücken. . . Vielleicht war es die Neugier, dieſes Räthſel zu löſen, welches zwei Räthe, einen Conſiſtorialrath nnd einen Miniſterialrath bewog, dieſe beiden jungen Damen zu heirathen. Eine wichtige Folge dieſer Doppelehe war, daß ſich Herr Mantius dadurch unter der höhern Beamtenwelt eine Verwandtſchaft begründete, welche ihm von großem Nutzen wurde.

Da kam plötzlich, eben als der volle Sonnenſchein des Glückes die Laufbahn des Herrn geheimen Oberſchulraths zu vergolden begann, das verhängnißvolle Jahr 1848 mit ſeiner ſtürmiſch einherfluthenden Strömung. Der geh. Oberſchulrath, dem durch ſeine Beziehung zur Prinzeſſin Sophie ein bedeutender Einfluß am Hofe geworden, gehörte zu jenen Räthen, welche den alten Herzog anfänglich zum hartnäckigſten Widerſtande gegen die Bewegung aufmunterten; er gehörte aber auch unter die Zahl derjenigen, deren Fenſterſcheiben für die allzuzähe conſervative Geſinnung ihrer Beſitzer büßen mußten. Es blieb keine einzige unzerbrochen! Wunderbare Wirkung zerbrochener Fenſterſcheiben!

Am Morgen nach jener nächtlichen Fenſterzer-

trümmerung ſah man den Herrn Oberſchulrath Mantius, am Hute eine ſchwarz-roth-goldne Kokarde, ſo groß wie ein Zweithalerſtück, durch alle Straßen gehen und er, der ſonſt nur Augen hatte, wenn ihm vielleicht eine Excellenz, eine Durchlaucht oder Hoheit begegnete, er ſah, daß jetzt auch andere Menſchen auf den Gaſſen gingen, ja er — der geheime Oberſchulrath Mantius — grüßte mit dem verbindlichſten Lächeln ſeinen Hausſchlächter, den Fleiſchermeiſter Braun und nannte ihn Bürger Braun, und dem Seilermeiſter Schlöppel, einem kleinen, dürren, ſchmutzigen Männchen, das eben in wollener Unterjacke und blauer Schürze vor ſeiner Ladenthüre ſtand, rief er ein ſo lautes: „Guten Morgen, mein lieber Bürger Schlöppel“ zu, daß Meiſter Schlöppel zuſammen knickte, wie ein altes Taſchenmeſſer.

Noch mehr: der geheime Oberſchulrath Mantius wurde Mitglied des conſtitutionellen Vereins für „Fortſchritt und Wahrheit,“ und er war es, welcher den, in den Annalen dieſes Vereins ewig denkwürdigen Antrag ſtellte:

„Der conſtitutionelle Verein für Fortſchritt und Wahrheit möge an die deutſche Nationalverſammlung eine Petition folgenden Inhalts richten: Hohe Na-

tionalverſammlung möge bei dem Reichsminiſterium der Marine den Antrag ſtellen, daß nur ſolche Offiziere und Matroſen auf der deutſchen Flotte angeſtellt, resp. angeworben würden, welche Mitglieder des Mäßigkeitsvereins — Temperenzler — wären."

Es war ein verhängnißvoller Antrag, für den Verein für „Fortſchritt und Wahrheit," von unberechenbarer Tragweite, von einer Tragweite, deren Folgen der Antragſteller ſicherlich am wenigſten geahnt hatte. Schon als Mantius den Antrag zu motiviren begann, hatte ſich im Hintergrunde des Saales ein ſehr unparlamentariſches Gemurmel hören laſſen, ein Gemurmel, das bei jedem Worte des Antragſtellers immer lauter wurde, ſo daß man nicht einmal die letzten Sätze, mit welchen er die Begründung ſchloß, verſtehen konnte. Die Urheber dieſes unparlamentariſchen Gemurmels waren einige Deſtillateure, Bierwirthe, Branntweinladenbeſitzer und ein dicker Bierbrauer, die Alle, inſtinktartig die gefährliche Tendenz des Antrags erkennend, ſich in ihren theuerſten Intereſſen bedroht ſahen. Mantius hatte deshalb kaum geendet und der Vorſitzende die Debatte über den Antrag eröffnet, als ſich das Gemurmel in ein Geſchrei verwandelte, welches dem ge-

heimen Schulrathe jeden Blutstropfen aus dem Geſichte jagte. Der Bierbrauer, die Bierwirthe, die Schnapsboutiquers, die Deſtillateure, kurz zwanzig Stimmen auf ein Mal verlangten das Wort! Vergebens rief der Vorſitzende: „Ruhe, parlamentariſche Ordnung, meine Herren, wenn Alle ſprechen, kann man keinen verſtehen. Es können nicht Alle zugleich reden, ich kann nicht eher das Wort ertheilen, als bis parlamentariſche Ordnung herrſcht,“ es half Alles nicht! Und da der Vorſitzende keinem das Wort zutheilte, ſo nahm es ſich ein Jeder ſelbſt.

„„Wer Champagner ſäuft, braucht freilich keinen Schnaps zu trinken.““ „„Ein Volksfreund wollen Sie ſein, ein Broddieb, ein Kehlenabſchneider ſind Sie,““ „„Ihre rothe Naſe haben Sie ſich wohl vom Gänſewein und Plumpenheimer geholt?““ „„Auch noch das Glas Bier wollt Ihr dem armen Volke rauben.““ „„Nicht einmal einen Trunk mehr ſoll der Menſch haben.““ „„Da ſoll doch ein Himmel-Kreuz Donnerwetter drein ſchlagen,““ ſo ſcholl es wild und ſtürmiſch durcheinander, während die, in ihrer Exiſtenz bedrohten Schreier zugleich eine ungeſtüme Bewegung nach vorwärts veranlaßten, und dadurch die dicht gedrängt ſtehende Maſſe in

jene Schwankung brachten, bei welcher das Wort Göthe's: „Jeder ſehe, wie er's treibe, und wer ſteht, daß er nicht falle," die zeitgemäßeſte Mahnung iſt.

Als der Vorſitzende die Phalanx der Widerſacher, voran die vierſchrötige Geſtalt des Bierbrauers, durch die Menge ſich Bahn brechen und heran zu der Tribüne, auf welcher, wie zur Salzſäule verwandelt, noch immer der geheime Schulrath, wogen ſah, bedeckte er ſich das Haupt und indem er mit heiſer gewordener Stimme ausrief: „Die Debatte iſt nicht mehr frei, ich erkläre die Sitzung für aufgehoben," wollte er die empörten Gemüther in das rechte Geleis zurückführen. Doch bei dieſen unparlamentariſchen Mitgliedern des Vereins für „Fortſchritt und Wahrheit" war Hopfen und Malz verloren.

„Was Debatte! was Sitzung!" ſchrien die Aufgebrachten, „an die Luft ſetzen wollen wir ihn" und „haut ihn, Bielefeld," ſo brüllte die Rotte der Anti-Mäßigkeits-Vereinler.

Einen Augenblick ſpäter war die Tribüne, auf welcher noch eben der Schulrath geſtanden, leer; dafür ſah man an der Ausgangsthüre die Geſtalt des Bierbrauers, umringt von ſeinen Freunden, die

das unglückliche Opfer dieſer Sitzung in ihrer Mitte hatten und es wirklich an die Luft ſetzten. Den andern Tag erklärte ſich der Verein für aufgelöſt, in Betracht gewiſſer unparlamentariſcher Vorgänge, wie die Bekanntmachung des Vorſtandes ſagte, und die conſtitutionelle Partei war um einen Sammelpunkt ärmer.

Der Schulrath aber war verſchwunden, ſein Haus geſchloſſen und in der „Stadt- und Landtrompete," dem Localblatte der Reſidenz, las man zwei Tage nach jenem Vorfall folgende Notiz:

Unſer Mitbürger, der geheime Oberſchulrath Mantius, deſſen Geſundheit ſchon ſeit längerer Zeit leidend, hat auf Anrathen der Aerzte, welche eine Luftveränderung unbedingt nöthig erachteten, einen mehrmonatlichen Urlaub genommen und iſt geſtern mit ſeiner Familie nach Genf abgereiſt, wo er ſich längere Zeit aufzuhalten gedenkt."

Das Behagen an der milden Luft des Lemaner See's, feſſelte den Geheimrath volle zwölf Monate an Genf, und als er es im September 1849 wieder verließ, war die Atmoſphäre in der Heimath für ſeine Geſundheit zuträglicher geworden. Wäre eine ſolche Luftveränderung nicht eingetreten, wer weiß,

ob der Schulrath, trotz ſeiner Abneigung gegen die republikaniſchen Inſtitutionen der Schweiz, je wieder nach Deutſchland zurückgekehrt wäre. Denn dort ſtand er doch wenigſtens außerhalb des Getriebes der öffentlichen Angelegenheiten, aber in der Heimath würde er ſich einer Betheiligung nicht haben entziehen können. Zu einer ſolchen aber im Sinne der Zeit, beſaß er — bei allen Kenntniſſen und allem Geſchicke, nicht die Anlage, ſeine Lungen konnten in der Luft der neuen Zeit nicht athmen.

Kurz nach ſeiner Rückkehr ſtarb der alte Landesfürſt; Prinzeßin Sophie kam als Regentin ans Ruder und der geh. Oberſchulrath Mantius wurde die Seele jenes kleinen Cirkels, welcher als unſichtbares und unverantwortliches Miniſterium neben dem Herrn von Lübden regierte. Die Thätigkeit des Herrn Oberſchulraths erſtreckte ſich deshalb nicht allein auf das Unterrichtsweſen, er zog auch die Kirche, die Gemeindeangelegenheiten, kurz alle Gebiete der Staatsverwaltung in den Bereich ſeiner Thätigkeit.

Bei einer ſo ausgebreiteten Thätigkeit und einem ſo großen Einfluſſe, war es wohl auch ſehr natürlich, daß Niemand beſſer Perſonen, Geſinnungen, Fami-

lienverhältniſſe und öffentliche Zuſtände kannte, als der geh. Oberſchulrath. Einige behaupteten zwar, daß der Geheimrath dies vorzüglich Mittheilungen gefälliger Zubringer verdanke, welche er mit Prämien von einem halben Gulden bis zu einem Speciesthaler bezahle, allein wer kann die Wahrheit einer ſolchen Behauptung juriſtiſch nachweiſen? Denn daß der frühere Sportelkaſſirer Schippmann tagtäglich bei dem Schulrathe aus- und einging, kann doch nicht als Beweis dienen.

Der Schulrath hatte Mancherlei zu ſchreiben, Schippmann beſaß eine gute Handſchrift, er war ohne Stelle, hatte Familie — was war natürlicher, als daß der fromme, menſchenfreundliche Mantius dem Manne einigen Verdienſt zuwies.

Jedenfalls wollen wir uns vor der Hand nicht darüber den Kopf zerbrechen, woher dem Schulrathe die genaue Kunde über Alles und Jedes, was Bemerkenswerthes in der Stadt vorging, wurde — genug, daß ſie ihm wurde und daß er deshalb, und wegen ſeines Einfluſſes bei Hofe, eine von Vielen ſehr gefürchtete Perſönlichkeit war.

Man wird nun auch die Empfindung begreifen, welche den Bürgermeiſter beſchlich, als er die An-

meldung des einflußreichen und gefürchteten Mannes vernahm, zumal, als er bis daher mit dem Schulrathe durchaus in keinem andern, als geschäftlichen Verkehre gestanden hatte. —

Dieser Verkehr bezog sich aber nur auf das städtische Schulwesen, über welches der Schulrath, in Gemeinschaft mit den städtischen Collegien, die Inspection ausübte.

„Ich komme zu etwas ungewöhnlicher Stunde, Herr Bürgermeister," sprach der Schulrath, nachdem die üblichen Begrüßungen gewechselt und Mantius, dem Doctor gegenüber, in einem Armsessel Platz genommen, „allein ich bin erst vor einer halben Stunde von einer Inspectionsreise über die Landschulen zurück gekehrt. . . Die schlechten Wege haben meinen Kutscher ungewöhnlich aufgehalten. . . . Und der Gegenstand, Herr Bürgermeister, worüber ich mit Ihnen sprechen wollte, leidet keinen Aufschub."

Der Bürgermeister verbeugte sich mit dem verbindlichsten Lächeln, welches ihm zu Gebote stand.

„Ein so werther und so seltener Besuch, mein verehrtester Herr Schulrath, ist stets und immer eine angenehme Erscheinung."

„Auch dann, wenn er kommt, um dem von der

Berufsarbeit Erschöpften noch von geschäftlichen Dingen zu sprechen?“ fuhr Mantius fort, indem dabei um seine schmalen, zusammengekniffenen Lippen ein kaum merkliches ironisches Lächeln zuckte.

„Auch dann, Herr Schulrath,“ entgegnete der Bürgermeister, sich in einiger Verlegenheit die Hände windend, denn die Anspielung auf die Erschöpfung und die Berufsarbeit war doch ein zu zweifelhaftes Compliment.

Dem Schulrathe entging dies nicht, und da er wohl Gründe haben mochte, den Eindruck, den seine ironische Anspielung hervorgebracht, zu verwischen, sagte er, aus dem leichten Conversationstone rasch in den ernsten, gravitätischen der amtlichen Stellung übergehend, indem er sich mit dem seidnen Taschentuche die Gläser seiner Brille wischte: „Ohne Scherz, Herr Bürgermeister, ich habe noch eine Verabredung amtlicher Natur mit Ihnen.“

Der Bürgermeister hob den Kopf und blickte den Andern fragend an. Dieser ließ zuvörderst ein kurzes, trockenes Hüsteln hören, lehnte sich dann leicht in den Sessel zurück und fuhr fort: „Sie kennen, Herr Bürgermeister, das hohe Interesse, welches Ihre Hoheit, unsere allergnädigste Regentin-

Mutter, an der Entwickeluug des öffentlichen Unterrichts nimmt, Sie kennen zugleich den frommen, kirchlichen Sinn der erhabenen Frau, deren sehnlichſter Wunſch kein anderer als der iſt, allen ihren Unterthanen und Landeskindern dieſelben religiöſen Ueberzeugungen, von denen ſie durchdrungen iſt, einzuflößen. In wie weit der Schulunterricht zur Erreichung dieſes chriſtlichen Wunſches der erhabenen Frau thätig ſein kann, in wie weit es gerade ihm möglich iſt, zur baldigen Erreichung dieſes Ziels beizutragen — das, Herr Bürgermeiſter, darf ich Ihnen wohl nicht erſt auseinander ſetzen. . . Leider," fuhr der Schulrath in ſtrengem Tone fort, „leider müſſen wir aber geſtehen, daß nicht alle Unterrichtsanſtalten in unſerm Staate ſich dieſes Zwecks, dieſer hohen Aufgabe bewußt ſind. Beſonders aber iſt dies in den ſtädtiſchen Schulen der Fall — denn auf dem platten Lande iſt es mir endlich gelungen, dieſen Bildungsſtätten des Volkes jenen chriſtlichen Geiſt einzuhauchen, ohne welchen aller Unterricht eitel Blendwerk iſt. Aber in den Städten, Herr Bürgermeiſter, wuchert noch üppig die Saat des Unkrauts! Und unſere Stadt geht allen andern voran mit böſem Beiſpiele! Es giebt einige Irrlehrer

unter uns, die offen und ungescheut den jugendlichen Gemüthern, deren Herzen weich wie Wachs sind, den Unglauben predigen. . . Ein solcher Zustand der Dinge, Herr Bürgermeister, kann nicht geduldet werden; die Spreu muß von dem Waizen gesondert werden.

Das Kirchen- und Schulcollegium hat deshalb gestern, in geheimer Sitzung, eine sofortige Inspection aller Unterrichtsanstalten hiesiger Stadt angeordnet. Aber verstehen Sie mich wohl, Herr Bürgermeister," und die Augen des Schulraths blitzten hinter den Gläsern der goldnen Brille hervor, „die Inspection soll nicht, wie dies bisher üblich, eine im Voraus angekündigte sein, sondern die Inspection soll plötzlich, unvorbereitet, Schüler wie Lehrer überraschen. Nur so wird es dem Collegium möglich sein, ein richtiges und bestimmtes Urtheil über den Geist des Unterrichts fassen zu können. Da nun, nach der annoch bestehenden Gemeindeordnung, die Inspection der städtischen Unterrichtsanstalten durch das Kirchen- und Schulcollegium an die Mitwirkung des Magistrats gebunden ist, so wollte ich Sie, Herr Bürgermeister, bitten, sich morgen mit zwei der Herren Stadträthe, früh neun Uhr, im Gebäude des

Kirchen- und Schulcollegiums einzufinden. Wir werden es dann so eintheilen, daß je ein Mitglied des Stadtraths und des Kirchencollegiums, eine Classe inspicirt, so daß die Inspection eine wo möglich gleichzeitige in der betreffenden Unterrichtsanstalt ist. Der Anfang soll mit der Inspection der Freischule gemacht werden."

Nun, da er den Zweck von des Schulraths Besuch zu kennen glaubte, athmete der Bürgermeister hoch auf, und indem er in seine Haltung und Ton etwas von jener Gravität, die er einst bei Zweckessen, Toasten und Vereinsversammlungen so glücklich zur Schau trug, zurück zu rufen suchte, antwortete er mit seiner fetten und bier-heiser klingenden Stimme: „Obschon, Herr Schulrath, eine derartige Inspection städtischer Schulen gesetzlich nicht nur unter Beiziehung des Stadtraths, sondern auch der Schuldeputation des Gemeinderaths stattfinden sollte, so glaube ich doch wohl, eine derartige improvisirte Inspection in Betracht des hochlöblichen Zwecks dem Gemeinderath gegenüber verantworten zu können. Ich werde mich morgen früh mit zwei meiner Collegen, den Stadträthen Birnbaum und Werner, in dem Collegiatgebäude einfinden."

„Und die Frau Regentin, Ihre Königliche Hoheit die Princeß Sophie, wird eine ſolche Geſinnung des Bürgermeiſters Ihrer Hauptſtadt zu würdigen wiſſen," fügte der Schulrath in einem Tone hinzu, der zurückhaltend ſein ſollte, aus dem heraus ſich doch aber ſo Manches ahnen ließ.

Den Bürgermeiſter durchzuckte plötzlich ein heller, lichter Hoffnungsſtrahl bei dieſen Worten des Schulraths, und indem er ſich bei dieſer Verſicherung aus dem Munde des vielvermögenden Mannes verbindlich und geſchmeichelt verneigte, fügte er hinzu: „Ihre Königliche Hoheit darf verſichert ſein, daß," und er legte dabei mit bezeichnender Geberde die Hand auf ſeine Bruſt, „Sie nicht leicht ein ergebeneres Herz finden wird, als das, welches in der Bruſt des erſten Magiſtratsbeamten der Reſidenz ſchlägt."

„Eine ſolche Verſicherung, Herr Bürgermeiſter, iſt um ſo ſchätzenswerther," entgegnete Mantius, und ſeine Augen blitzten wieder ſo eigenthümlich hinter der goldnen Brille, „als leider Gottes gerade die Gemeindebeamten unſeres Landes diejenigen ſind, welche am lauſten und nachläſſigſten bei der Verfolgung der erhabenen Zwecke der Frau Regentin ſind.

Ja man darf wohl ſagen, daß ſie dieſen Zwekken geradezu entgegen arbeiten. Oder wo, Herr Bürgermeiſter," und des Schulraths hagere, lange Geſtalt richtete ſich lebhaft vom Stuhle empor, „oder wo finden Sie mehr Widerſtand gegen die Abſichten des geiſtlichen und weltlichen Regiments in unſerem Lande, als gerade bei den Communalbehörden? Nehmen wir nur einen Fall aus vielen. Das geiſtliche Miniſterium, von der Anſicht ausgehend, daß ein ächt frommer, kirchlicher Sinn die Grundlage unſeres ſtaatlichen Lebens ſein muß, will nur ſolche als verordnete Diener des göttlichen Wortes, welche feſt und beharrlich im Glauben, nicht von der Freigeiſterei unſerer Zeit angeſteckt ſind. Was thut aber der Stadtrath von Neuhauſen, der Magiſtrat der zweiten Stadt des Landes, als vor einem halben Jahre dort die Stelle des ſtädtiſchen Diaconats und Mettenpredigers erledigt wird? Er beruft als Patron den Pfarrer Haller, den früheren Prediger einer evangeliſchen Gemeinde im Elſaß, einen Mann, deſſen anti-kirchliche Geſinnung ſo bekannt iſt, daß ihm das proteſtantiſche Conſiſtorium in Paris ſeiner elſaſſiſchen Predigerſtelle enthob. Das geiſtliche Miniſterium weigert ſich, dieſen Mann, als er ihm von

dem Magiſtrat von Neuhauſen präſentirt wird, zu beſtätigen und giebt demſelben eine andere Wahl auf. Das geiſtliche Miniſterium ſendet einen Pfarramtscandidaten von der lauterſten, frömmſten Geſinnung nach Neuhauſen, um dort Probepredigten abzuhalten, den Catecheten Schamvogel," bei dieſem Namen ſchnitt der Bürgermeiſter eine Grimmaſſe, „Sie kennen ihn ja, dieſe Perle eines chriſtlich-frommen Gemüths; der Catechet predigt an zwei aufeinander folgenden Sonntagen. Das erſte Mal iſt die Kirche gedrückt voll; der weibliche Theil der Gemeinde zerfließt in Thränen, den andern Sonntag iſt die Kirche nur ſpärlich gefüllt. Natürlich! Die Bürger, angeſteckt von den Geſinnungen ihres Magiſtrats, deſſen Mitglieder nicht nur die Fähigkeit, ſondern auch den Character des Catecheten anfeindeten und in Bier- und Weinhäuſern ihre giftige Kritik übten, die Bürger hielten ihre Frauen und Töchter von dem Beſuch des Gotteshauſes zurück, und am nächſten Tage fielen bei der neuen Wahl ſämmtliche Stimmen des Gemeinderaths und des Magiſtrats wieder auf den Zweifler und Ungläubigen, den Prediger Haller. Und das geiſtliche Miniſterium," und des Schulraths Stimme bebte bei

den Worten von innerer Erregung, „ſah ſich gezwungen, einen Zweifler an den ſymboliſchen Büchern, als Diener der Kirche anzuerkennen, weil es jenes Geſetz befiehlt, welches die wilden Leidenſchaften einer zügelloſen Zeit geſchaffen, jene Gemeindeordnung, die leider Gottes in unſerm Lande noch immer zu Recht beſteht.

Und ſolche Geſetze," fügte der Schulrath hinzu, und es zuckte um ſeinen Mundwinkel, „beſtehen in einem chriſtlichen Lande, in chriſtlichen Städten."

Der Bürgermeiſter hatte mit einer Art Zerknirſchung zugehört, die Hände in einander gefaltet und die beiden Daumen um einander drehend. Es war ihm, als göſſe der Schulrath die Schaale ſeines Zornes auch über ſein Haupt aus, über dieſes Haupt, das doch in dieſer Hinſicht vollkommen unſchuldig war, obgleich es auch einem Magiſtratsbeamten angehörte, der durch jenes Geſetz zu ſeiner Würde erhoben worden war. Denn, wenn es nach des Bürgermeiſters Willen gegangen wäre, würde der Stadtrath nie einen von den Anſichten der Regierung abweichenden Beſchluß gefaßt haben, würde die Stadt nie mit der oberſten Verwaltungsbehörde wegen Beſetzung von Lehrerſtellen und wie dieſe heiekligen

Fragen alle hießen, in Colliſion gekommen ſein — aber konnte ſeine Stimme allein den Starrſinn des Gemeinderathes und die Querköpfigkeit ſeiner Collegen im Stadtrathe brechen? Vielleicht hätte er aber, ſolchen oppoſitionellen Beſtrebungen gegenüber, doch mehr Energie zeigen ſollen! Dann wäre ſein Anſpruch auf des Schulraths Lob und Erkenntlichkeit, die er vielleicht gar bald brauchte, gegründeter geweſen; dieſer Gedanke war es, welcher ihm die zerknirſchte Miene bei des Schulraths Worten aufzwängte.

Und in dieſer Stimmung war es, daß er in die Worte ausbrach: „Aergert Dich Deine rechte Hand, ſo haue ſie ab und wirf ſie von Dir. Es iſt Dir beſſer, daß eines Deiner Glieder verderbe, und nicht der ganze Leib in die Hölle geworfen werde!“

Der Schulrath ſtutzte und blickte den Bürgermeiſter forſchend an; was war das, was bedeuteten dieſe Worte der Schrift in dem Munde eines Mannes, von dem der Schulrath früher in einem vertrauten Kreiſe geſagt hatte: er gehöre zu den Säufern und Schlemmern, die verarmen und zerriſſene Kleider tragen werden?“

Dieſe Worte in dem Munde eines Mannes, deſſen wüſtes Leben ſtadtbekannt war? Wollte er ihn täuſchen oder ſollte wirklich der Geiſt der Einkehr über ihn gekommen ſein? Des Schulraths Augen blitzten, während dieſe Gedanken ſeinen Kopf durchkreuzten, forſchend auf den Bürgermeiſter nieder, der noch immer mit zerknirſchter Miene, die Daumen um einander drehend, im Seſſel ſaß. Und wie er ihn ſo daſitzen ſah, dachte der Schulrath bei ſich: „Gewiß, es iſt nicht unmöglich, daß bei ihm endlich die Ein- und Umkehr gekommen iſt. Nachdem er die Nichtigkeit jener liberalen Ideen, denen er früher anhing, erkannt, nachdem er vergebens in einem wüſten Leben, in dem er dem Bacchus opferte, die Stimme ſeines Innern zu betäuben ſuchte, hat ſich plötzlich vor ſeinen Augen der Abgrund, an welchem er ſtand, aufgethan —“

In dieſem Augenblicke that der Bürgermeiſter, tief aufſeufzend, den Mund auf, und der Schulrath von dem heißen, bierdunſtigen Odem des Doctors getroffen, bog ſich raſch mit einer Geberde des Ekels, die der Bürgermeiſter nicht bemerkte, zurück!

Was doch ein Seufzer zu unrechter Zeit für Wirkungen haben kann!

Wie auch des Schulraths Gegner von ihm denken, und was ſie ihm auch hinſichtlich ſeiner politiſchen und religiöſen Anſichten vorwerfen mochten: er war ein nüchterner, mäßiger Mann, den noch Niemand voll von Wein und Bier geſehen hatte Er hatte einen tiefen Abſcheu gegen das Laſter des Trunkes, und ein Trunkenbold flößte ihm ſogar einen phyſiſchen Ekel ein. Und nun ſtrömte ihm aus dem Munde des Mannes, von dem er ſoeben geglaubt, daß bei ihm die Stunde der Einkehr gekommen, ein ſo heißer bier- und weindunſtiger Odem entgegen, daß er ihm faſt die Luft benahm. Im Nu war des Schulraths Täuſchung von des Bürgermeiſters innerer Wandlung zerſtört, und er ärgerte ſich über ſich ſelbſt, daß er die Verſchwommenheit dieſer aufgedunſenen Züge, dieſe ſchwimmenden Augen mit den gerötheten Lidern, dieſe ſchlaff nach vorwärts ſich neigende Haltung des Kopfes für den Ausdruck der Zerknirſchung gehalten.

Doch gleichviel! welchen Ekel auch der Schulrath vor dem Manne empfand, er erinnerte ſich des eigentlichen Zwecks ſeines Beſuchs, den er nicht aus den Augen verlieren durfte, mochte der Bürgermeiſter nun ein Zerknirſchter oder ein unverbeſſer-

licher Schlemmer ſein, der ihn durch Heuchelei zu täuſchen ſuchte.

Er überwand ſeinen Ekel, und indem er ſeinen Armſeſſel ein paar Schritte zurückſchob, um nicht unmittelbar von dem heißen, dunſtigen Odem getroffen zu werden, ſagte er, an jenes Citat aus der Bergpredigt, mit welchem ihm der Bürgermeiſter geantwortet, anknüpfend: „Ein köſtlich Wort! Aber wo finden wir in unſerer Zeit jene Selbſtverleugnung die einer ſolchen Handlung fähig?

Und auf den vorliegenden Fall angewendet, wo fänden wir in unſerm Lande eine Gemeinde, die ſo durchdrungen iſt von dem Bewußtſein des Aergerniſſes, welches dieſes neue Geſetz jeden Tag giebt, daß ſie wünſcht, es möge abgehauen werden?“ So unumwunden hatte ſich der Schulrath, außer im Kreiſe ſeiner Vertrauten, noch gegen Niemand über die Gemeindeordnung, die doch immer ein zu Recht beſtehendes und vollkommen gültiges Landesgeſetz war, geäußert. Der Bürgermeiſter aber, dem die Geſinnungen des Schulraths wohlbekannt waren, und dem dieſer Beſuch als ein glücklicher Wink des Schickſals erſchien, um ihn aus einer verzweifelten Situation zu retten, antwortete pathetiſch und ſich

mit Anſtrengung in eine Stimmung hineinarbeitend, die er zur Erreichung ſeines Zweckes brauchte:

„Wenn es auch keine Gemeinde im Lande giebt, die von einem ſolchen Bewußtſein durchdrungen, ſo giebt es doch, Herr Schulrath, unter den Vertretern dieſer Gemeinden Männer, welche längſt die ſchädlichen Folgen dieſer neuen Ordnung erkannt, und oft bei ſich erwogen, wie ihnen abzuhelfen und ich, Herr Schulrath," und wieder fiel die fleiſchige Hand des Doctors auf die ſchwarze Atlasweſte und die goldene Uhrkette, „ich, der Vertreter dieſer Stadt, gehöre zu ihnen."

Es lag eine ſo unendliche Selbſtironie in dieſen Worten, daß der Schulrath ein ſarkaſtiſches Lächeln nur mit Mühe unterdrücken konnte; wäre ſeine Abneigung gegen die neue Ordnung der Dinge nicht ſo tief eingewurzelt geweſen, hätte er nicht befürchten müſſen, ein taugliches Werkzeug ſeiner Pläne, zu welchem er den Bürgermeiſter ſich erkoren, zu verlieren, ſo würde er ſich kaum überwunden haben, dieſe Selbſtironie dem Bürgermeiſter fühlbar zu machen, ſo aber begnügte er ſich mit der Frage: „Nicht wahr, Herr Bürgermeiſter, in ſechs Wochen iſt der Termin Ihrer Amtsführung abgelaufen, und

es tritt dann eine Neuwahl durch Urwahlen ein?“

„Herr Schulrath —!“ rief frappirt der Bürgermeiſter bei dieſer ſo natürlich und unſchuldig klingenden Frage nnd blickte Mantius mißtrauiſch an.

Wie? er war im beſten Zuge geweſen, dem Schulrath, der ihm ſo nützlich werden konnte, glauben zu machen, er hege aus wirklicher Ueberzeugung dieſe Anſicht von der Verwerflichkeit des neuen Geſetzes, und nun errieth dieſer Menſch auf einmal, daß er unter den ſchädlichen Folgen der neuen Ordnung nichts Anderes meinte, als den bevorſtehenden Ablauf ſeiner Amtszeit, die troſtloſe Ausſicht nicht wieder gewählt zu werden, und was das Schlimmſte war — die Rechnungsablegung über gewiſſe Gelder, — doch nein, hier faßte ſich der Bürgermeiſter, ſo ein Teufel, ſo ein Alles durchſchauender Mephiſto konnte der Schulrath nicht ſein, die Frage war keine Ironie, ſie war in aller Unbefangenheit gethan.

So plötzlich, als dem Bürgermeiſter einen Augenblick früher die entgegengeſetzte, ſo plötzlich kam ihm auch die jetzige Ueberzeugung von der eigentlichen Beſchaffenheit der ſchulräthlichen Frage, und ſich raſch faſſend fuhr er fort:

„Entſchuldigen Sie, Herr Schulrath, ich verſtand

Sie augenblicklich nicht — mein Gehör fängt jetzt zuweilen an mir untreu zu werden — Sie frugen?"

„Wann die bevorstehende Neuwahl der städtischen Collegien wäre," antwortete Mantius, der eine Ahnung von dem, was in der Seele des Bürgermeisters vor sich ging, haben mochte, so unbefangen als möglich.

„In sechs Wochen," entgegnete der Doctor, und ein unwillkürlicher Seufzer entstieg seiner Brust. „Morgen wird die stadträthliche Bekanntmachung darüber in der „Stadt- und Landtrompete" erscheinen."

„Und gedenken Sie wieder als Bewerber aufzutreten, oder werden Sie wieder zur advokatorischen Praxis zurückkehren, Herr Doctor?" frug der Schulrath, indem er den Bürgermeister forschend anblickte.

Dieser fühlte jetzt den Augenblick gekommen, wo er seinen Hauptschlag ausführen mußte.

O! der Doctor war einst ein schlauer Mann gewesen, und das Bier und der Wein hatten doch noch nicht den letzten Rest jener Schlauheit hinweggespült!

Wäre nicht der fatale Bierdunst gewesen, der ihn immer wieder an seine erste Täuschung erinnerte,

der Schulrath hätte es ſicherlich für Wahrheit gehalten, als der Doctor auf ſeine Frage antwortete:

„Noch vor einer Stunde erwog ich dieſe Frage bei mir, und war dabei zu dem Entſchluße gekommen, im Falle einer etwaigen Wiedererwählung das Amt abzulehnen. Ich war der Kämpfe und Widerwärtigkeiten, die eine ſolche öffentliche Stellung in ihrem Gefolge hat, herzlich müde. Ich ſehnte mich nach der Ruhe und dem Frieden des Privatlebens zurück. Sie kennen ja, Herr Schulrath" und der Bürgermeiſter fuhr mit dem Taſchentuch über die feuchtwerdenden Augen, „die ſchönen Worte, mit denen Horaz die Freuden einer ſolchen behaglichen Exiſtenz ſchildert, jenes beatus ille qui procul a negotiis paterna rura buobus suis exercet. Nun, das Schickſal," und des Bürgermeiſters Ton wurde dabei immer wehmüthiger, ſeine Augen immer feuchter, „hat mir nun zwar keine Acker und Wieſen geſchenkt, und auch keine Ochſen ſie zu pflügen, aber ich habe dafür das große Feld des Rechts, den Acker der Themis, den ich pflügen und bebauen kann.

So ſann ich bei mir, und der Entſchluß, fortan nur meiner Familie und meinem frühern Beruf zu leben, wurzelte immer tiefer in mir. Dazu kam noch

der Gedanke," und des Bürgermeiſters Stimme wurde immer klagender und ſeine Augen, die er immer noch wiſchte, immer feuchter, „dazu kam noch der Gedanke, daß mir bei der gerechten Ausübung meines Amtes doch ſo manche Widerſacher erwachſen ſind, die meine Wiedererwählung mit ſcheelen Augen betrachten würden. Und ich, ich Herr Schulrath, wollte der Gemeinde kein Aergerniß geben — und deshalb hielt ich es für's Beſte, von vornherein zu reſigniren."

Er ſchwieg einen Augenblick, vielleicht um dem Schulrathe Zeit zu einer Bemerkung zu geben, allein da Mantius beharrlich ſchwieg, fuhr der Doctor fort:

„So weit war ich in meinem Entſchluße. Da kamen Sie, Herr Schulrath, ſchilderten mir die Gefahren, die Uebel, welche aus der Gemeindeordnung für den geſammten Staatskörper entſpringen, und — mein Entſchluß iſt gefaßt!"

„Und?" frug der Schulrath, jetzt in der That geſpannt.

Ich werde als Candidat auftreten, ich werde mich wieder erwählen laſſen, ich werde an die Gutgeſinnten der Bürgerſchaft appelliren, ich werde," und der Bürgermeiſter verfiel aus dem pathetiſchen Tone, mit dem er bisher geſprochen, in einen leiſen, geheimniß-

voll flüſternden, wobei er den Schulrath ſo ſcharf anblickte, daß ihm die Augäpfel förmlich hervorquollen, „in der Stadt- und Landtrompete indirect andeuten laſſen, daß die Regierung meine Wahl nicht gern ſähe, daß einflußreiche Männer, die das Vertrauen der Regentin beſäßen, ſie zu hintertreiben ſuchten, und werde mir dadurch das Vertrauen meiner ehemaligen politiſchen Freunde wieder gewinnen.“

„Herr! Sind Sie des Teufels?“ rief der Schulrath, von dieſen kühnen Gedankenkombinationen, die einen Theil ſeiner geheimſten Abſichten verriethen, überraſcht, von ſeinem Seſſel emporfahrend und ſeine gewöhnliche, diplomatiſche Zurückhaltung vergeſſend.

„Nein!“ rief der Bürgermeiſter, ohne ſich durch dieſe Unterbrechung ſtören zu laſſen, indem er theatraliſch den Arm ausſtreckte, „Nein, nicht des Teufels, ſondern von einer glücklichen Inſpiration beſeelt. Ich werde“ und ſeine Stimme nahm wieder eine feierliche Färbung an, „wieder in die Schranken treten, ich werde alle erlaubten Mittel in Bewegung ſetzen, um gewählt zu werden, ich werde,“ fügte er raſch hinzu, da er ſah, daß der Schulrath hier wieder Miene machte, ihn zu unterbrechen, „ich werde nur erlaubte, geſetzliche Mittel benutzen, ich werde

Niemand kompromittiren, aber ich werde Alles daran ſetzen, um ſiegreich aus der Wahlurne hervorzugehen. Und dann, dann Herr Schulrath, werde ich einen Akt der Selbſtaufopferung begehen. Ich werde auf dem Landtage, deſſen Mitglied ich dann, als Vertreter der Hauptſtadt, nach unſerm Wahlgeſetze bin, den Antrag auf Reviſion der Gemeindeordnung ſtellen und die Staatsregierung wird einem ſolchen Wunſche, der gleichſam aus der Mitte der Gemeinde ſelbſt kommt, gerecht werden müſſen, ſie wird eine Geſetzesvorlage machen — und der Stein des Anſtoßes und des Aergerniſſes wird beſeitigt ſein!“

Er ſchwieg und ſank erſchöpft in ſeinen Seſſel zurück. Der Bürgermeiſter hatte ſich ſelbſt übertroffen. Seit Jahren hatte ſein Geiſt nicht ſolchen Aufſchwung genommen, wie in dieſem Augenblicke, wo er alle Reſte ſeiner frühern Vorzüge zuſammenraffend, gewiſſermaßen für Hals und Kopf ſtritt. Die Gefahr ſeiner Lage, welche ihn beim Erſcheinen des Schulraths und im Laufe der Unterhaltung mit dieſem ſo klar wie noch nie vor die Augen getreten, hatte ihn aus ſeiner geiſtigen Zerfahrenheit emporgerüttelt, ſie hatte ſeinen ſchon ſtumpf gewordenen

Geiſt geſchärft, ſie hatte ihm noch einmal und in erhöhterem Grade ſogar, die frühere Elaſticität und Spannkraft ſeiner liberalen Periode zurückgegeben. Der Schulrath aber war durch dieſes vollſtändige Errathen ſeiner geheimſten Pläne ſo frappirt, daß er einige Minuten, nachdem jener geendigt, in tiefem Schweigen verharrte. Er hatte ſich den Bürgermeiſter geiſtig zerfahrener, zerbröckelter, ſtumpfer vorgeſtellt. Ein ſolches Errathen ſeiner verborgenen Abſichten hatte er von Seiten eines Mannes, deſſen Hirn tagtäglich von den ſchweren, dicken Dünſten des Bieres und Weines umfloſſen wurde, nicht erwartet. Der Bürgermeiſter ſollte für ihn ein Werkzeug werden — und dieſes Werkzeug durfte nicht ſo viel Combinationstalent beſitzen, als es noch bei dem Doctor der Fall war . . . Er hätte ſich beruhigen können, der Schulrath! es war eine abnorme, durch die Lage des Augenblicks erzeugte, geiſtige Beweglichkeit, welche der Doctor vor ihm entfaltete, gleichſam das letzte flackernde Aufflammen der Leuchte ſeines Geiſtes.

Ahnte der Schulrath vielleicht etwas Derartiges, als er plötzlich mit jener Beſtimmtheit in Ton und Geberde, die verräth, daß man bereits einen feſten Entſchluß

gefaßt, zu dem Bürgermeiſter ſagte: „Herr Doctor! Sie haben da eine ſo fruchtbare und zugleich kühne Idee ausgeſprochen, daß ſie in Erwägung gezogen zu werden verdient. Wir werden noch einmal darüber ſprechen, und nun, gute Nacht, Herr Doctor, auf Wiederſehen. Und Morgen früh — Sie vergeſſen es doch nicht?“

Der Bürgermeiſter legte, ſich verbeugend, die Hand auf die Bruſt; der Schulrath bat, der Frau Doctorin ſeine Empfehlung zu ſagen, grüßte und ging. Als er die Thür hinter ſich geſchloſſen, ſank der Bürgermeiſter erſchöpft in den Seſſel zurück, indem er bei ſich murmelte:

„Pyrrhus ſagte: noch einen ſolchen Sieg und ich kann allein nach Macedonien zurückkehren, ich ſage: Auguſt, noch einen ſolchen Abend — und Du kannſt Dich begraben laſſen. Buh! das macht mürbe! Doch nun bin ich wenigſtens den Kopfhänger und Pſalmenprediger, den Schamvogel, los: Aber ein Glas Bier nach ſolcher Anſtrengung wird gut ſchmecken.“

Der Schulrath aber dachte bei ſich, indem er die Treppe hinabſtieg und ein kleines Briefchen, das er aus der Weſtentaſche zog, zerknüllte: „Nun mag

mein verehrter Schwager, der Herr Kreisrath von Spitzkopf, ſeine Operationen beginnen, ich habe ihm das Prävernire geſpielt.“ Es war ein ſonderbares Gemiſch in dieſem Manne mit dem orthodoxen Glauben und dem herrſchbegierigen Sinne.

Siebentes Kapitel.

„Wenn Sie, mein beſter Herr, das Unglück haben ſollten, ſich Ihre Lebens- und Leibesnothdurft mit der Erzählung mehr oder minder ſentimentaler Liebes-Affairen, die ſtets mit dem populären Refrain: „ſie kriegen ſich,“ endigen, verdienen zu müßen, oder kürzer ausgedrückt, wenn Sie ſo unglücklich wären, ein Romanſchreiber zu ſein, ſo würden Sie hier den beſten Vorwurf zu einem Capitel haben, welches bis zum Jahre 1848 unter der Ueberſchrift: „ein äſthetiſcher Thee“ zu einer Art ſtehender und unentbehrlicher Artikel in allen Romanen geworden! So ein Capitel war eine wahre Herzensfreude, ein ächtes Feſteſſen für einen Romanſchreiber, noch mehr aber für eine Romanſchreiberin. Wenn nirgends

im ganzen Buche eine Gelegenheit dazu gefunden worden, hier konnte endlich ein Magazin für alle die erhabenen Ideen, mit denen die Verfaſſerin ſich bis jetzt mühevoll herumgeſchleppt, ohne ſie an den Mann bringen zu können, errichtet werden. Kein Geſchmack, kein Bedürfniß blieb dabei unberückſichtigt. Wie in einer jüdiſchen Trödlerbude, war Alles bunt durcheinander aufgeſpeichert, von Jedem Etwas, wenn auch nie etwas Ganzes. Hier hing ein Fetzen Literaturgeſchichte, dort ein Stück unverdauter Hegelſcher Philoſophie, in dieſer etwas Kunſtkritik über Komödie und Opernmuſik, oder den Zeigefinger einer Venus, dort trieb ſich herrenlos wie ein verlaufener Pudel, etwas Hellſeherei und thieriſcher Magnetismus, gleich daneben etwas Emancipation des Fleiſches umher, und mitten hindurch lief wie Ahasver, der ewige Jude, der nimmer Ruhe und Raſt finden kann, ein ſeiner Löſung vergebens harrendes Problem der ſocialen Frage, dem unmittelbar auf dem Fuße etwas neblige Kosmopolitik und graue Politik folgte . . . Die Leutchen aber, die alle dieſe bunten Sachen hier auskramten, waren geiſtreiche Frauen, mit langen Locken, blaſſen Geſichtern und dunklen Augen, intereſſante Männer, mit langen Haaren oder

Titusköpfen, Henriquatre, untadeliger Leibwäſche, ſchwarzem Fracke, dabei ſammt und ſonders höchſt geiſtreich. Sprachen auch wie die Bücher —“

„Was vielleicht davon kam, daß ſich ein Jedes zuvor durch irgend ein Handbuch, oder eine Encyclopädie auf den betreffenden Gegenſtand, den es an dem Abende reiten wollte, präparirt hatte,“ unterbrach hier Hagen die etwas langathmige Perſiflage ſeines Nachbars, jenes Advocat Karſten, von dem ihm Oppermann ſchon auf dem Hinwege zu der Abendgeſellſchaft des Kaufmann Gerold erzählt, und mit dem er ihn ſofort, nach der Vorſtellung beim Hausherrn, bekannt gemacht.

„Ganz recht!“ lachte Karſten, ein Mann in den dreißiger Jahren mit blondem, kurzgeſchnittenem Bart- und Haupthaare, klaren, ſcharfen Augen und Zügen, die im Ganzen einen wohlwollenden Character verriethen, wenn auch zuweilen um die Mundwinkel ein ſarkaſtiſches Lächeln ſpielte. .

„Präparirt! Ich kannte in Berlin, wo ich mich mehrere Jahre nach meiner Univerſitätszeit aufhielt, eine verwittwete Geheimräthin, eine ganz paſſable Frau in ihren beſten Jahren, die noch recht gut einen Anſpruch auf Gefallen hatte. Daß ihr dies nicht

gelang — daran waren nur die äſthetiſchen Theeabende Schuld.

Damals cultivirte nämlich in Berlin ein jeder anſtändige Menſch, der des Abends in Theegeſellſchaften ging, irgend eine Specialität, mit welcher er den dünnen Aufguß und die noch dünnern Butterſchnitte würzte. Jeder beſtrebte ſich einer recht exquiſiten, abſonderlichen Specialität, die womöglich Aufſehen machen ſollte. Das Steckenpferd der Geheimräthin war nun nordiſche Mythologie, ohnehin ſchon ein heickliches Thema in Geſellſchaften, wo zwar jedes Fräulein die Liebesabentheuer des Jupiter, der Venus, des Mars und die Allotria der Satyre, Nymphen und des Pan kannte, dagegen Schwarzelfenheim oder Jaturheim für unterfränkiſche Dörfer mit jüdiſchen Weinhändlern hielt, etwa wie Mainſtockheim oder Kleinlangheim. Die Geheimräthin, die ein etwas ſchwaches Gedächtniß beſaß, hatte obendrein nur wieder eine Specialität aus dieſer nordiſchen Sagenwelt. Es war dies die Geſchichte von dem ſogenannten Bande Gleipnir, mit welchen Tyr den Wolf Fenris feſſelt. Sie kennen wohl die Fabel?“

Hagen nickte lächelnd und der Advokat fuhr fort:

„Bon! Die Geheimräthin ging viermal in der Woche zum Thee und präparirte ſich jedesmal auf dieſes Kapitel und viermal in der Woche, ein Viertel Jahr lang, erzählte ſie von dem Bande Gleipnir, welches aus dem Schalle eines Katzentritts, dem Barte eines Weibes, den Wurzeln eines Berges, dem Speichel eines Vogels und dem Hauche eines Fiſches zuſammen gewoben ſei. Zuletzt war die Geheimräthin mit ihrem Bande Gleipnir ein förmliches Schreckgeſpenſt geworden und die Worte: Weiberbart, Vogelſpeichel, Fiſchhauch, Katzentritt-Schall und Bergwurzeln jagten ſelbſt den beherzteſten Dragonercapitain in die Flucht.“

Hagen lachte über die Anecdote des Advokaten, frug ihn aber dann, was denn eigentlich die Pointe ſeines Raiſonnements ſei, und in welchem Bezuge es mit der Geſellſchaft hier ſtünde.

„Nun hier hat ein Jedes, wie Sie bald bemerken werden, eben auch ſeine Specialität, die es reitet,“ antwortete der Advokat, indem er den Doctor tiefer in die Fenſterniſche zog, von wo aus ſie die zerſtreuten Gruppen in dem kleinen Salon des Gerolbſchen Hauſes betrachten konnten.

„Dann möchte ich Sie wohl bitten, noch ein

wenig mein Cicerone zu ſein, und mir einige Andeutungen zu geben, die mich etwas orientiren können," bat Hagen, „denn aufrichtig geſtanden, ich bin ſo geraume Zeit von meiner Vaterſtadt fortgeweſen, daß mir viele Perſonen und Verhältniſſe theils neu, theils fremd geworden ſind. Seit meinem Abgange auf die Univerſität — es mag dies wohl nun zehn Jahre her ſein — bin ich immer nur auf kurze Zeit hier geweſen und immer wenig in Geſellſchaften gekommen."

Der Advokat zündete ſich eine Cigarre an und antwortete: „Beginnen wir zuerſt mit dem ſtarken Geſchlechte, welches hier vertreten. Dem Hausherrn, der dort an dem runden Tiſche mit den zwei Herren in lebhaftem Geſpräche begriffen iſt, ſind Sie vorgeſtellt worden — und kennen ihn alſo, denn er gehört zu jenen Charakteren, mit denen man nur ein paar Worte gewechſelt, denen man nur eine Minute ins Auge geſchaut zu haben braucht, um über ſie klar zu werden. Er iſt eine durchaus wohlwollende, offene Perſönlichkeit mit Grundſätzen, die ihm alle Ehre machen. Er iſt reich — hat die Verſuchungen des Mammon zu überwinden, iſt aber dennoch ein entſchiedener Anhänger," und der ironi-

ſche Ton Karſtens, in welchem er bis jetzt geſprochen, verwandelte ſich hier in den ernſter, tiefer Ueberzeugung, „der großen nnd erhabenen Ideen unſerer nationalen Freiheit und Größe. Dabei hat er einen natürlichen, praktiſchen Scharfblick für gewiſſe Verhältniſſe des öffentlichen Lebens, der ihm als Erſatz, für die ihm mangelnde tiefere wiſſenſchaftliche Bildung, dient. Ich will ihm damit nicht etwa den Vorwurf machen, als ob er ungebildet wäre, durchaus nicht, ſondern ich wollte damit nur ſagen, daß ihm da jener Vorzug zu Hülfe kommt, wo Andere auf das durch Studium Angeeignete ſich ſtützen. Im Uebrigen iſt er mir bis jetzt ſtets als ein braver, ehrlicher Mann bekannt.“

„Damit iſt Alles und genug geſagt,“ unterbrach Hagen, der dem Advokaten aufmerkſam zugehört, deſſen Schilderung — „wer iſt der kleine, blaſſe Herr mit dem geſpreitzten Weſen, dem lebhaften Geberdenſpiel und der Brille, der ſich mit Herrn Gerold unterhält?“

„Der Redacteur einer Wochenſchrift für höhere Politik, Kunſt, Literatur, öffentliches Leben, Wiſſenſchaft und Belletriſtik. Wie, ſollten Sie noch nichts von dem Zeitalter — dies iſt der Name der Wo-

chenſchrift und ſeinen Redacteur, den Doctor Auguſtin Schönefeld gehört — ſollten Sie noch nie die Hefte mit dem himmelblauen Umſchlage geſehen haben?“

„Sie vergeſſen, daß ich über vier Jahre nicht in Deutſchland und Europa war, und bei den Beduinen der Wüſte, den Druſen des Libanon und den Negerſtämmen Afrika's konnte ich doch unmöglich das „Zeitalter“ des Doctor Schönefeld finden.“

Karſten lachte. „Sie haben Recht, ich vergaß das. Trotzdem rathe ich Ihnen, ſich es nicht merken zu laſſen, das Zeitalter nicht zu kennen, falls Sie mit dem Doctor zuſammen kommen. Er würde es ſehr übel aufnehmen — und er iſt ein biſſiger Gegner, wenn er Einem etwas am Zeuge flicken will.“

„Nun ich wüßte gerade nicht, daß ich Urſache hätte, ihn zu fürchten, oder mir zu verbinden,“ warf Hagen lächelnd hin.

„Sagen Sie das nicht,“ entgegnete Karſten, die Aſche von der Cigarre ſchnippend, „die Gelegenheit dazu kann früher kommen, als Sie glauben. Sie wollen, wie mir ihr Freund ſagte, Ihr Reiſewerk

hier ausarbeiten und herausgeben. Sehen Sie, da hat er Sie schon in seinen Händen."

„Oh, gegen eine derartige Kritik, welche die Sache der Person willen tadelt oder lobt, habe ich eine sehr unempfindliche Haut," meinte Hagen.

„Davon weiß aber das Publikum nichts. Dieses nimmt die himmelblauen Hefte in bona fide, wie wir Juristen sagen, in die Hände. Es glaubt, daß der kritische Höllenrichter, welcher in der Wochenschrift über die in die Welt hinausgeschwirrten literarischen Vögel zu Gericht sitzt, und sie entweder nackt rupft, oder ihnen nur einige Schwanzfedern auszieht, oder sie ungerupft fliegen läßt, Alles aus lauterem, uneigennützigem Interesse an der Sache thut. Daß dabei häufig sehr trübe Motive mit unterlaufen — das wissen am Ende die Wenigsten."

„Und seine politische Richtung?"

Politische Richtung? lächelte Karsten, „giebts bei ihm nicht."

Und doch ist er ein Besucher dieses Hauptquartiers der liberalen Intelligenz?" warf Hagen nicht ohne Ironie hin.

„Ah! Sie kennen also auch schon den Ausdruck, unterbrach ihn der Advokat mit ironischem Lächeln.

„Das Hauptquartier der liberalen Intelligenz!“ wiederholte er, die Augen zum Himmel emporhebend, „ich weiß nicht, ob der Witzbold, der den Ausdruck erfunden, die volle Malice, die in dieser Bezeichnung liegt, gekannt hat — aber maliciös, höchst maliciös ist der Ausdruck.“

„Dem Anscheine nach steht der Doctor bei Gerold sehr in Gunst?“ warf Hagen hin.

Karsten lächelte fein und schien mit der Antwort zu zögern. Endlich sprach er:

„Jeder Mensch hat sein Steckenpferd, seine Schrullen, seine Launen, seine Specialität, oder wie Sie es nun nennen mögen. Auch Herr Gerold, unser liebenswürdiger Wirth, hat die seinigen, Nil perfectum sub sole! Herr Gerold pfuscht gern den Schriftstellern ins Handwerk, er hat schon mehrere kleine Arbeiten vom Stapel laufen lassen, Brochuren über Finanzpolitik, nationalökonomische Fragen, über den Credit-mobilier, Einkommensteuer und wie diese brennenden Tagesfragen alle heißen. Und da darf er es unmöglich mit dem Doctor, dem Redakteur des Zeitalters, dem Ober-Rabbiner der Kritik, wie ihn einst Einer nannte, verderben.“

„Ist Schönefeld ein Jude?“

„Das nicht, wohl aber haben ſeine Voreltern dieſem Volke angehört; da er ſich aber dieſer Abſtammung ſchämte und, um ſie zu vertuſchen, in jedem Hefte von dem Indo-garmaniſchen Raçen-Elementen, dem die Zukunft der Welt gehöre, ſprach, ſo gab ihm ein boshafter Menſch jenen Namen. Doch Silence! mein Freund," unterbrach er ſich ſelbſt, wir müſſen uns jetzt der Geſellſchaft nähern — die Frau vom Hauſe tritt mit einigen Damen ein — die Zeit der Einzelunterhaltungen iſt vorüber, eine längere Iſolirung würde auffallen. Kommen Sie."

Der Eintritt der Frau vom Hauſe mit zwei andern Damen war das Zeichen zum Sammeln für die bisher im Salon und den anſtoßenden zwei Zimmern zerſtreut geweſenen Gäſte.

Hagen war der Einzige, welcher der Frau vom Hauſe noch unbekannt war. Herr Gerold ſtellte ihn ſeiner Gattin und den beiden andern Damen vor. Die eine war die Schwägerin Herrn Gerolds, die Schweſter der Frau vom Hauſe. Sie hieß Frau von Stern, war ſeit zwei Jahren die Wittwe eines Rittergutsbeſitzers aus der Uckermark, und lebte ſeit dem Tode ihres Gatten in dem Hauſe ihres Schwa-

gers. Sie war ſehr vermögend und Einige behaupteten, daß ſie noch reicher als ihr Schwager ſei. Die andere Dame war ein junges Mädchen von vielleicht ein und zwanzig Jahren, Fräulein Optativa Böhmer, die Tochter des Gymnaſialrectors Böhmer, des früheren Lehrer Hagens, der in der ſtolz und ſchlank emporgewachſenen jungen Dame mit den prachtvollen blonden Locken und der graciöſen Haltung unmöglich das kleine „Tichen," ſo kürzte man ihren Namen „Optativa," erkennen konnte.

Frau von Stern, die junge Wittwe, hatte im Aeußern wenig Aehnlichkeit von ihrer Schweſter. Dieſe letztere war blond, weiß, roſig und hatte trotz ihrer Jugend, ſie war kaum fünf und zwanzig Jahre alt, ſchon einen Anſatz zur Fülle, die ihrem Weſen eine gewiſſe Behäbigkeit und wenn man das ſo ſagen darf, den Ausdruck pflegmatiſcher Sinnlichkeit gab. . . Frau von Stern hatte dunkles, ſchwarzes Haar, von jenem bläulichen Glanze, wie ihn das Rabengefieder zeigt, ihre Geſichtsfarbe war blaß, aber von jener intenſiven Bläſſe, die man nur bei Frauen von glühendem, energiſchem Temperamente und tiefen Leidenſchaften findet und deren Färbung einen ſo eigenthümlichen Ton hat, daß man ſie au-

genblicklich von der Bläſſe, welche Krankheit auf die Wangen gehaucht hat, unterſcheidet. Stirn und Naſe waren ſchön und edel geformt, eine Linie um den Mund deutete auf einige Strenge, der Blick ihrer grau-braunen Augen, die überaus rein und glänzend waren, hatte etwas beſtimmtes, ſelbſtbewußtes, ſtolzes, zumal Männern gegenüber; doch wurde dies wieder gemildert durch die weiche Form des Kinns. Gleich ihrer älteren Schweſter war ſie von mittlerer Größe und elegantem Wuchſe, doch ohne jene Anlage zum Embonpoint, wie ſie die Frau des Banquiers hatte. Ihre Taille war fein und ihre Haltung zeigte eben ſo viel Sicherheit und Selbſtbewußtſein, als Anmuth.

Fräulein Optativa Böhmer endlich war eine durchaus reizende Erſcheinung. Hoch, ſchlank, mit prachtvollen Gliederformen, blondem Haare, blauen Augen, die etwas ſchwärmeriſch in die Welt hinein blickten, Männern gegenüber gleichfalls etwas ſtolz und abgemeſſen, wie ihre, nur um zwei Jahr ältere Freundin, Frau von Stern.

„Herr Doctor Hagen — ſo eben aus Abyſſinien und Aegypten zurück gekehrt," ſprach der Hausherr lächelnd zu den drei Damen, ihnen den jungen Ge-

lehrten vorſtellend, „meine Frau, meine Schwägerin, Frau Mathilde von Stern, und Fräulein Böhmer.“

Verbeugungen von Seiten der Damen und Hagens, einige halblaut geflüſterte Worte von Vergnügens, Ehre und Bekanntſchaft — und die Ceremonie war beendigt. Man ſetzte ſich. Die Frau vom Hauſe präſentirte den Thee, Gebäck und kalte Küche wurde herum gereicht. Die Geſellſchaft beſtand aus ſechszehn Perſonen, dem Hausherrn, ſeiner Gattin, Schwägerin und Fräulein Optativa, dem Doctor Schönefeld, Advokat Karſten, Hagen, Oppermann, dem Hausarzte Bremer und einigen Geſchäftsfreunden des Herrn Gerold. Dr. Bremer war ein ruhiger Mann, der wenig ſprach, viel rauchte und eine Menge Rum in ſeinen Thee goß. Die andern Herren, die Geſchäftsfreunde des Herrn Gerold, waren Männer, über die ſich weiter nichts ſagen läßt, als daß ſie ſalonmäßig in ſchwarze Beinkleider und Frack gekleidet waren, wohlgepflegte Backenbärte trugen und ſich in Geſellſchaft eben zu benehmen verſtanden. Man hatte kaum ein paar Minuten Platz genommen, als einige neue Gäſte eintraten, die wir einen Augenblick länger betrachten müſſen.

Der Eine von den drei Eingetretenen, und zwar

der älteſte — es mochte ein Mann von ſechs und dreißig Jahren ſein — verrieth ſich auf den erſten Blick als Schulmann. Es iſt eine unbeſtrittene Thatſache, daß kein Beruf ſeinem Träger charakteriſtiſchere Unterſchiede aufprägt, als gerade die Pädagogik. Wer nur halbwegs mit Menſchen verſchiedener Stände verkehrt und dabei ihr Thun und Gebahren beobachtet, wird ſofort den Schulmann herausfinden, abgeſehen von den äußerlichen Merkmalen, der Kleidung und gewiſſen andern kleinen Kennzeichen.

Dieſe hätten ſogar in unſerm Falle in Stich gelaſſen. Denn der Eintretende, welcher dem Doctor Hagen als Conrector Brinkmann vorgeſtellt wurde, trug ſich eben ſo modern als irgend einer der Anweſenden, und der Glanz ſeines ſammtnen Frackkragens wurde durch kein zurück gebliebenes Körnchen Schulzimmer-Staubes getrübt. Die weiße Weſte fiel untadlich auf die Hüfte nieder und das Beinkleid ſaß ihm wie angegoſſen. Jabot und Manſchetten aber ſchimmerten wie friſch gefallener Schnee.

Sein Geſicht war hager und von jenem gelblichen Teint, der ſich häufig bei Perſonen von reizbarem Temperamente findet; ſein braunes Haar

fiel glatt gekämmt um die gut geformte Stirn, wie denn ſeine Züge überhaupt Verſtand und Intelligenz verriethen.

Nur ſchade, daß der gute Eindruck, der dadurch hervorgerufen wurde, durch einen auffällig hervortretenden Ausdruck ſchulmeiſterlichen Selbſtbewußtſeins und jenes philologiſchen Stolzes, der eine der unangenehmſten Zugaben der claſſiſchen Sprachbildung iſt, geſchwächt wurde.

Die Humaniora ſind etwas gar Köſtliches und das Studium der alten Literatur eine gar treffliche Disciplin für den Geiſt, aber bei denen, welche ſie zu ihrem Lebensberufe erwählt haben, bei den Philologen von Fach, üben ſie oft einen fatalen Einfluß aus.

Der Conrector Brinkmann war ein lebendiges Beiſpiel davon.

„Der Mann," flüſterte Karſten ſeinem Nachbar Hagen zu, „iſt ein Anbeter von Fräulein Optativa Böhmer — ob ſie ihn auch anbetet, vermag ich nicht zu ſagen. Er iſt nicht ohne Geiſt und Kenntniſſe, aber der Philologen-Stolz ſchaut ihm zu jedem Knopfloche ſeines Frackes heraus. Hören Sie ihn nur erſt ſprechen. Sie werden finden, daß ich ihm

nicht Unrecht thue. Er weiß es, daß er Grammatik und Syntax wie irgend Einer im Kopfe hat, und daß er den Unterſchied zwiſchen ut und quod und ἄν und εἰ im Schlafe auseinanderſetzen kann —."

„Ἄν und εἰ," wiederholte Hagen lächelnd, „das iſt ja die Domaine, welche der Rector Böhmer bewirthſchaftete; die ἄν- und εἰ-Frage ſcheint eine Art Fideicommiß des Conrectorats zu ſein." —

„Bſt, bſt, nicht ſo laut, mein Freund — Fräulein Optativa Böhmer könnte Sie hören — dieſe philologiſche Grille ihres Vaters hat dem armen Kinde ohnedies ſchon manche trübe Stunde bereitet. Sie kennen doch die Geſchichte ihrer Taufe und ihre Folgen?"

Hagen hatte Mühe, bei dieſer Frage des Advokaten, die ihm eine der drolligſten Erinnerungen ſeiner Gymnaſialzeit wach rief, einen heftigen Lachreiz niederzukämpfen.

Dazu kam noch die Fatalität, daß er während des kurzen Flüſterns mit Karſten die Namen der beiden Andern mit dem Conrector zugleich eingetretenen Herren überhört hatte. Sein Cicerone half ihm aus dieſer Verlegenheit.

„Lauter homines novi," flüſterte er, „die Ihnen

perſönlich unbekannt ſein werden, da ſie keine Kinder hieſiger Stadt, ſondern Zugewanderte ſind. Das eigentliche vaterſtädtiſche Element iſt in der heutigen Abendgeſellſchaft ſchwach vertreten. Der junge Mann mit dem blaſſen Geſichte und dem dunklen Haare, der ſich neben Frau von Stern niederſetzt, heißt Herr von Buchen. Er iſt Schauſpieler und an der hieſigen, vor zwei Jahren errichteten Hofbühne als erſter Liebhaber auf ſechs Jahre engagirt.

Sein Verkehr mit dem Geroldſchen Hauſe wird von Seiten der Intendanz ungern geſehen, obgleich Herr von Buchen, wie ich glaube, mehr durch die ſchönen Augen der Frau von Stern, als die liberalen Grundſätze ihres Schwagers angezogen wird. Nebenbei bemerkt, der Doctor Schönefeld iſt eine Art Nebenbuhler von ihm, er wirbt gleichfalls um die Gunſt der jungen Wittwe.

Der Dritte endlich, der mit den Beiden zugleich eingetreten, heißt Ludwig Berg, war früher Hauptmann bei der Artillerie der ſchleswig-holſteiniſchen Armee, und lebt ſeit der Auflöſung dieſes Heeres in hieſiger Stadt, wo er ſich durch Privat-Unterricht im Zeichnen und der Mathematik ſeinen Unterhalt, wie ich glaube nothdürftig genug, erwirbt. Ueber

Vergangenheit und Charakter deſſelben vermag ich Ihnen wenig zu ſagen. Er iſt ſehr ſchweigſam, wenig mittheilend und mag manche bittere und trübe Erfahrungen gemacht haben. Täuſcht mich aber mein Scharfblick nicht, ſo haben Fräulein Optativa's blaue Augen und blonde Locken auch etwas zu dem Trübſinne beigetragen, der den armen Hauptmann jetzt faſt noch mehr, wie vor einiger Zeit, plagt."

„Gluth unter Aſche," murmelte Hagen, einen nachdenklichen und theilnehmenden Blick auf den Hauptmann werfend, deſſen Perſönlichkeit ihn unter den Männern am meiſten anzog.

Der Hauptmann mochte vier und dreißig Jahre alt ſein, hatte braunes Haar und keine ſchönen, aber ausdrucksvolle, markirte Züge. Er war, wenn man ihn ſo oberflächlich betrachtete, ebenſo ſauber und elegant gekleidet, wie die übrigen Herren, trug Frack, ſchwarze Pantalons, weiße Piqueweſte; Manſchetten und Jabot ſchimmerten wie Schnee, und doch entging dem ſcharfen Auge Hagens eine gewiſſe Dürftigkeit in der Toilette des Hauptmanns nicht, eine Dürftigkeit, die durch die ängſtliche Sauberkeit, die äußerſte Accurateſſe verdeckt werden ſollte. Keine Faſer, kein Federchen haftete an dem ſchwarzen

Fracke des Hauptmanns, aber die Bürſte, welche Faſer und Federchen mitgenommen, hatte auch die Wolle vom Tuche herunter gekratzt, und einem ſcharfen Auge konnte zwar nicht die Sauberkeit, aber auch nicht die beginnende Fadenſcheinigkeit des Anzuges entgehen. Und die weiße Piqueweſte, ſo friſch und ſteif geſtärkt, konnte doch höchſtens beim trügeriſchen Lampenlichte paſſiren, beim Sonnenſcheine würden auch weniger ſcharfſichtige Augen bemerkt haben, daß ſie ſchon ſehr ausgewaſchen war.

Ob die Mittheilung Karſtens hinſichtlich der Beziehung zwiſchen Fräulein Böhmer und dem Hauptmanne eine richtige? Hagen fing an, es zu glauben. Er hatte geſehen, wie der Hauptmann einen grüßenden Blick hinüber nach Fräulein Optativa ſendete, einen Blick, der auch von der jungen Dame bemerkt wurde, denn die dunkle Röthe, die ſchon bei des Hauptmanns Eintritt auf ihren Wangen blitzesſchnell aufgelodert war, färbte ihr reizendes Geſicht wieder mit dunklem Carmin.

Armer Conrector! dachte Hagen, dieſer Carmin auf Fräulein Optativas Wangen iſt für Dich keine Hoffnungsfarbe!

Brinkmann ſelbſt ſchien nur von Siegeshoffnung

erfüllt zu ſein, und durchaus keine Ahnung davon zu haben, daß ihm in dem entlaſſenen Hauptmann ein Nebenbuhler erſtanden ſei.

Heute kam noch ein beſonderer Anlaß, der ſeine Zuverſichtlichkeit und ſein Selbſtgefühl ſtärkte. Wir müſſen da etwas ausführlich ſein. Brinkmann war ein tüchtiger Gymnaſiallehrer, der in ſeinem Berufsfache vollkommen zu Hauſe war. Die Tertia, deren Claſſenlehrer er war, hatte noch nie ſo rühmlich dageſtanden als jetzt, und bei der letzten öffentlichen Michaelisprüfung der Gymnaſialklaſſen, hatte ſelbſt der Schulrath Mantius, der dem Conrector, wegen ſeiner Beſuche im Geroldſchen Hauſe durchaus nicht günſtig geſinnt war, zugeſtehen müſſen, daß die Tertia unter allen Klaſſen in litteris die bedeutendſten Fortſchritte gemacht habe.

Brinckmann hatte indeſſen ein zu ehrgeiziges Gemüth, als daß er ſich mit dem Ruhme, ein guter Gymnaſiallehrer zu ſein, begnügt hätte. — Er ſtrebte nach einem Namen, deſſen Ruf über die grauen Mauern des Gymnaſialgebäudes und die Thore der Stadt hinausging, er wollte nicht nur vor ſeinen Collegen, ſondern auch vor andern Leuten ſich Ehr gewinnen . . . In unſern Zeiten giebt, dies zu er-

reichen, für den Gelehrten faſt nur einen Weg, den literariſchen.

Der Conrector griff alſo zur Feder. Aber worüber ſchreiben? Zum Schaffen poetiſcher Werke fehlte ihm die Productivität, er mußte im Fache der Wiſſenſchaft oder Kritik ſich ſeinen Ruhm erobern.

Was liegt dann einem Philologen näher, als zu den vielen in usum delphini geſchriebenen Commentaren der alten Claſſiker noch einen neuen zu ſchreiben?

Brinckmann begann mit den Werken Lucians, einem Schriftſteller, deſſen Behandlung ihm aus manchen Gründen zunächſt am geeignetſten erſchien. Er las ihn in der Klaſſe mit ſeinen Schülern, und dies rechtfertigte, ſeinen Collegen gegenüber, die Wahl dieſes Stoffes, dann aber boten ihm auch Todten- und Göttergeſpräche des witzigen Satirikers aus Samoſata einen treffenden Spielraum für die kühnſten und ſchwierigſten Combinationen.

Man weiß, was ſo Manche unſerer Schul-Philologen in dieſem Fache zu leiſten verſtehen. Brinckmann hatte ſich ſelbſt, über des alten Rector Böhmers Stärke in dieſer Hinſicht, gegen einen ſeiner Collegen ſpöttiſch genug geäußert.

Der Fall war folgender gewesen. Brinckmann hatte eine Abhaltung und bat den Rector, für ihn in Tertia eine Stunde zu geben. Der Rector war gern dazu bereit und las einen Brief aus Cicero's Episteln mit den Schülern, ließ ihn übersetzen, analysiren, imitiren, den Numerus verändern, kurz, trieb alle möglichen Exercitien, die man in einer solchen kurzen lateinischen Nachmittagsstunde von drei bis vier Uhr treiben kann. Es hatte schon vier Uhr geschlagen, da hub der Rector, eine Prieſe nehmend und seine Brille zurecht rückend, mit seiner dünnen, näselnden Stimme zu dem Klassen-Ersten gewendet, an: „Kann mir Müller vielleicht sagen, was wohl Cicero damit ausdrücken will, wenn er am Schlusse dieses Briefes an seinen gelehrten Freund, den M. T. Varro, schreibt: Wenn es Dir wohlgeht, so ist es gut — ich wenigstens befinde mich wohl."

Müller, dem die Frage vielleicht gar zu leicht und harmlos klang, lächelte, bevor er antwortete, ein wenig: „Cicero wünscht mit dieser üblichen Brief-Schlußformel seinem Freunde Varro Gesundheit und Wohlergehen, und versichert ihm zugleich sein eigenes Wohlbefinden." Der Rector kniff selbstzufrieden seine Augen zu und näselte, während er

dabei abermals eine ſtarke Prieſe Tabak mit eigenthümlicher Manipulation in die Naſe ſchnippte: „Wenn dies Müllers Anſicht iſt, ſo iſt er in dieſem Falle ſtark auf dem Holzwege.“

„Auf dem Holzwege, Herr Rector?“ antwortete Müller betroffen und die Augen weit öffnend, während der Rector die ſeinigen lächelnd zukniff.

„Ja, auf dem Holzwege, Müller,“ fuhr derſelbe, mit vieler Behaglichkeit ſich von Zeit zu Zeit ein Körnchen Taback in die Naſe ſchnippend, fort: „Denn, wenn Müller auf die muthmaßliche Zeit Rückſicht genommen hätte, in der höchſt wahrſcheinlich Cicero dieſen Brief an ſeinen gelehrten Freund Varro geſchrieben, ſo würde er gefunden haben, daß ſich gerade zu dieſer Zeit die öffentlichen Angelegenheiten der Republik in einem ſehr bedenklichen Zuſtande befanden. Dieſer Brief iſt, wie ich in einem Programm über die Briefe des Cicero nachgewieſen, höchſt wahrſcheinlich zur Zeit der Catalinariſchen Verſchwörung geſchrieben. Varro befand ſich damals auf ſeinem Landgute in Campanien. Die Gerüchte von der Verſchwörung ſind ihm zu Ohren gedrungen, aber er weiß noch nichts Sicheres darüber. Er bittet ſeinen Freund und politiſchen Glaubensgenoſſen,

Cicero, um Auskunft. Dieſer Brief iſt verloren gegangen, denn wir finden ihn nirgends. Cicero will den alten Freund beruhigen, er will ihm mittheilen, daß er die Fäden der Verſchwörung in den Händen hält. Aber die Wege um Rom, die Straßen nach Campanien, ſind von den Verſchworenen unſicher gemacht. Der Sclave, welcher Varro den Brief überbringen ſoll, kann den Genoſſen des Catilina in die Hände fallen, Cicero darf alſo in dem Briefe dem Varro keinerlei Aufſchluß darüber geben, wie er der Verſchwörung Meiſter zu werden hofft. Um ihn aber zu beruhigen, ſchreibt er am Schluße: **Si tu valeas bene est — ego quidem valeo.** Das heißt hier: unſere Angelegenheiten ſtehen gut, die der Verſchwörer hingegen ſchlecht.

„Es iſt auch nicht gut denkbar," fügte der Rector nach einer kurzen Pauſe hinzu, „daß Cicero in ſo bewegter Zeit eine ſo triviale Phraſe gebraucht, wenn er nicht derſelben einen tiefern Sinn untergelegt hätte. Was übrigens das Si anlangt, mit der die Formel beginnt — Müller, leſe Er doch noch einmal —"

Müller las: „**Si tu valeas, bene est, ego quidem valeo.**"

„Was alſo das Si anlangt, ſo wird Müller wohl

nicht in Zweifel ſein, ob Er es mit ἄν oder ἐι überſetzen und ob Er dabei den Conjunctiv oder Optativ anwenden ſollte. Der Unterſchied im Gebrauch des ἄν und ει beruht im Weſentlichen darauf, daß man ἄν —" Ein lebhaftes Geräuſch vor der Thüre unterbrach ihn zur Freude ſämmtlicher Tertianer. Zugleich trat der Cantor ins Zimmer und erinnerte den Rector durch ſein Erſcheinen daran, daß er mit dem Singchore Geſangsunterricht halten wolle. Müller reichte ihm ſeinen Hut.

„Ich danke Ihm, Müller," ſprach der Rector, das Catheder verlaſſend, „doch vergeſſe Er nicht, mich das nächſte Mal daran zu erinnern, Euch den Unterſchied zwiſchen ἄν und ει zu erklären."

Ueber dieſe Erklärung der Ciceronianiſchen Briefſtelle hatte der Conrector weidlich geſpöttelt — und nun, da er ſeinen Commentar zu Lucian herausgab — was mußte er erleben?

Es war vielleicht etwas maliciös, aber doch nicht ganz unrichtig, wenn ein Beurtheiler des Brinckmannſchen Commentars in einer Berliner kritiſchen Zeitſchrift bemerkte: ſeitdem Herr Gruithuiſen in München im Monde allerlei kurioſe Sachen geſehen, und auf dieſem Trabanten unſerer Erde Schanzen,

Tempel, Elephanten und Kälber entdeckt, vermögen wir über keine Entdeckung mehr zu erſtaunen, ſelbſt dann nicht, wenn ein zweiter Columbus noch ein zweites Amerika entdeckte, und ſo iſt es uns denn auch nicht möglich geweſen, über die kühnen und ſcharfſinnigen Erklärungen des Herrn Dr. Brinckmann zu erſtaunen — wofür er ſich lediglich nur bei Herrn Gruithuiſen in München zu bedanken hat."

Der Conrector verſchluckte die Pille, ſchwur aber im Stillen keinen Commentar wieder herauszugeben. Doch er wollte ja ein berühmter Mann werden! — Der Conrector konnte ſeinem Verhängniſſe nicht entgehen, er mußte wieder ſchreiben. Worüber nun? Er ſann und ſann, aber immer vergeblich. Dieſes fruchtloſe Sinnen, dieſe vergebliche Mühe den brennenden Durſt nach Ruhm zu ſtillen, machte den Conrector unwirſch, übellaunig und grillig nervös; er verlor den Appetit, magerte ab, und ſeine Schüler mußten es oft büßen, daß ihr Klaſſenlehrer noch immer nicht den richtigen Weg zum Tempel des Ruhms gefunden. Einen Augenblick dachte er daran, ein Buch über Göthes Fauſt zu ſchreiben, oder einen noch unbekannten Briefwechſel aus der klaſſiſchen Literaturperiode irgendwo aufzuſtöbern und mit An-

merkungen herauszugeben. Aber als er eine halbe Stunde ſpäter in das Leſezimmer des Caſino trat, und hierin einer Zeitſchrift einen acht Spalten langen Artikel, eines in dieſer Literatur ſehr bekannten und bewanderten Profeſſors las, worin dieſer dem deutſchen Publikum mit gravitätiſcher Behaglichkeit erzählte, daß das blaue Tuch des Fracks, den der junge Wolfgang Göthe in Wetzlar getragen, nicht ſächſiſches, ſondern niederländiſches Fabrikat geweſen, von dem die Elle 2 Speciesthaler gekoſtet, daß Göthe, als er in Straßburg ſtudirte, lieber Cotelets mit Spargel als Hühnerfricaſſee gegeſſen, und daß des berühmten Dichters Großtante mütterlicher Seite, in einem Eckhauſe mit ſechs Zimmern gewohnt habe — da gab er die Hoffnung ſogleich auf, hier noch neue Entdeckungen und dadurch ſich einen Namen machen zu können.

Aber dieſer Abend ſollte dennoch entſcheidend für des Conrectors zukünftige literariſche Wirkſamkeit werden. Er las in einer der Zeitſchriften, von dem Aufſehen, welches eine, in einem alten holſteiniſchen Bauernhofe aufgefundene Gedichtſammlung in plattdeutſcher Sprache, unter dem gebildeten Publicum hervorgerufen. Bereits habe der Sprach- und Alter-

thumsforſchungsverein einer größern norddeutſchen Stadt die Handſchrift erworben, um dieſe reizenden Lieder voller Innigkeit, Naivität und Wahrheit des Ausdrucks herauszugeben. Zu bedauern wäre es nur, daß man über den Namen und die Perſönlichkeit des Dichters vollkommen im Unklaren ſei. Sollte irgend ein, in der plattdeutſchen Literatur der früheren Jahrhunderte bewanderter Gelehrter; dieſen Schleier zu lüften vermögen, ſo würde er der Literaturgeſchichte dadurch einen großen Dienſt erweiſen. Nach dem Inhalte der Gedichte, auf den Stand des Dichters zu ſchließen, wäre es eine nicht ganz unberechtigte Annahme, dieſen für einen Marſch-Landwirth zu halten, da die Gedichte vorzugsweiſe Ereigniſſe, Begebenheiten und Schilderungen aus dem Landleben enthielten, indeſſen wäre dies nur eine Vermuthung, denn Virgil hätte bekanntlich auch verſchiedene, das Landleben beſchreibende Dichtungen hinterlaſſen, und doch wäre er kein Landwirth geweſen.

Soweit das Blatt. In dem Conrector fing es gewaltig an zu gähren. Er erinnerte ſich auf einmal, daß er ja auch aus einer plattdeutſch ſprechenden Gegend ſtamme, und zwar aus dem, weit oben an

der Elbe, der Glückstädter Marsch gegenüberliegenden Lande Kehdingen, im Königreich Hannover, wo sein Vater Hofbesitzer gewesen. Seine Mutter aber stammte aus der Cremper-Marsch, der Gegend, wo die Gedichte aufgefunden wurden. Sie hatte ihn, als er noch Kind war, eine Menge Lieder der dortigen Gegend singen gelehrt; war doch ihr Großvater, der Gemeindehirt Hinrich Schnarrs, selbst so ein Liedermund, der allerlei Schnacken und Schnurren zusammen dichtete, die ihm die Bauernburschen und Mädchen nachsangen. Der Conrector hatte diese Erinnerungen an seine Jugend fast vergessen; jetzt wurden sie wieder in ihm lebendig und traten immer lebhafter vor seine Augen. Sogar die Anfangsworte einer jener großväterlichen Lieder kamen ihm wieder in den Sinn und den ganzen Abend murmelte er:

„:|: Goes op de Deel :|:
Gannert dabie
Jung laat mir de Deer to fren,
Dat raa ick Dir."

Am andern Tag ließ er sich durch seinen Buchhändler die Gedichtsammlung verschreiben. Das ersehnte Buch kam an. Welch ein heißer Schauer freudiger Ueberraschung durchrieselte den Conrector,

als er, des Buches letzte Seite aufſchlagend, hier den erſten Vers jenes Liedchens, das:

„Goes op de Deel'"

erblickte! Und nun fielen ihm mit einem male auch die übrigen Reime des Liedchens ein, die er vorher vergebens im Gedächtniße zuſammengeſucht. Der Conrector, der ernſte, kluge Mann, der Commentator Lucians, der gelehrte Philologe macht einen Luftſprung, einen Luftſprung wie ein junger Ziegenbock, der auf ein Kleefeld geführt wird, aus purem Entzücken über ſeine Entdeckung. Er machte einen zweiten, noch größern Luftſprung, als er unter dem obigen Vers folgende, von den Herausgebern beigefügte Anmerkung las:

„Die Herausgeber bedauern, von dieſem Liede des unbekannten Dichters, nur den erſten Vers geben zu können, allein das Original-Manuſcript war an dieſer Stelle dermaßen von Mäuſen und Motten zernagt und durchfreſſen, daß eine Entzifferung trotz aller angewendeten Mühe und Sorgfalt unmöglich war."

Dem Conrector wirbelte es im Kopfe, flimmerte es vor den Augen, und mühſam ſchnappte er nach

Luft! Das war zuviel des Glücks! Denn, denn — o der Conrector hätte das Fenſter aufreißen und es laut in die ſtille warme Sommernacht hinausrufen mögen: Der unbekannte Verfaſſer jener, von dem Sprachforſchungs-Verein herausgegebenen plattdeutſchen Liederſammlung, war: ſein Großvater.

Am andern Morgen, als der Conrector erwachte, war er ein anderer Menſch. Das grämliche, grillige, unwirrſche Weſen war verſchwunden, ſein Appetit ſtellte ſich wieder ein, und ſeine Schüler athmeten neu auf. Wenige Wochen ſpäter erſchien in einer literariſchen Zeitſchrift ein umfangreicher Artikel über den unbekannten Verfaſſer jener Liederſammlung, die ſich in allen Salons eingebürgert hatte, und deren Liedchen raſch in Muſik geſetzt, ſchon von allen jungen Damen geklimpert wurden. In dieſem Artikel wurde bis zur Evidenz nachgewieſen, daß der unbekannte Dichter kein anderer, als der Gemeindehirt der Cremper-Marſch, Namens Hans, Hinrich, Zacharias Schnaars geweſen ſei. Zugleich ſtellte er das Hauptſächlichſte über des Dichters Leben und Wirkſamkeit zuſammen und verſprach, daß in Kurzem eine ausführliche Biographie deſſelben erſcheinen würde. Die Biographie erſchien und brachte zugleich die

Ergänzung jenes Liedchens, das Brinckmann aus dem Gedächtniße niedergeschrieben hatte.

Eine solche Thätigkeit sollte nicht ohne Belohnung bleiben! Der Alterthums- und Sprachforschungsverein ernannte den Conrector Dr. Brinckmann zu seinem Ehrenmitgliede, und übersandte ihm ein kalligraphisch ausgefertigtes Ehren-Diplom.

Heute nun hatte er das Diplom, von einem Sendschreiben des Vereins-Secretairs begleitet, erhalten, und dies war die Ursache des Selbstbewußtseins und der stolzen Zuversichtlichkeit, welche den Conrector beseelte. Lange sollte jedoch der Gesellschaft das dem Conrector wiederfahrene Glück nicht verhehlt bleiben. Brinckmann konnte es nicht länger in sich tragen, es mußte heraus und er freute sich schon im Gedanken auf den Eindruck, den die Nachricht auf Fräulein Optativa und den Doctor Augustin, den Redacteur des „Zeitalters," der auf des Conrectors jungen Ruhm längst neidisch war, machen würde.

Er harrte nur auf einen passenden Anknüpfungspunkt. Dieser fand sich bald und der Redacteur des Zeitalters war derjenige, welcher dem Conrector die Gelegenheit dazu gab.

„Apropos, Herr Conrector," frug er, indem er ein ſpöttiſches Lächeln zu unterdrücken ſuchte, „wie geht es denn mit ihrem Schriftchen, welches Sie neulich über den Verfaſſer der „Lieder aus den Marſchen," herausgegeben haben, dem göttlichen Sauhirten hätte ich bald geſagt, dem Hans, Hinrich, Zacharias Schnaars, haben Sie ſchon von Ihrem Verleger ein Reſultat mitgetheilt erhalten?"

Der Conrector warf einen Seitenblick auf Fräulein Optativa, um zu ſehen, ob ſie der Frage Auguſtins Aufmerkſamkeit geſchenkt, einen zweiten Rundblick auf die übrige Geſellſchaft und antwortete dann, ſich wie ein Triumphator in den Seſſel zurücklehnend: In einigen Wochen vielleicht ſchon, wie mir vorgeſtern mein Verleger ſchrieb, dürfte eine zweite Auflage nöthig ſein — indeſſen iſt es das nicht, was mir," und er legte dabei die Hand auf den Buſenſtreif, „als Belohnung meiner Arbeit gilt — eine ſchönere wurde mir heute zu Theil, eine Anerkennung, die mir viele Freude bereitet hat." Dieſe Worte riefen eine gewiſſe Spannung und Neugierde bei den Anweſenden hervor, und der Conrector war im Augenblick der Mann, auf den ſich alle Blicke richteten.

„Nun?“ tönte es fragend von mehreren Lippen.

Der Conrector huſtete, trank ſeine Taſſe Thee aus und liſpelte ſtolz:

„Der Sprach- und Alterthumsforſchungsverein, welcher die Herausgabe der Lieder aus den Marſchen veranſtaltet, hat mir das Diplom als Ehrenmitglied ertheilt. Dieſen Abend erhielt ich es.“

Einige beglückwünſchten den Conrector, und auch der Doctor Auguſtin Schönefeld konnte nicht umhin, ihm einige verbindliche Worte zu ſagen, wenn er auch dabei ſeinen Aerger und Neid nur ſchlecht verbergen konnte. Fräulein Optativa gehörte übrigens mit zu denjenigen, welche des Conrectors literariſche Verdienſte weniger zu würdigen ſchienen. Bei ihrer unbefangenen, zuweilen ans Uebermüthige ſtreifenden Art, machte ſie denn auch gar kein Hehl aus ihrer Meinung.

„Ich finde es zwar recht höflich und artig von dem Vereine, daß er Ihnen, Herr Conrector, das Diplom als Ehrenmitglied ertheilt hat, aber im Grunde genommen, wäre es mir an Ihrer Stelle doch lieber, wenn der Anlaß der Verleihung ein anderer geweſen wäre.“

„Wie ſoll ich das verſtehen, mein Fräulein?“

frug, etwas frappirt, der Conrector, indem er ſeinen Oberkörper ein wenig vorneigte.

„Ich will damit ſagen," fuhr Optativa lächelnd fort, „daß es mir, hören Sie wohl, Herr Conrector, ich ſpreche nur von meiner höchſteignen, unbedeutenden Perſönlichkeit — intereſſanter geweſen, wenn Sie ſoviel Arbeit und Studium auf einen andern Gegenſtand verwendet hätten, als auf den alten Hans Hinrich Zacharias Schnarrs, den Gemeindehirten aus der Cremper-Marſch —"

„Welcher eine tief poetiſche Natur war, mein Fräulein," unterbrach ſie hier etwas piquirt der Conrector, „ein Naturdichter in des Worts edelſter Bedeutung."

„Aber mein Gott, Herr Conrector, was fange ich denn mit dieſen Naturdichtungen Ihres poetiſchen Hirten an," fuhr das launige Mädchen fort, „ich habe von Jugend auf nichts weiter, als mein liebes, ſchönes Hochdeutſch ſprechen hören, mit dem ich mich zur Noth überall im ganzen lieben Vaterlande, in den Alpen, wie oben an der Oſtſee, verſtändlich machen kann und nun kommen Sie, Sie nehmen es mir nicht übel, Herr Conrector, auf einmal mit die-

ſem plattdeutſchen Natur-Dichter, deſſen Worte ich ebenſo wenig verſtehe, als das Böhmiſche.“

Um des Conrectors Lippen ſpielte jenes überlegene, ſchulmeiſterliche Lächeln, das ſtets bei ihm ſichtbar wurde, wenn er, wie er ſich auszudrücken pflegte, irgend eine unreife Anſicht aus dem Munde eines Laien hörte.

„Es iſt ein bedeutſamer Zug unſeres Volkes, mein Fräulein,“ antwortete er, „daß es zähe und ſtreng an ſeinen eigenthümlichen Stammesunterſchieden feſthält, beſonders aber an ſeinen verſchiedenen Sprachweiſen. Der Tyroler, der Altbaier, der Schwabe, Sachſe, Thüringer, der Weſtphale, Frieſe, Holſteiner, Märker, Mecklenburger, Pommer — ſie Alle haben ihren charakteriſtiſchen Dialekt. Ein geiſtreicher Mann ſagte einſt, der Styl iſt der Menſch, eben ſo könnte man bei unſern deutſchen Volksſtämmen ſagen: die Sprachweiſe iſt der Stamm, das heißt, aus dem Charakter des Dialekt's erkennt man den Charakter des Volksſtammes. Nehmen ſie zum Beiſpiel die ſingende, gedehnte Ausſprache des Sachſen, die weiche, gemüthvolle des Thüringers, die hart und grob klingende des Altbaiern, die ſcharfe und kecke des Berliners und es wird Ihnen nicht

ſchwer fallen, aus der Sprechweiſe den Charakter des Stammes zu errathen.“

„Das iſt Alles recht ſchön und intereſſant,“ entgegnete der Hauptmann, ſich ins Geſpräch miſchend, und gewiſſermaßen Fräulein Optativa zu Hülfe kommend, „aber ich ſehe nur nicht ein, wozu die Erweckung und Belebung dieſer plattdeutſchen Literatur, welcher Sie in Ihrem Hans Hinrich Zacharias Schnarrs ſo eifrig das Wort reden, dienen ſoll, Herr Conrector? Ich dächte, wir dankten Gott, daß der ehrenfeſte Doctor Martinus Luther unſere edle Sprache aus dem Wuſt und der Barbarei herausgearbeitet, und von den Schlacken befreit hätte, warum jetzt wieder in das Mittelalter zurückkehren? Mag das Volk der deutſchen Niederung der Väter Sprechweiſe beibehalten und ſeine Lieder in ihr ſingen — aber ſie ebenbürtig neben der hochdeutſchen Schriftſprache in die Literatur einführen, das, Herr Conrector, däucht mir eine ebenſo abgeſchmackte und blaſirte Modethorheit zu ſein, als es ſonſt nur eine geben kann. Und das Kokettiren mit der leeven Moderſprak, das jetzt ſo viele unſerer plattdeutſchen Enthuſiaſten zur Schau tragen, wird eben ſo raſch vorüber gehen, als jede andere Modeſache. Unſer

deutſches Volk iſt ohnedies ſo vielgeſtaltig und vielgeſpalten, daß wir wahrhaftig nicht nöthig haben, das eine große Band, das uns noch umſchlingt, unſere Sprache, zu zerreißen und zu zerſchneiden! Iſt es nicht genug, daß ſchon auf politiſchem Gebiete der Ruf, hie Welf, hie Waiblinger uns ſcheidet, daß auf religiöſem die Einen nach Wittenberg, die Andern nach Rom ſchauen, ſoll auch die Sprache, das Band der Einigung, zur Schlange der Zwietracht werden, und uns in Hoch- und Plattdeutſche ſcheiden, abgeſehen davon, daß dieſes Plattdeutſche wieder ſo verſchiedene Dialecte hat, daß dem plattdeutſchen Mecklenburger das hamburger Platt und dem Oſtfrieſen das pommerſche Platt nur zum Theil verſtändlich?"

Es war etwas ſo Ungewohntes, daß der Hauptmann Berg ſo viel und dieſes Viel mit ſolcher Wärme ſprach, daß die Frauen ihn mit einiger Ueberraſchung anblickten. Zwiſchen Frau von Stern und Optativa wurde ein Blick gewechſelt, der das junge Mädchen bis unter die Augen erröthen ließ.

„Das war ein Ritterdienſt zu deiner Vertheidigung," flüſterte die junge Wittwe ihrer Freundin

zu, die über dieſe Bemerkung noch tiefer erröthete, „ſieh nur, mein Kind, wie gereizt und bärbeißig der Conrector drein blickt.“ Sie hatte nicht ganz Unrecht; des Conrectors ſtreitſüchtige Natur war aufs Aeußerſte herausgefordert, und er war eben im Begriffe, dem Hauptmanne eine geharniſchte Antwort zu geben, als Herr Gerold, der als kluger Wirth alle heftigeren Discuſſionen zu vermeiden wünſchte, ſich in die Unterhaltung einmiſchte und ſie auf einen andern Gegenſtand ablenkte.

„Bei Ihrem Gemeindehirten,“ ſprach er, „fällt mir ein, daß ich in der heute Abend ausgegebenen „Stadt- und Landtrompete“ eine Bekanntmachung des Magiſtrats über die Neuwahlen zur Beſetzung der Bürgermeiſter- und Stadtſchreiberſtellen, ſowie zur Ergänzung des Gemeinderaths, geleſen — hat Einer der Herren gehört, ob ſich Candidaten für die Bürgermeiſter- und Stadtſchreiberſtelle ſchon gefunden?“

„So viel, als ich hörte,“ ſprach der Doctor Bremer, „werden die bisherigen Inhaber dieſer Aemter wohl auch wieder gewählt werden.“

„Wie? Auch der Bürgermeiſter?“ frug nicht ohne Befremdung Gerold.

„Warum nicht?“ meinte der Doctor Auguſtin, „wo finden Sie einen andern Candidaten?“

„Aber einen ſo unzuverläſſigen Menſchen, ohne allen ſittlichen Halt, von einer politiſchen Ueberzeugung gar nicht zu ſprechen.“

„Unter den gegebenen Umſtänden, meinte einer der Geſchäftsfreunde des Hausherrn, „iſt er wohl der einzig Mögliche — die Regierung wird wenigſtens nichts gegen ſeine Wahl einzuwenden haben.“

„Und dieſe Rückſicht,“ ſprach Hagen, ſich ins Geſpräch miſchend, „ſollte die Bürger beſtimmen, zum erſten Beamten ihres Gemeindeweſens, bei deſſen Verwaltung ſie Alle auf das innigſte intereſſirt ſind, einen unfähigen, unzuverläſſigen Menſchen zu wählen?“

„Die Rückſicht iſt nicht ganz ungegründet, Herr Doctor,“ ſprach der Hausherr, „die Regierung hat das Beſtätigungsrecht — ſteht ihr der Gewählte nicht an, kann ſie die Beſtätigung verweigern.“

„Doch nur einmal, nach dem Wortlaut des Geſetzes,“ warf Karſten ein, der ſelbſt Gemeinderathsmitglied war, „wird ein ſolcher nicht Beſtätigter zum zweiten Male gewählt, ſo bedarf es jenes Beſtätigungsrechts nicht.“

„Und glauben Sie wirklich, daß die Regierung die Wiederwahl des jetzigen Bürgermeisters gern sehen würde?“

Gerold zuckte mit den Achseln.

„Wie ich indessen gehört,“ sprach der Conrector, „dürfte die Wahl doch nicht ganz ohne Opposition stattfinden.“

„Nun?“ fragten Alle gespannt.

„Der Verein für Bürgerwohl beabsichtigt, in der Person des früheren Polizeiherrn Drossel, einen Gegencandidaten aufzustelleu.“

„Woher wissen Sie das —?“

„Still — was ist das — hören Sie nicht das Geräusch auf der Straße?“ Die Damen blickten sich ängstlich an nnd Alles lauschte. Man hörte Sturm läuten, dumpfen Trommelwirbel und verwirrtes Geschrei.

Alle eilten an die Fenster. Feuer — Feuer! tönte es von der Straße herauf — „es brennt am Hauptmarkte.“ Allgemeiner Aufruhr und Bewegung unter der Gesellschaft, von der einige in der Nähe der bedrohten Gegend wohnten.

„Nur Ruhe, meine Damen,“ sprach der Advokat Karsten, „wir sind weit vom Orte der Gefahr

entfernt und Sie haben durchaus nichts zu beſorgen. Kommen Sie, Herr Doctor, laſſen Sie uns ſehen, ob Gefahr vorhanden.“ Er ging, von Hagen, dem Hauptmanne und Oppermann begleitet, während der Conrector, der Schauſpieler und Herr Doctor Auguſtin bei den Damen zurückblieben.

Achtes Kapitel.

Der Anblick des Brandes war bedrohlich und gefahrvoll genug. Das brennende Haus, deſſen ganzes Dach ſchon in lichten Flammen ſtand, die feurig zu dem dunklen Nachthimmel emporzüngelten, gehörte einem Seiler, der auf dem Bodenraume eine Menge Werg, Pech, Oel, Flachs und andere leicht entzündliche und brennbare Stoffe aufbewahrt hatte. Das daranſtoßende Hinter-Gebäude aber war das Möhringſche Brauhaus, in dem ſich gerade eine große Menge Gerſte auf der Malzdarre befand. Eine hohe Brandmauer trennte zwar das Brauhaus von dem brennenden Gebäude, allein es wehte ein

leichter Oſtwind, der die Flammen gerade nach dem Möhring'ſchen Gebäude trieb; das brennende Werg und der Flachs flogen wie glühende, feurige Vögel aus dem Bodenraume in der Luft herum; Gefahr durch Flugfeuer war zu fürchten. Jetzt gerieth auch der Pechvorrath in Flammen und verbreitete einen dichten, ſchwarzen, undurchdringlichen Qualm, der von Zeit zu Zeit von der dunkelrothen Lohe wie von einem Flammenſchwerdte durchbrochen wurde.

Als Hagen mit ſeinen Begleitern auf der Brandſtelle anlangte, ſtand eine ungeheure, dichte Volksmenge vor dem brennenden Hauſe, die meiſten gaffend und theilnahmlos, den Brand ebenſo neugierig, wie ein Feuerwerk betrachtend. Einige Spritzen waren zwar ſchon in Thätigkeit, allein es fehlte an Waſſer; außerdem waren die Schläuche zuſammen getrocknet, auch vielleicht hie und da etwas defect, und zogen deshalb nur langſam das Waſſer an. Es befanden ſich zwar einige große, waſſerreiche Brunnen in der Nähe, und hundert Schritt weiter lag ein großes, weites Baſſin, allein es hatte noch Niemand daran gedacht, eine Waſſerkette zu bilden und ſo den Spritzenleuten ihren Bedarf zuzuführen. Dazu kam noch eine heilloſe Verwirrung unmittel-

bar vor dem brennenden Hauſe. Alles ſchrie und tobte durcheinander, Jeder wollte kommandiren, anſtellen, befehlen, Keiner ſich dem Andern unterordnen.

Die Spritzenmeiſter, die Gemeinderaths-Mitglieder der Feuer-Deputation, die ſtädtiſchen Polizeiinſpectoren, die Offiziere der Garniſon, der Kreisrath, die Stadträthe — Alle ſchrien und Niemand gehorchte, und Niemand konnte gehorchen, denn wenn der Hauptmann von Klettenburg mit ſeiner fetten Kommandoſtimme ſchrie: „Zum Donnerwetter, eine Spritze hierher, eine Spritze an dieſe Stelle," kreiſchte des Kreisraths von Spitzkopf dünnes Stimmchen: „Spritzenmeiſter, Spritzenmeiſter, hierher, die große Schlauchſpritze hierher, wo ich ſtehe, ich, der Kreisrath von Spitzkopf," rief auch der Stadtrath Werner, ein kleiner, runder, wohlbeleibter Mann, indem er ſich auf einen Spritzenkaſten ſtellte: „Waſſer hierher, Waſſer hierher, bildet Waſſerketten ihr Leute, — Waſſer —" er vollendete nicht, der Kreisrath hatte eben ſeinen Willen durchgeſetzt, und auf die Stelle, wo er ſtand, eine Spritze poſtiren laſſen. Der Strahl dieſer ungeſchickt gelenkten Spritze traf den auf dem Kaſten ſtehenden kleinen, runden Stadtrath, und warf ihn kopfüber herab.

Ein donnerndes Gelächter begleitete des Stadtraths Fall der ſich jedoch, obgleich naß, wie ein in den Fluß geworfener Pudel, wieder aufraffte und mit zorngeröthetem Geſichte dem, über die Wirkung ſeiner Spritzendirection frappirten Kreisrathe zurief:

„Was wollen Sie hier kommandiren, Herr Kreisrath von Spitzkopf, was geht es Ihnen an, wenn es in unſerer Stadt brennt? Das iſt unſere Sache, Herr Kreisrath, hier hat bloß der Stadtrath Anordnungen zu treffen . . ich werde mich beim Miniſterium beſchweren, Herr von Spitzkopf, es iſt ein Uebergriff, den Sie ſich erlauben . . es iſt das nicht das erſte Mal, ich hätte mir den Schädel an den Spritzenrädern einſtoßen können . . zurück, ihr Leute, mit der Spritze dorthin . . hier hat nur der Stadtrath zu befehlen.“ Die Spritzenleute, eingeſchüchtert durch den entſchiedenen Ton, mit welchem der kleine, runde Mann dem Kreisrathe gegenüber trat, gehorchten und der Kreisrath, in Verwirrung gebracht durch den ſchlechten Erfolg ſeiner Anordnung, hielt es für räthlich, ſich etwas vom Schauplatze der Gefahr zurückzuziehen, da er allerdings keine Befugniß hatte, bei ſtädtiſchen Feuern irgend welche Anordnung zu treffen, ein Recht, das ledig-

lich dem Bürgermeiſter zuſtand, welchem, dem Gemeindeſtatut gemäß, die Oberleitung der Löſchanſtalten bei Feuersbrünſten in der Stadt oblag. Aber wo war der Vater der Stadt, während Tumult und Feuerlärm die Straßen der Reſidenz erfüllte?

Nach langem Suchen fand ihn der Rathsdiener in der bairiſchen Bierwirthſchaft: „Zum ſchwarzen Bock," wo er müßig hinter einem ſchäumenden Töpfchen bairiſchen Bieres, aus friſch angezapftem Faſſe, ſaß, das er mit jenem ſtereotypen Lächeln, welches ſich bei einem gewiſſen Grade der Trunkenheit einzuſtellen pflegt, betrachtete. Vor ihm ſtand ein Teller mit Rettigſcheiben und Würſtchen. Es war, außer dem Bürgermeiſter und zwei Kellnern, Niemand in der Bierſtube, das Läuten der Sturmglocke, der Trommelwirbel und der Ruf „Feuer! Feuer!" hatte Alle Uebrigen fortgetrieben.

„Herr Bürgermeiſter," keuchte athemlos der Rathsbote, „es iſt Feuerlärm . . . am Hauptmarkte brennts . . . beim Seilermeiſter Schlöppel . . der Herr Stadtrath Werner hat mich geſchickt, Sie zu ſuchen."

„Es iſt gut, Peterſen," lallte der Doctor mit ſchwerer, unbeholfener Zunge, „es iſt gut . . . ich

weiß es ſchon . . . wäre ohnedies gleich gekommen, konnte aber doch mein Bier nicht ſtehen laſſen, und mußte . . . noch ein Paar Mundbiſſen zu mir nehmen, ſage dem Herrn Stadtrathe meine Empfehlung, . . . und . . . und ich käme gleich . . . gieb mir dort den Stock und Hut her, Peterſen . . . ſo . . . und nun hänge mir den Burnus um . . . Georg . . . ein Glas für Peterſen . . . die Boutique mag noch einen Augenblick brennen, er iſt ja verſichert, der Schlöppel . . . So . . . Trink aus, Peterſen. Wahrhaftig, man hat Tag und Nacht keine Ruhe. . Wie viel bin ich ſchuldig, Georg. Vier Töpfchen Bier, einen Cognac, die Wurſt und den Rettig, ein Glas für Peterſen, macht fünfzehn Silbergroſchen. Da Georg" und er ſchob ihm einen Haufen kleiner Silbermünzen hin, „hier iſt das Geld, wenn ein paar Dreier über die Zeche ſind, behalte ſie für Dich . . . nun komm, Peterſen. . . Du kannſt vorausgehen . . . ſag nur, ich . . ich käme gleich." Und ſo ſtolperte der Herr Bürgermeiſter hinaus, während der Rathsdiener ihm vorſichtig ein paar Schritte vorausging.

Unterdeſſen hatte der Brand einen immer gefahrvolleren Charakter angenommen. Die beiden

Nachbarhäuser zur Linken und Rechten waren angegangen, und bei der winklichen Bauart der Hintergebäude dieser Häuser, in deren Höfe keine Spritze zu bringen war, stand die ganze Häuserreihe in Gefahr.

Eine glühend rothe, weit ins Land leuchtende, die Gefahr der Stadt verkündende Feuerwolke und das Heulen der Sturmglocken, hatten die Kunde des Unglücks den umliegenden Dorfschaften verkündet und Spritzen und Sturmfässer flogen, von rüstigen Ackergäulen gezogen, der Stadt zu.

Aber was hier Noth that, waren nicht Spritzen, von denen genug auf dem Platze waren, sondern Ordnung und Einheit in Leitung der Löschanstalten, besonders ein geregeltes Zubringen des Wassers, da manche Spritzen ihre Thätigkeit einstellen mußten, weil ihnen das Wasser ausging.

Nun liefen zwar eine Masse Beamte und Nicht-Beamte, mit großer Geschäftigkeit und vielem Geberdenspiel durch die Menge und riefen: „Wasser, Wasser ihr Leute . . . es fehlt an Wasser. . .“ Aber da Keiner von ihnen selbst Hand ans Werk legte, so folgten die Andern ihrem Bei-

ſpiele und die Spritzen blieben nach wie vor ohne Waſſer.

Hie und da murmelten auch wohl Einige: „Ja, kommandiren will ein Jeder, aber naß will keiner dabei werden. Da laufen Zwanzig auf und ab und ſchreien Waſſer, Waſſer, warum nimmt nicht Jeder von den Zwanzigen ſelbſt einen Eimer zur Hand?“

In dieſem Augenblicke wurde der Trupp, aus deſſen Mitte dieſe Aeußerungen gefallen, durch eine, von der Mitte des Marktes ſich ausdehnende, und bis herauf zur Brandſtätte ſich verlängernde Menſchenkette auseinander geſprengt, einige der Umſtehenden von ein paar kräftigen Fäuſten ergriffen und mit in die Linie eingeſchoben. Daſſelbe geſchah auf der andern Seite der Straße. . . Dieſe Bewegung ging von Hagen und ſeinen drei Begleitern aus. . . „Kommt,“ hatte Hagen geſagt, „es iſt eine heilloſe Verwirrung — wenn es ſo fortgeht, brennt es morgen noch. Es müſſen Waſſerketten gebildet werden. Laßt uns nach dem Baſſin gehen, dort liegen die Rotheimer. . .“ Und ſie gingen hinunter nach dem Baſſin, um welches viele Menſchen ſtanden, gaffend, unthätig und theilnahmlos. „Vorwärts, Ihr Leute —“ ſprach er und zog einen robuſten Burſchen von

achtzehn Jahren, der mit offenem Munde die Feuergarben betrachtete, aus dem nächſten Truppe heraus, „mit dem Zuſehen und dem Mundaufſperren wird das Feuer nicht gelöſcht. Da, mein Freund, nehmt den Eimer,“ und er drückte ihm denſelben in die Hand, „ſchöpft ihn voll und gebt ihn weiter. Hier Oppermann, hier Herr Advokat, nehmen Sie auch einen Eimer zur Hand, bilden Sie die Kette zur Linken, ich und der Herr Hauptmann wollen dort nachſehen!“

„Das laſſe ich mir gefallen,“ ſprachen ein paar Handwerksleute und griffen, in die Hände ſpuckend, gleichfalls ein paar Eimer auf, „der greift ſelbſt mit zu — Heda!“ und ſie faßten zwei Vorüberſchlendernde, „jetzt iſt nicht Zeit zum Spazierengehen, eingetreten und weitergegeben.“ Und ehe ſichs Jene verſahen, ſtanden ſie in der Reihe. So dauerte es nicht fünf Minuten und die Waſſerkette war gebildet.

Die Wirkung dieſer regelmäßigen, ununterbrochenen Waſſerzuführung war bald zu merken. Die Spritzen arbeiteten unausgeſetzt, und das Feuer wurde auf ſeinen Heerd beſchränkt, das heißt auf die drei brennenden Häuſer, die nicht mehr zu retten waren.

Da fingen auf einmal die Sturmglocken, welche, als die Löſchanſtalten in vollem Gange waren, zu läuten aufgehört, von Neuem an zu tönen, und zugleich wirbelten die Trommeln der Garniſon, neues Feuerunglück kündend, durch die Straßen.

„Was iſt das?“ rief Hagen, den Eimer niederſetzend und nach der Gegend des Tumults blickend.

„Bei Gott — da drüben brennts — hinter der Stadtmauer,“ rief Karſten.

„Hinter der Stadtmauer,“ fiel erſchrocken Oppermann ein, „mein Gott — das wäre ein großes Unglück — die meiſten armen Leute dort ſind in keiner Verſicherung.“

„Du wohl auch nicht!“ lächelte Hagen.

„O! um meine paar Habſeligkeiten iſt es mir nicht — aber die armen Weber — komm, Hagen, laßt uns hinlaufen, hier wird es wohl ſeinen Gang fortgehen.“

Hagen nahm einen der Handwerksleute bei Seite und bat ihn, Ordnung zu halten — richtete auch an die Uebrigen ein paar Worte, und eilte dann mit den Freunden der bedrohten Gegend zu.

„Kennt Ihr den?“ frug ein Handwerker, als ſie fort waren.

„Ich nicht," ſagte ein Anderer, „aber es iſt ein ganzer Kerl, der's Herz auf dem rechten Flecke hat."

„Nannte ihn der Candidat Oppermann nicht Hagen?" ſagte ein Dritter, „am Ende iſt's der Sohn vom alten Apotheker Hagen —"

„Ach, was, Gevatter Kühlwein, der Sohn vom alten Hagen, wo denkt Ihr hin — der iſt ſeit Jahr und Tag im Mohrenlande, und neulich hieß es, die Schwarzen hätten ihm den Kopf abgeſchnitten."

„Na!" lachte der Erſte, „der da ſieht eben nicht aus, als ob er ſich ſo ſansfacon den Kopf abſchneiden ließe — und vollends von ſo einem ſchwarzen Mohren-Beeſt."

„Aufgepaßt da vorn — nicht ſo viel geſchwatzt — hier Gevatter, gebt den Eimer weiter, wenn er wiederkommt, ſoll er ſehen, daß wir auch reſolute Kerle ſind — vorwärts —"

„So iſt es recht — das iſt brav, ihr Leute," ſprach ein, in einen Pelz-Burnus gewickelter, Herr, der zwiſchen den Reihen herabſchritt, „nur immer thätig — nur immer friſch, immer thätig, das macht warm —"

„So? meint Ihr," lachte Einer der Waſſer-

ſchöpfer, indem er dem Herrn im Burnus den Weg vertrat, „daß das warm macht?

Nun? wißt Ihr, ich bin ſo warm von der Arbeit da," und er wies auf das Baſſin, „daß ich am ganzen Leibe keinen trocknen Faden habe, Ihr aber, Herr, ſcheint zu frieren, Ihr ſteckt ſo tief in Eurem Burnus, als ob wir zwanzig Grad Kälte hätten.

Darum ſeid ſo gut und löſt mich ein Viertelſtündchen ab." Und ehe der erſtaunte Herr eine Antwort auf dieſe Zumuthung fand, waren ihm zwei Eimer in die Hände gedrückt, die er mit ſtummer Verwunderung betrachtete.

Als er endlich wieder zu ſich gekommen, warf er die beiden Eimer voller Indignation zur Erde, und rief, ſich in die Bruſt werfend:

„Wer war der unverſchämte Menſch, der mir die Eimer da gegeben . . ., kennt Ihr ihn, guter Freund?" ſprach er, ſich zu einem, neben ihm waſſerſchöpfenden Arbeitsmann wendend.

Der betrachtete ihn einen Augenblick und antwortete dann rauh:

„Ich weiß nicht, wie ich zu der Ehre komme, Ihr guter Freund zu ſein, Herr Droſſel. Oder denken Sie, daß ich deshalb Ihr guter Freund bin,

weil Sie mich vor ſechs Jahren angezeigt, daß ich des Sonntags unter der Kirche in meinem Hofe ein bischen Winterholz geſägt? Freilich Unſer-Einer, der die Woche über auf der Arbeit iſt, darf den Sonntag nicht durch Holzſägen entheiligen, aber wenn in dem Caſino, während der Kirchenzeit getrunken, geſchmauſt und geſungen wird, daß man's Häuſerweit hört, da wird ein Auge zugedrückt. Denn der Caſinowirth und der Herr Polizeiherr ſind ja Gevattersleute und Duzbrüder."

Der ehemalige Sicherheitsbeamte hielt es für rathſam, dieſe Erinnerung an ſeine frühere polizeiliche Wirkſamkeit ohne Erwiderung zu laſſen, denn er wußte, daß bei ſolchen Gelegenheiten das Publikum nur zu leicht geneigt iſt, mit mißliebigen Perſönlichkeiten alte Rechnungen auszugleichen — und dazu hatte er durchaus keine Luſt.

Er ſchwieg deshalb und tauchte die Eimer ins Waſſer, denn wegzugehen, das wagte er nicht. Und ſo ſchöpfte er in ſtummer Ergebung, Eimer auf Eimer, bis ihm der helle Schweiß von der Stirn lief, und es ihm wirklich ſo warm wurde, daß er den Burnus ablegen mußte.

„Alle Wetter!" ſprach einer der Leute, „es

iſt doch wunderbar, wie unſer lieber Herr Gott den Leuten das Arbeiten lernt. Der in dem Burnus da hat ſein Lebenlang keinen Schweißtropfen geſchwitzt, den ihm die Arbeit ausgepreßt hat — und nun muß es beim Seiler Schlöppel brennen, um auch Herrn Droſſel das Bibelwort: Im Schweiße Deines Angeſichts ſollſt Du Dein Brod eſſen, zu Gemüthe zu führen.“

Die Aeußerung wurde nicht ſo heimlich geſprochen, daß Herr Droſſel ſie nicht hätte hören können; allein er verſchluckte allen Ingrimm, indem er ſich ſeine Rache für die Zeit aufſparte, wo er wieder als ſtädtiſcher Polizeiherr die Zügel des Regiments in ſeinen Händen halten würde.

„Ja, ja,“ murmelte er für ſich, aber ſo leiſe, daß auch das ſchärfſte Ohr kein Wörtchen hören konnte, „das kommt von der ſchönen Gemeinde-Ordnung, die ſie in dem verrückten Jahre eingeführt haben, da glaubt jeder Beſen- und Bürſtenbinder das Wort führen und raiſonniren zu können. Wie ich noch am Ruder war, da hätte das Volk nur ein einziges Mal ſo unverſchämt ſein ſollen — ich würde ihm Mores gelehrt haben. Aber ſeitdem jeder Schuſter und Schneider, jeder Lumpaci-Vagabun-

dus ſo ein Herr Gemeinderath werden kann, da hat jeder Reſpect aufgehört. Was mußte ich auch hierher unter den Plebs gerathen? Nun ja, es war eine gute Gelegenheit, dem Volke zu zeigen, daß unſer Einer bei derartigen Unglücksfällen auch auf dem Platze iſt, während der urgewählte Herr Bürgermeiſter wie eine Biertonne ſich in der Gaſſe herumwälzt — aber daß mir auch der Zufall jenen unverſchämten Hallunken mit dem Eimer in den Weg führte. Und ich kann mich nicht einmal wegſchleichen, die Kerle paſſen mir wie die Heftelmacher auf und wenn ich wegginge, ſo könnte es mir wahrhaftig ergehen, wie vor ein paar Jahren dem Commiſſionsrathe Rümpling, dem ſie einen vollen Waſſer-Eimer über den Kopf goſſen und zu guterletzt noch den Hut antrieben. Was machen ſich ſolche Kerle daraus; haben ſie ſich doch bei dem letzten Feuer ſogar an einem Officiere, dem Herrn Lieutenant von Copenheim, vergriffen und ihm über den Tſchako einen Waſſer-Eimer geſtülpt. . . Aber Geduld — Ihr ſollt mir Alle dafür büßen müßen."

Während ſich der ehemalige Polizeiherr ſo in ſeinem Innern ſchwere Rache an ſeinen Beleidigern gelobte, dabei aber unverdroſſen Eimer auf Eimer

ſchöpfte, war Hagen mit den Freunden der, von neuer Feuersgefahr bedrohten, Stadtgegend zugeeilt.

Es brannte in der That lichterloh hinter der Stadtmauer, gerade dem Möhring'ſchen Brauhauſe gegenüber, über welches das Flugfeuer geflogen, und eins der alten Häuſer in Brand geſetzt hatte.

Bei dieſer neuen Gefahr war endlich auch die alte Energie der Bürger wieder erwacht und raſch wurde durch das Möhring'ſche Hintergebäude eine Spritze geſchoben, während Zimmerleute und Maurer auf die benachbarten Dächer ſtiegen, um das brennende Gebäude zu iſoliren.

Die aus Mitgliedern der Handwerksgilden gebildeten Rettungsmannſchaften, eilten in die zunächſt bedrohten Häuſer, um Kinder, kranke Wöchnerinnen und alte, hülfloſe Perſonen in Sicherheit zu bringen, das Geräthe und die übrigen werthvollen Gegenſtände auszuräumen, und dies Gut der Leute vor diebiſchen Händen zu ſchützen.

„Helft mit räumen und den armen Leuten ihr bischen Habe retten," ſprach Hagen zu ſeinen Freunden, „da ſeht einmal! die armen Menſchen haben vor Schrecken alle Beſinnung und Ueberlegung verloren," und er deutete auf eine fliehende

Gruppe von Frauen, Kindern und Greiſen. Während ein junges Weib mit aufgelöſtem, wirrem Haare, das lang und dicht über die nackten Schultern herabfiel, ihren Säugling, als ihr koſtbarſtes Gut, in den Armen hielt, trug ein greiſes Mütterchen mit weißem Haare, das ihr der Nachtwind flatternd um die Stirn wehte, ein wurmſtichiges, halbzerbrochenes Spinnrad, ein zerbrechlicher Greis drückte krampfhaft einen Stiefelknecht an ſeine Bruſt, als gelte es, ſein Theuerſtes gegen räuberiſche Hände zu bewahren.

Weinende, ſchreiende Kinder in leichten Hemdchen, eben aus dem Schlummer emporgeſchreckt, trugen ihr Spielzeug in den Händen, ein paar hölzerne Schäfchen, eine halbzerbrochene Puppe, und ein kleines, liebliches Mädchen mit roſigen Wangen, die ſelbſt der Schrecken und die Angſt der nächtlichen Verwirrung nicht hatten bleichen können, trug, zitternd an die kleine Bruſt gedrückt, ein Kätzchen, es ſtreichelnd und liebkoſend, während ihr zur Seite ihr kleines Brüderchen einen Vogelbauer trug, in welchem zwei aufgeſchreckte Zeiſige ſcheu flatterten.

„Ihr ſeht, hier iſt Hülfe nöthig," ſprach Hagen,

„ſchleppt der Alte da nicht ſeinen Stiefelknecht, wie ein Wucherer ſeinen Geldſack?

Ich will auf das Dach des Möhringſchen Hauſes, wenn wir dort hinauf eine Spritze bringen können, ſind wir des Feuers bald Meiſter — auch *wundert's* mich, daß Möhring noch nicht auf den *Gedanken* gekommen iſt."

Sie trennten ſich, Oppermann, Karſten und der Hauptmann eilten in die brennenden Häuſer — Hagen in das Möhringſche Brauhaus.

Der Erſte, auf den er ſtieß, war Möhring ſelbſt, der athemlos, keuchend, von dem Bodenraum herabkam.

„Das iſt ein Willkommen," rief er Hagen zu, „Feuerlärm und Feuersnoth, es ſieht, bei Gott, gefährlich aus. Ich habe mein Haus mit naſſem Dünger bedecken laſſen. Das Flugfeuer wird immer dichter, und wenn der Brand ſich einmal in dem Geniſte an der Stadtmauer tief eingefreſſen hat, ſo iſts um das ganze Viertel geſchehen."

„Sie ſind verſichert?" frug Hagen.

„Ich wohl, aber hundert Andere nicht, wenigſtens das arme Webervolk da drüben nicht. Und trotz der Verſicherung, bringt ſo ein Unglück immer

Schaden, den keine Aſſekuranz vergüten kann — doch ich muß ſehen, wie es draußen ſteht.“

„Einen Augenblick, Herr Möhring,“ ſprach Hagen, „können wir nicht eine der Schlauchſpritzen hinauf auf Ihren Boden leiten? Ihr Haus iſt höher als die da drüben, wir können von da aus das Feuer in kürzeſter Zeit bewältigen.“

Möhring ſchlug ſich ärgerlich vor die Stirn, „Einfaltspinſel, der ich bin, daß ich nicht ſchon auf den Gedanken kam. Wahrlich, Herr Doctor, der Gedanke iſt gut — Heda, Meiſter Schwarz,“ rief er einem Spritzenmeiſter zu, der eben durch die Thorfahrt eilte, „einen Augenblick.“

„Was giebts, Gevatter?“ frug der Angeredete eilig, „ich habe keine Zeit zu verlieren.“

Möhring theilte ihm den Vorſchlag Hagens mit.

Der Spritzenmeiſter, ſeines Zeichens ein Schmied, fuhr auf:

„Herr — ich ſchäme mich wie ein Schulbube, daß ich nicht auf den Einfall kam, aber bei dem wilden Trubel, der bei dem heutigen Brande herrſcht, weiß kein Menſch zuletzt mehr wo ihm der Kopf ſteht — doch mit dem Reden da wird das Feuer

nicht gelöscht — ich bin gleich wieder da," und fort sprang er nach der Spritze.

Hagen stieg mit Möhring hinauf auf den Boden; wenige Augenblicke später war eine Schlauchspritze hinaufgeleitet und goß ihren mächtigen Wasserstrahl hinein in den Feuerheerd. Wie es da flammte, qualmte, prasselte! Zischend und in mächtigem Bogensprunge, wie eine gewaltige Schlange, stürzte sich der Wasserstrahl auf die gierig leckenden, um sich fressenden Flammenzungen. Dichte, emporwirbelnde Dampfwolken da, wo der Strahl getroffen! Aber von Neuem brach die rothe Gluth in hellen Flammen aus, und schlug breit und wild ihre feurigen Fittige über dem brennenden Gebälke und Mauerwerke zusammen.

Doch wie verzehrend und vernichtend auch das entfesselte Element des Feuers sein mag, in dem ungleichen Kampfe mit dem Wasser wird es immer erstickt werden.

Die wohlgeleiteten Ströme, welche die Schlauchspritze unablässig in den Feuerheerd goß, überwältigte allmälig die Flammen, die nur noch an einzelnen Stellen klein und ohnmächtig hervorbrachen.

Mit innerer Genugthuung sah Hagen, der oben

auf dem Boden neben dem Zeugſchmiede geblieben, die Wirkung ſeines Rathſchlags.

„Gott Lob! hier ſcheint die Gefahr vorüber zu ſein,“ ſprach er, als der immer ſtärker emporwirbelnde ſchwärzliche Dampf das Erſticken der Flamme zeigte, „und vorn werden ſie jetzt wohl auch des Brandes mächtig geworden ſein.“

„Ich glaube es auch, obſchon es gefährlich genug ausſah. Denn bei einer ſo heilloſen Wirthſchaft, wie ſie heute bei dem Brande geherrſcht, konnte es leicht kommen, daß die halbe Stadt in hellem, lichtem Feuer aufging.“

„Aber haben Sie denn keine beſſere Feuer-Ordnung?“ frug Hagen, während der Zeugſchmied einen Schluck Branntwein, zur Stärkung in der kalten windigen Herbſtnacht, nahm, „als ich noch Gymnaſiaſt war, erinnere ich mich wohl, daß es ſtets einen Höllenſpektakel gab, wenn es irgendwo brannte, und daß es ſchlecht beſtellt geweſen, wenn die Bürgersleute nicht wie die Bären gearbeitet hätten, aber ſeitdem das neue Gemeindegeſetz eingeführt iſt, ſollte ich doch glauben, hätte auch ein anderer Geiſt in die Leitung kommen müſſen.“

Der Zeugſchmied ſchluckte erſt den Biſſen, den

er eben kaute, hinunter, Möhring hatte den Asbeits-leuten Brot und geräucherte Rothwurſt hinaufge-ſchickt, und antwortete dann: „Die Gemeinde-Ordnung Herr, die iſt gut, und die Feuerlöſch-Ordnung, die wir ſeit ein paar Jahren haben, iſt auch gut. Aber was helfen alle guten Geſetze, wenn die, welche ſie handhaben ſollen, läſſig und träg ſind. Daß ich Ihnen reinen Wein einſchenke! Wenn Einer ſeine Schande frei auf den Gaſſen zeigt, können zwei auch wohl davon ſprechen. Kurzweg, Herr, wo das Haupt krank iſt, taugen auch die Glieder nichts, und das Haupt unſerer Stadt, der Bürgermeiſter, iſt in Grund und Boden hinein verdorben.

Sie brauchen mir nicht mit der Hand zu win-ken, die Spatzen auf den Dächern zwitſchern da-von. Hat er doch an dem heutigen Abende vor allem Volke ſich wie eine Biertonne in der Gaſſe herumgekollert. Der Peterſen, der Rathsdiener, hat ihn aus dem Bierhauſe wegholen müſſen. Im Hauſe, erzählte der Peterſen, hat er noch ſo ziemlich ſeine Contenance behalten, aber als er in die friſche Luft kam, da hat ihn der Biergeiſt übermannt.

Dreimal hat ihn der Rathsdiener aufraffen müſſen, und hats nicht einmal leiden wollen und den Diener

mit Schelt- und Drohworten tractirt. Das Halloh der Straßenjugend können Sie sich denken. Mit Noth brachte ihn der Stadtrath Werner nach Hause.

Und nun frage ich Sie, ob es noch zu verwundern ist, wenn Alles durcheinander geht, wenn keiner weiß, wer Koch oder Kellner?

Der Stadtschreiber Richter ist ein braver, tüchtiger Mann, aber mein Gott, der Mann ist wohl hinter seinem Schreibtische gut, aber nur nicht bei solchen Affairen. Es ist ein schwaches, kränkliches Männchen, und wenn er des Nachts aus dem Bette in die kalte, rauhe Luft hinaus sollte, es wäre auf der Stelle sein Tod. Nun bleiben noch die Stadträthe. Da ist einer in Leipzig zur Messe, der andere ist krank, der dritte war auf dem Platze und hat gethan, was in seinen Kräften stand. Er ist zwar von kleiner Statur, aber sonst ein ganz tüchtiger Mann, dem Herrn Kreisrathe von Spitzkopf hat er es heute Abend tüchtig gegeben."

Der Zeugschmied hielt hier inne, um nach dem Spritzenrohre zu sehen, und Hagen, dem des Mannes Rede gefiel, frug:

„Aber wie kam es, daß sich anfänglich das Volk,

das die Brandstelle umstand, so flau und unthätig verhielt? Die Leute waren doch sonst rührig und eifrig."

„Hat auch seine Gründe," antwortete der Zeugschmied, indem er seinen Leuten befahl, von Zeit zu Zeit einige Wasserstrahlen hinüber auf das glimmende Gebälke zu spritzen. „Die Leute haben immer wacker zugegriffen, aber Alles hat seine Grenzen. Wir hatten schon zweimal Feuerlärm in diesem Jahre und immer an gefährlichen Orten. Da wollte denn, gerade wie heute Abend, ein Jeder das Kommando führen. Der Herr Kreisrath, die Herren Officiere von der Garnison, der Polizeidirector, kurz Jeder wollte kommandiren, anordnen. . . . . Wenn sie dabei nur noch hübsch manierlich und höflich gewesen wären. Denn die Meisten, die thätig waren, thaten es ja aus freiem Willen und waren nicht dazu verpflichtet. Aber da fluchte ihnen der Eine ein Donnerwetter auf den Hals, der Andere beorderte einen Trupp dorthin, ein Anderer dahin, ja ein blutjunger Lieutenant, der Herr von Espenheim, vergaß sich so weit, einen der Leute, der einen Augenblick verschnaufte, mit einem „Donnerwetter — was steht Er da und arbeitet nicht, Er Bumm-

ler," anzuſchnarren und das Säbelgefäß zwiſchen die Rippen zu ſtoßen.

Na, er iſt ein blutjunger Menſch, der Herr von Espenheim, der noch nicht Manöverpulver, geſchweige anderes gerochen hat — und da muß man Nachſicht haben, aber er wird keinen wieder mit dem Säbelgefäße ſtoßen. Sie haben ihm einen Eimer über den Tſchako geſtülpt, und dabei die Ohren geſchunden; er hat vierzehn Tage keinen Dienſt thun können.

Das Ding hat aber noch einen Hacken. Bei den letzten beiden Bränden haben einige Arbeitsleute harten Schaden genommen, der eine hat volle vier Wochen liegen müſſen, der andere iſt jetzt noch nicht wieder auf. Beide ſind arme Handwerker, die nur von ihrer Hände Arbeit leben. Die Leute wendeten ſich an die Aſſecuranzen und baten um eine Unterſtützung. Aber die Herren, die in dem Directorium ſitzen, dachten wahrſcheinlich: Wer hat Euch hingehen heißen. Nicht einen Groſchen bekamen ſie. Das machte natürlich wieder böſes Blut und ſo kam es, daß die Leute heute Abend den Haſen ein wenig laufen ließen, bevor ſie ihn fingen. Doch es iſt immer ein braves Volk! Als das Ding gefähr-

lich wurde, vergaß es doch Alles und griff so herzhaft zu, als wollte sich Jeder eine Prämie verdienen.

Man muß die Leute nur zu behandeln verstehen. Wenn man Jemand nöthig hat, darf man ihn nicht maltraitiren wollen. Da muß man hübsch höflich und freundlich kommen. Wir sind weder Negersclaven noch Leibeigene, die man mit der Peitsche antreibt, und wenn das Stückchen deutscher Freiheit, das uns hier zu Lande zu Theil geworden, auch ein sehr bescheidenes ist, so ist es doch immer so viel, uns zu lehren, daß ein Jeder, vornehm oder gering, den Andern braucht, der Bauer den Edelmann, der Bürger den Rath, wie der Rath den Bürger und der Edelmann den Bauer. Der Morgen dämmert und ein paar Stunden Schlaf werden mir wohlthun. Guten Morgen, Herr Doctor!"

Hagen reichte dem Zeugschmiede die Hand. „Guten Morgen, Meister Schwarz, auf baldiges Wiedersehen."

Die beiden Männer schüttelten sich die Hand und gingen dann von dem Bodenraume hinab in den Hof, wo Möhrings Mägde nnd Brauknechte den zahlreichen Spritzenmannschaften Kaffee und Butterbrod reichten.

Möhring ſelbſt leitete das Einräumen, der von den Webern geretteten Habſeligkeiten, in ſein großes Brauhaus.

Möhring ſah den Zeugſchmied und Hagen, die ihn nicht bemerkten, vorübergehen.

„Guten Morgen, Schwarz, guten Morgen, Herr Doctor,“ rief er ihnen zu, „vor der Hand meinen beſten Dank, ich denke, daß ich im Laufe des Tags in die drei Zeiſige kommen werde.“

Die beiden grüßten wieder und trennten ſich dann, indem der Zeugſchmied nach Hauſe ging, während Hagen noch die Freunde ſuchte, die er auch bald in dem Menſchenknäule vor der Brandſtätte fand.

Sie hatten die Habſeligkeiten mehrerer Weberfamilien gerettet und dann die Obdachsloſen unter Dach und Fach zu bringen geſucht.

Oppermann hatte in ſeiner eignen Wohnung zwei Familien mit vier kleinen Kindern untergebracht, der Hauptmann, in ſeinem nicht weit davon gelegenen kleinen Stübchen, ein altes, armes, kinderloſes Ehepaar.

Natürlich nur für den erſten Augenblick, für

dieſe Nacht, bis die Armen am nächſten Tage ein anderes Unterkommen gefunden.

„Sie können die Nacht bei mir bleiben, wenn Ihnen die Wohnung eines Hageſtolzen gut genug iſt," ſagte Karſten zu dem Hauptmanne, „und der Herr Candidat wird wohl ein Unterkommen in den drei Zeiſigen finden."

„Selbſtverſtändlich," ſagte Hagen, „aber meine Herren, die Natur fordert ihr Recht, ich bin müde. Ich habe vergangene Nacht ſchlecht genug in meiner Reiſekutſche geſchlafen nnd jetzt iſt es ſchon drei Uhr Morgens. Wenn Sie indeſſen eine Flaſche Wein in meinem Gaſthofe mit mir trinken wollen, ſo iſt mir's recht. Aber nur unter Dach und Fach und ſitzen, ich kann mich kaum mehr auf den Beinen halten."

„Ich bin dabei," ſagte der Advokat, „ein halbes Stündchen Schlaf opfere ich noch und ich denke, die beiden Herren werden auch nichts dagegen haben. Etwas aufgeregt iſt man ohnedies und hat man erſt ein Glas Wein getrunken, ſchläft es ſich noch einmal ſo gut."

So plaudernd waren die Vier an das noch offene Thor zu den drei Zeiſigen gekommen.

Lärm und tumultuariſches Geſchrei tönte ihnen aus dem Gaſthofe entgegen.

Hagen durchzuckte eine Ahnung.

„Mein Sophokles wird etwas angeſtiftet haben,“ ſagte er, ſeine Schritte beſchleunigend, „der Burſche hat manchmal noch Rückfälle in den alten uncultivirten, paradieſiſchen Naturzuſtand, in dem ich ihn in Afrika fand.“

Der Lärm und Spectakel tönte aus dem erſten Stockwerke herab, wo ſich am Ende des Corridors Herrn und Madame Wachtels Schlafzimmer befand.

In dieſem geheiligten Raume, wo Gott Hymen die Träume des Wachtel'ſchen Ehepaars beſchützte, war in dieſer frühen Morgenſtunde der ganze profane Haufen der Dienſtleute der drei Zeiſige verſammelt. Verſammelt? Nein, zu einem wilden, ſtürmiſchen Angriffe auf das Himmelbett des Wachtel'ſchen Ehepaars bereit! Und der Anführer dieſer Schaar war er ſelbſt, Herr Leberecht Wachtel!

Die Freunde trauten ihren Augen nicht, als ſie das ſeltſame Schauſpiel erblickten.

Es war eine große, geräumige Stube, mit bunten Tapeten ausgeſchlagen, im Hintergrunde ein breites Himmelbett, von Gardinen umhüllt, die von

einem Wolkenhimmel aus Holz und Pappe herabfielen.

Das Innere des Himmels zeigte grotesk gemalte kleine Liebesgötter, auf Wolken ſitzend, mit derben, nackten Beinen, runden Armen und Pfeil und Bogen in den Händen. Ein ſilbernes L und K, Leberecht und Karoline bedeutend, zierte die Roſette, welche die Gardinen zuſammenhielt.

Das Bett war ein Erbſtück der Wachtel'ſchen Familie, und hatte ſeine Geſchichte, wie irgend eine hiſtoriſche Reliquie. Sieben Wachtel'ſche Familienmütter hatten in ihrer Hochzeitsnacht in dem Himmelbette geſchlafen, ſiebenmal drei kleine Wachtels und Wachtelinnen waren in dieſem Bett geboren worden, und alle ſieben Stammmütter des Wachtel'ſchen Geſchlechts waren in ihm geſtorben. Karoline, die derzeitige weibliche Stammesälteſte der Wachtel-Zeiſig-Linie hoffte daſſelbe. Wir ſagen abſichtlich die Linie Wachtel-Zeiſig; denn es gab auch noch eine Familie Wachtel-Ochſe, ſo genannt von dem Gaſthofe zu „dem rothen Ochſen," in deſſen Beſitz ſich dieſe Wachtel'ſche Seitenlinie ſeit undenklichen Zeiten befand.

Ein Wachtel war nicht in dem Bette geſtorben,

ſie Alle hatte der Tod in dem großen, mit braunem Leder überzogenen und gepolſterten Lehnſtuhle, zwiſchen dem Biergläſerſchranke und dem Bierfaße überraſcht. Sie waren alle in ihrem Berufe, auf ihrem Poſten geſtorben, und wo iſt der Poſten eines Wirths, der in ſeinem Berufe ſtirbt, anders, als neben dem Bierfaße? Die Wachtels waren auch Alle eines gleichen Todes, am Schlagfluße geſtorben. Die Einen behaupteten, es wäre dies die Folge einer erblichen Anlage, Andere ſagten wieder, es wäre dies die Folge des gleich ſtarken Bierdurſtes, der ſich gleichfalls als erbliche Anlage fortpflanze.

Und in dieſem Himmelbette, auf deſſen ſchneeweiß überzogenen Pfühlen nur Wachtel'ſche Ehegatten geruht, in dieſem Bette! es war ſchändlich, abſcheulich, in dieſem Bette hatte ein ſchwarzer, herzloſer Böſewicht die liebenswürdigſte Gattin des Wachtel'ſchen Geſchlechts überfallen und ermordet, ſchändlich, meuchleriſch hingeſchlachtet! Und der Mörder ſaß jetzt oben auf dem Dache des Himmelbetts, grinſend, die Zähne flätſchend und die Augen verdrehend, frohlockend wie ein Teufel, wie ein Geſelle der Hölle, über die grauſige Unthat. Und Blut, rothes, wirkliches Blut befleckte die Kiſſen und die Decke,

die zerstreut umher lagen, stumme aber doch laut mahnende Zeugen des Verbrechens, welches hier verübt worden. Wachtel aber, Herr Leberecht Wachtel, der ruhige, gelassene Mann, stand in Unterbeinkleidern, Nachtkamisol und Zipfelmütze, barfüßig in der Stube, und rief, den Stiefelknecht in seiner Rechten schwingend, zu dem zähnefletschenden und augenverdrehenden Sophokles hinauf: „Schandaffe! — schwarze Mörderbrut, wo ist meine Frau... meine Karoline?“ Und die Schaar der Mägde, alle in sehr leichter Nachttoilette, eben wie sie das Bett verlassen, heulte und schrie: „Wo ist unsere gute Madame! — ah! so ein schreckliches Ende zu nehmen“ und die Kellner und der Hausknecht und der Laufbursche heulten in wilder Wuth: „Nicht lebendig kommt er aus der Stube — die verfluchte Canaille — ach die gute Madame, die gute Madame!“

„Aber mein Gott, was giebt es denn, was ist hier los — sind die Menschen verrückt oder vom Teufel besessen“ ruft Hagen, mit den Freunden in die Stube tretend. Sobald Herr Wachtel und die Schaar der Mägde, Kellner und Hausknecht, den Herrn des Negers erblicken, umringen sie ihn und

Wachtel ruft in leidenſchaftlicher Aufregung: „Warum mußten Sie in die drei Zeiſige kommen, warum ſtiegen Sie nicht in dem Kaiſer von Braſilien ab! Dann lebte meine Karoline noch, und wenn's dem Braſilier paſſirt, dem wäre geholfen geweſen, er hat ſeiner Frau ſchon tauſend Mal den Tod gewünſcht — es iſt eine Xantippe, aber meine Karoline, es iſt mein Tod . . . ſchwarzer Schandaffe: Du haſt zwei Seelen auf Deinem Gewiſſen.“ Vergebens ſucht Hagen den verzweifelten Wirth zu beruhigen, er muß ſich an die Andern wenden und erfährt bruchſtückweiſe Folgendes: Vor einer Stunde, als das Sturmläuten aufhört, ſchickt Herr Wachtel die Dienſtleute zu Bette und nur der Hausknecht, der auf den Doktor Hagen warten muß, und der Laufburſche, der die Gläſer auszuſpülen hat, bleiben wach. Frau Karoline ſchläft auch ſchon ſeit einer Stunde, denn ſo lange Zeit hatte er ſie nicht geſehen. Herr Wachtel nimmt deshalb auch kein Licht mit hinauf ins Schlafzimmer, weil nichts Frau Karoline unausſtehlicher iſt, als wenn man, während ſie ſchläft, mit Licht in die Stube kommt; ſie erwacht ſogleich, und um ihre Nachtruhe iſt es geſchehen. Herr Wachtel weiß dies, und deshalb kleidet

er ſich in der Regel in dem kleinen Alkoven neben der Bierſtube aus, und oben im Schlafzimmer weiß er auch im Dunkeln ſo gut Beſcheid, daß es nur eines Griffs nach dem Nachttiſche bedarf, um Zipfelmütze und Nachtkamiſol herunter zu langen. Leiſe und vorſichtig, um die ſchlafende Gattin nicht zu ſtören, tritt er in's Zimmer, aus deſſen Hintergrunde ihm ein lautes Schnarchen entgegentönte. „*Karoline iſt* nicht wohl," murmelte er für ſich, „*ich merke es* ſtets an ihrem Schnarchen. Sie übernimmt ſich zu ſehr mit der Arbeit und dann trinkt ſie zu viel Kaffee, der aber macht unruhiges Blut — ſie muß mehr Bier trinken, das iſt geſund und giebt ruhigen Schlaf." Während dieſes leiſen Selbſtgeſprächs hat Wachtel das Nachtkamiſol angezogen und die Nachtmütze aufgeſetzt. Leiſe und auf den Fußſpitzen nähert er ſich dem Himmelbette, ſchlägt die Gardinen auseinander und legt ſich behutſam nieder. Ebenſo behutſam zieht er die Bettdecke über ſich und liegt nun mäuschenſtill da, indem er in Gedanken berechnet, wie lange die zwei Gebräude Bier, die er im Keller liegen hat, ausreichen werden. Dabei wird er endlich ſchläfrig und als er fühlt, daß es ihm die Augenlieder zuzieht, wendet

er ſich auf die rechte Seite, legt die Hand unterm Kopf und iſt eben im Begriff einzuſchlafen, als ihn ein derber Schlag in's Geſicht gerade auf die Naſe trifft.

„Karoline!“ fährt erſchrocken der ſchläfrige Gatte auf, und reibt ſich die Naſe, „was fehlt Dir? phantaſirſt Du? — Du haſt mir faſt das Naſenbein entzwei geſchlagen.. ſoll ich klingeln und zum Doktor ſchicken?“

Aber Karoline antwortet nicht. Nur ein dumpfes Stöhnen, das ſich aber bald wieder in ein regelmäßiges Schnarchen verwandelt, antwortet dem beſorgten Gatten. . . Der Wirth legt ſich nicht wieder zum Schlafen nieder. Seine Nachtruhe iſt vor der Hand dahin. Er bleibt aufrecht im Bette ſitzen. .

„Ich glaube, es iſt am Beſten,“ murmelt er für ſich, „wenn ich aufſtehe, Licht anzünde und den Johann nach dem Doktor ſchicke. Wenn Karoline nur nicht die Bräune oder die Lungenentzündung bekommt . . . So habe ich ſie noch nie ſchnarchen hören. .“ Und er neigt behutſam ſein Ohr nach der Richtung, von woher das Schnarchen ertönt.

Plötzlich beginnt er wie ein Jagdhund, der ein

Wild wittert, zu schnuppern. „Alle Wetter,“ murmelt er, „es riecht mir hier so stark nach Nordhäuser ... Karoline wird doch nicht etwa . .“ Er denkt den Gedanken nicht aus. „Was bist Du doch für ein schlechter Kerl, Leberecht,“ spricht er halblaut, „so Schlechtes von Deiner Frau zu denken. Karoline kann den Nordhäuser nicht riechen, vielweniger trinken, wenn sie ja 'mal nippt, ist es ein Tropfen Persiko — pfui! schäme Dich Leberecht.“ Aber so sehr sich auch Leberecht über den unwürdigen Verdacht, den er gehegt, schämt: der Branntweingeruch bleibt. Diese Thatsache stand fest. Leberecht hatte in dieser Beziehung eine zu geübte Nase, um sich zu täuschen. Vergeblich zerbrach er sich den Kopf über die Lösung dieses Räthsels.

„Hm!“ murmelt er mit einem neuen Anfluge von Verdacht und Zweifel, „die Frauen haben mitunter seltsame Gelüste, sollte Karoline vielleicht doch ausnahmsweise ein Schlückchen genommen haben — oder sollte sie bei dem Feuer-Rumor die Persico-Flasche mit dem Nordhäuser verwechselt haben?“

Herr Wachtel ist noch mit der Lösung dieser Streitfrage beschäftigt, als er einen zweiten heftigen

Schlag, diesmal gegen die Rippen empfängt. Nun aber ist ihm die Sache außer Spaß. Diese Gesticulationen können nur die Symptome eines ausbrechenden hitzigen Fiebers sein. . . Er streckt die Hand tastend nach dem Kopf seiner Gattin aus, und flüstert zwar leise doch eindringlich: „Karoline, bist Du krank?“ Die letzte Sylbe ist noch nicht über seine Lippen, als er die ausgestreckte Hand, wie von einem Schlangenbiß verwundet, rasch zurückzieht. „Gerechter Gott, was ist das?“ Statt der langen, weichen Haarzöpfe Karolinen's, hatte er die krause Wolle irgend eines unbekannten Geschöpfs, eines Thieres unter seinen Händen gefühlt. . . Leberecht Wachtel war nun zwar kein Ritter Bayard, doch ein Hasenherz könnte man ihn auch nicht nennen. Aber bei dieser seltsamen, unerwarteten Entdeckung sträuben sich ihm die Haare unter seiner Zipfelmütze, und ein Schauer nach dem anderen fliegt über seinen Körper. . . Was ist das? Was bedeutet das? Und wo ist der Kopf Karolinen's, deren Schnarchen ich doch höre? Das sind die Fragen, die der entsetzte Gatte sich selbst stellt. — Bei diesen Betrachtungen, die sich Wachtel alle gleichzeitig aufdrängen, schwindelt es ihm und er muß

ſich an ſeinen Ohrläppchen zupfen, um ſich zu überzeugen, daß er wache.

„Wo iſt Karolinens Kopf?“ flüſtert er dabei.

Herr Wachtel hätte ein Gebräude Lagerbier darum gegeben, wenn er über dieſen Punkt im Klaren geweſen wäre.

Plötzlich, wie er noch ſo in einer Art dumpfen Ergebung verſunken, auf dem äußerſten Bettrande ſitzend, vor ſich hinbrütet, fährt ein Gedanke durch ſein Hirn, der ihm ſeine ganze Geiſtesgegenwart wieder giebt. „Dummkopf, der ich bin“ — lächelt er, „daß ich nicht gleich daran dachte, hätte mir den Schrecken erſparen können. Mich vor dem Picas, meinem Affenpinſcher zu fürchten. Das Thier hat die Unart, ſich immer ins Bett, zu meiner Frau Haupt, zu legen, und Karoline, die den Hund und die Dienſtleute verhätſchelt, duldet es auch. Na, warte, verdammte Beſtie, ich will Dirs lehren, Du ſollſt mir nicht wieder Flöhe ins Bett tragen. An den Schrecken will ich mein Lebelang denken.“

Und er ſtreckt mit wilder Energie die Hand aus, um den Picas aus dem Bette zu werfen. Mit einem derben Griffe faßt er in das krauſe Haar —

„Wampou — Kua — Käi“ ruft es plötzlich, dicht

zur Seite des zum Tode erschrockenen Wachtel, und der Affenpinscher, den Lebrecht zu ergreifen glaubt, versetzt dem Unglücklichen einen neuen Puff in die Magengegend, daß ihm Hören und Sehen vergeht.

Eine halbe Minute ist seine Zunge wie gelähmt vor Schreck und Schmerz, und er vermag kein Wort über seine Lippen zu bringen. Endlich aber ruft er, mit einer verzweifelten Anstrengung seinen Schmerz und Schreck überwindend: „Um Gottes Willen Karoline, antworte, bist Du da, oder bist Du nicht da.“

„Wampoa — Kua — Käi,“ gurgelt es wieder, und zugleich trifft ein neuer und gewichtiger Faustschlag des unglücklichen Wachtel Gesicht. Das war zu viel! Jetzt mußte er Gewißheit haben, welches Ungeheuer mit ihm das Lager theilte. Das konnte unmöglich Karoline sein, solche Püffe — Wachtel hatte in seinem Leben keine ärgern bekommen. Mit einem Sprunge ist er aus dem Bette, und zum Nachttische stürzen, ein Streichhölzchen anzünden, ein Licht anbrennen und das verhängnißvolle Himmelbett mit seinem unheimlichen Insassen erhellen, ist das Werk eines Augenblickes. Aber er hat kaum einen Blick auf das Bett geworfen, als er mit den

Worten: „Hebe Dich weg, Satan — alle guten Geiſter loben Gott den Herrn!“ zurückprallt. Es war ein bejammernswerther Anblick! Die Zipfelmütze war dem unglücklichen Manne entfallen, und ſeine dünnen, ſandfarbigen Haare ſtanden kerzengerade, ſeine kleinen Augen mit den fetten Lidern waren weit aufgeriſſen und quollen entſetzt aus ihren Höhlen hervor, der Mund war halbgeöffnet, geronnenes Blut bedeckte ſein fettes Geſicht, ſein Kamiſol und ſein Nachthemd. In dem Himmelbette aber ſaß, auf den Ferſen hockend und zuſammengekauert, eine ſchwarze Geſtalt mit einem Kopfe voll wolliger, dichter Haare, zähnefletſchend und die Augen grauenhaft verdrehend. Um dieſe Geſtalt lagen zerſtreute und blutbefleckte Kiſſen des Wachtelſchen Ehebettes. Fünf Minuten ſtarrten ſich die Beiden regungslos und ſtumm an, nur die keuchenden Athemzüge Wachtels unterbrachen die verhängnißvolle Stille. Plötzlich wich die Erſtarrung, die den unglücklichen Wirth bisher gefeſſelt, das Bewußtſein und die Erinnerung kamen ihm wieder, er ließ den Leuchter auf den Tiſch niederfallen, raffte den Stiefelknecht auf, ſtürzte auf die ſchwarze Geſtalt im Bette los und ſchrie: „Mörder — Schandaffe — ſchwarze Canaille, wo iſt meine

Karoline!“ Denn daß hier ein Mord begangen worden, ein Mord an ſeiner treuen Karoline — das war die entſetzliche Gewißheit, die Wachtel durchzuckte, als er das zerwühlte Bett mit den blutbefleckten Kiſſen erblickte.

Das ſchwarze Ungeheuer hielt es indeß nicht für rathſam, des wüthenden Ehegatten Angriff mit dem Stiefelknechte abzuwarten, und ehe Wachtel das Bett erreichte, hatte ſich Jener mit affenartiger Behendigkeit hinauf auf das Dach des Himmelbetts geflüchtet, von wo aus er von Neuem den entſetzten Wachtel, der nun laut Zeter und Mordio! ſchrie, die Zähne entgegen fletſchte. In beſtürzter Haſt ſtürzten auf des Herrn Geſchrei Mägde, Kellner, Hausknecht und Laufburſche in das Schlafzimmer, wo Wachtel, blutbedeckt und im flatternden Nachthemde, racheſchäumend dem erſtarrten Dienſtperſonale die Kunde des grauſen Verbrechens mittheilte, und es aufforderte, an dem ſchwarzen Mörder die geliebte Herrin zu rächen.

In dieſem kritiſchen Momente war es, wo Hagen mit den Freunden ins Zimmer trat. Nachdem er die furchtbare Anſchuldigung, die man gegen ſeinen Diener erhoben, von den wehklagenden Mägden,

dem rachedürstenden Wirthe, Kellner, Hausknecht und Laufburschen erfahren, ging er, nicht ohne einige Bestürzung beim Anblicke des blutbefleckten Bettes, auf den Neger zu, der, als er seinen Herrn erblickte, unzweideutige Zeichen hoher Freude verrieth. Hagen rief ihm einige Worte zu. Sophokles gerieth darauf in die heftigste Erregung. Er streckte betheuernd seine Häude gen Himmel, legte sie auf die Brust und kauderwälschte dabei ein Gemisch von englisch-deutsch-afrikanisch, mit so drastischer Mimik, daß die Freunde sofort jeden Gedanken an ein von ihm verübtes Verbrechen aufgaben. Desto argwöhnischer und lauernder folgte der Wirth, nebst seinen noch immer angriffsbereiten Sturmkolonnen, den Verhandlungen zwischen Hagen und dem Neger und als der Doctor, sich zu Herrn Wachtel wendend, sprach: „Mein Neger ist völlig unschuldig an dem Verbrechen, das Sie ihm zur Last legen; er hat sich heute Abend, wie er mir reuig versichert, ein Räuschchen angetrunken, hat das ihm angewiesene Schlafkabinet verfehlt, und angetrunken, wie er war, sich in das erste, beste Bett gelegt. Er ist dann eingeschlafen und später durch ein heftiges Haarzausen aus dem Schlafe geweckt worden. Er hat

ſchlaftrunken um ſich geſchlagen, worauf Sie aus dem Bette geſtürzt, Licht gemacht — und das Uebrige wiſſen Sie ja," ſchrie Wachtel: „Sie wollen den Mörder meiner Karoline noch vertheidigen — den Mordaffen; wo iſt Karoline, wo hat das Unthier ihren Leichnam verborgen? Gefreſſen hat er ſie, der Kannibale!"

„Aber mein Gott, Herr Wachtel, wenn ich Ihnen ſage. . ."

„Wo iſt Karoline, meine Karoline, das hingemordete Weib — meine brave Karoline —!

„Aber mein Gott, Leberecht, was ſchreiſt Du denn ſo entſetzlich, haſt Du etwas im Kopfe?" klang plötzlich der ermordeten Karoline Stimme. „Was iſt denn hier los — was wollen die Leute alle hier in unſerer Schlafſtube?" Und friſch, roſig, das weiße Häubchen etwas ſchief auf den Locken, trat die ermordete, von dem Neger verſchlungene Karoline, mit erſtaunten Blicken um ſich ſehend, in die Mitte des Zimmers. Wachtels Erſtaunen, ſeine aufjubelnde Freude, ſein Ungeſtüm, mit der er die verwunderte und ſich den Auftritt nicht erklären könnende Karoline an ſein Herz drückte, die endliche Auflöſung des Räthſels, wie Karoline, nachdem der

Feuerlärm vorüber, ſich in den Lehnſtuhl hinter dem Kochheerde geſetzt, um ein wenig auszuruhen, wie ſie eingenickt und ſo feſt geſchlafen, daß ſie erſt jetzt durch das Geſchrei munter geworden, endlich die Scene der Verſöhnung zwiſchen Sophokles und Wachtel, der, da er Karoline wieder hatte, gern die blutige Naſe verzieh: Alles das vermag ſich die Einbildungskraft des Leſers beſſer vorzuſtellen, als es unſere Feder zu ſchildern vermöchte. Lachend trennte man ſich, froh, die Tragödie in eine Comödie verwandelt zu ſehen.

Neuntes Kapitel.

Der Tag nach einem gefahrvollen Nachtbrande, iſt in einer Mittelſtadt für die Bewohner immer ein intereſſanter Tag.

In dem behaglichen Gefühle der glücklich überſtandenen Gefahr fangen die Leute an, die einzelnen Vorfälle und Ereigniſſe der Nacht, die perſönlichen Abentheuer, ſich zu erzählen; man beſchaut die Brand-

ſtelle, ſtellt Betrachtungen an, wie gefährlich das Feuer unter dieſen oder jenen Umſtänden hätte werden können und iſt froh, einen etwas ungewöhnlicheren Unterhaltungsſtoff zu haben, als gutes Wetter, theures Fleiſch, Heirathen und Todesfälle.

Trotz des regneriſchen und nebligen Herbſtwetters, war die Brandſtelle des Schlöppel'ſchen Hauſes ſchon am Morgen von neugierigen Zuſchauern umringt, die Alle das verkohlte, hie und da noch glimmende Gebälke und den rauchenden Schutt betrachteten. Soldaten bewachten die, noch nicht unter Dach und Fach geräumten Mobilien; Arbeitsleute ſtanden an den zwei Schlauchſpritzen, Tagelöhner fingen ſchon an, den noch heißen Schutt wegzuräumen und durch dieſe Gruppen drängten ſich, ihre Notizbücher in der Hand, die Cigarre im Munde, die Agenten der Verſicherungs-Geſellſchaften, mit ängſtlicher Genauigkeit jedes Stück ſtehen gebliebenes Mauerwerk, oder nicht bis zur Kohle verbranntes Gebälke notirend.

Allmählig, als es heftiger zu regnen anfing, verliefen ſich die Zuſchauer, deſto mehr füllten ſich die Gaſthöfe, Reſtaurationen und bürgerlichen Bier-

häuſer, in denen allen mit gleicher Lebhaftigkeit über den geſtrigen Brand discutirt wurde. In der Bierſtube zu den drei Zeiſigen, ging es beſonders laut zu. Hier ſaßen an einem großen runden Tiſche mehrere Bürger, von denen einige Zeugen der Verwirrung geweſen waren, welche anfänglich in der Leitung der Löſchanſtalten geherrſcht hatte. Auch Schwarz, der Zeugſchmied, ſaß an dem Tiſche.

„Es iſt zwar nicht meine Gewohnheit," meinte er beim Eintritt zu Wachtel, dem eine dicke Naſe als einzige Reliquie von der denkwürdigen Nachtbegebenheit geblieben, „ſchon des Morgens Bier zu trinken, aber der Tag nach einem Brande iſt ohnehin ein verlorener Tag. Wenn man des Nachts nicht ſeine gehörige Ruhe gehabt, iſt man am andern Morgen nur ein halber Mann." „Und ich ſage es noch einmal," ſprach eben, als Schwarz ſich einen Stuhl heranrückte, einer der Bürger, „wenn der Stadtrath das Herz auf dem rechten Flecke hat, ſo darf er es nicht dulden, daß ſich der Kreisrath, die Polizeidirektion und obendrein noch die Offiziere in die Leitung der Löſchanſtalten mengen, und dabei kommandiren wollen. Wozu ſteht in unſerer Gemeinde-Ordnung, daß die Ausübung und Hand-

habung der Polizei, innerhalb der Stadt, allein dem Stadtrathe zukommt? Und ganz groß gedruckt ſteht noch dabei, daß bei Feuersgefahr in der Stadt, der Bürgermeiſter allein zu disponiren hat.“

„Der Bürgermeiſter,“ unterbrach ein Anderer den Sprecher, „da liegt ja der Hund begraben. Haben Sie ihn geſtern Abend geſehen? Und ſo ſoll er die Löſchanſtalten leiten? Darf man ſich da noch wundern, wenn Alles bunt durcheinandergeht und Jeder kommandiren zu dürfen glaubt?“

„Und trotz alledem darf es nicht ſein. Deßwegen ſind ja die Stadträthe da. Iſt der Bürgermeiſter behindert, treten ſie an ſeine Stelle, ſo ſteht es im Geſetze.“

„Geſetz hin — Geſetz her,“ entgegnete der Vorige, „ich habe keinen von den Stadträthen geſehen.“

„Mit Verlaub, Nachbar Zuckſchwerdt,“ ſprach der Zeugſchmied, „der Stadtrath Werner war auf dem Platze und iſt geblieben, bis das Feuer gelöſcht war, trotz des blutig geſchlagenen Kopfes, den er bei dem Fall von der Spritze davontrug.“

„Er iſt von der Spritze gefallen?“ frugen Einige.

„Wie? Sie wiſſen von dem Auftritt nichts,“

ſprach Möhring, indem er bedächtig den Deckel ſeines Bierglaſes zuklappte, „haben ſie die Affaire geſtern Abend nicht bemerkt.“

Da außer dem Zeugſchmiede von den Anweſenden keiner Zeuge der Scene geweſen, erzählte ihnen Möhring den Vorfall mit den Worten ſchließend:

„Aber es iſt nicht bloß der Kreisrath, der ſich dieſe eigenmächtigen Anordnungen erlaubt, ſondern auch andern Perſonen, wie der Hauptmann von Klettenberg. Derartige Uebergriffe darf aber die Gemeinde nimmermehr dulden. Uebermorgen iſt Gemeinderathsſitzung und da werde ich einen Antrag an den Stadtrath ſtellen, bei dem Staatsminiſterium wegen ſolcher Uebergriffe Beſchwerde zu führen. Es iſt die höchſte Zeit, daß wir uns regen. Die Gemeinde-Ordnung iſt ein noch zu Recht beſtehendes Geſetz, und wir wollen uns auch nicht das Pünktchen über dem i herausklauben laſſen. Laſſen wir erſt ein Theilchen fahren, ſo dauert es nicht lange, ſo wird ein Theil genommen und ſchließlich das Ganze. Andere mögen der Sache nicht ſo viel Wichtigkeit beilegen und denken, wenn das Feuer nur gelöſcht wird, von wem, iſt gleichgültig. Ich denke nicht ſo.“ Während Möhring die letzten

Worte ſprach, hatte er wohl bemerkt, daß ſein Nachbar zur Linken ihm zu verſchiedenen Malen freundſchaftlich den Ellenbogen in die Seite geſtoßen und auf den Fuß getreten, allein obwohl er die Urſache der nachbarlichen Winke, die von dem Poſamentir Löffler, einem ſehr harmloſen und ſehr ängſtlichen kleinen Männchen mit Wangen, roth wie Weihnachtsäpfel ausgingen, kannte, ſo ließ er ſich doch nicht beirren. Dann aber flüſterte er dem unruhigen, ängſtlichen Männchen zu: „Ich danke Ihnen für Ihre wohlgemeinten Rippenſtöße und Fußtritte, Herr Löffler, aber ſie brauchen ſich über meine Reden und Aeußerungen durchaus nicht zu beunruhigen. Erſtens, mein lieber Nachbar, weiß ich ſehr genau, was ich ſpreche und dann habe ich auch den Patron dort," und er warf einen Blick nach dem gegenüberbefindlichen Wandtiſche, an welchem ein Mann ſaß, der eine Zeitung las, „wohl bemerkt. Auch weiß ich ſehr gut, daß ſeine Ohren in dem Augenblicke vielmehr in Thätigkeit ſind, als ſeine Augen, trotz dem, daß er im eifrigen Zeitungsleſen verſunken zu ſein ſcheint: Ich kenne des Patron's Pfiffe und Kniffe. Was ich geſagt, kann er in Gottes Namen hören und weitertragen. . . —"

„Aber mein lieber, beſter Herr Möhring,“ wisperte, unruhig auf dem Stuhle hin und her rutſchend, der kleine, runde, rothbäckige Poſamentir, „unter den jetzigen Umſtänden und Verhältniſſen... man hat Beiſpiele, daß ein einziges unſchuldiges Wort... ich bitte Sie, mäßigen Sie ſich in Ihren Ausdrücken... Sie wiſſen es, ich bin ganz Ihrer Meinung, ich theile ſie, aber ich ſpreche ſie nicht aus... Denken Sie, wie Sie wollen, aber ſagen Sie es nur nicht; ich bitte Sie um Gottes Willen.“ Dem armen, kleinen Manne ſtand bei dieſen Worten der Angſtſchweiß auf der Stirn, und er richtete ſeine runden, hervorſtehenden Augen mit einem ſo flehenden Ausdrucke auf Möhring, daß dieſer Mühe hatte, ein Lächeln zu unterdrücken. „Recht ſo, Herr Löffler,“ ſprach er, den kleinen Poſamentir auf die Schulter klopfend, „das ſind doch wenigſtens noch Grundſätze... Sie denken das Ihrige, ſprechen es aber nicht aus. Ich denke das meinige und ſpreche es aus. Was wollen Sie, es muß auch ſolche Käuze geben, habe ich einmal irgendwo geleſen. Indeſſen ſein Sie ruhig,“ ſchloß er, der Patron dort ſtrengt ſeine Ohren vergebens an.“

Der Mann, welcher zu dieſen Bemerkungen den

Anlaß gegeben, war jener an einem Seitentiſche alleinſitzende Zeitungsleſer. Seine Perſönlichkeit hatte nichts Anſprechendes.. Er war mittlerer Größe und wohlbeleibt. Sein rothes, aufgedunſenes Geſicht war von Blatternarben zerriſſen, die grauen Augen hatten etwas Unſtätes, Lauerndes, und der Mund hatte einen gemeinen ſinnlichen Ausdruck. Eine röthlichbraune, falſche Haartour, die am Hinterkopfe ziemlich fuchſig ausſah, ließ hie und da einige graue Härchen hervorblicken und vermehrten, an das Alter des Menſchen erinnernd, den unangenehmen Eindruck, den gemeine Sinnlichkeit, niedrige Verſchlagenheit und niedrige Denkungsart ſtets erzeugen, beſonders aber, wenn man ſie bei einem Manne wahrnimmt, der ſich dem Greiſenalter zu nähern beginnt. Wenn das Laſter den Menſchen entſtellt, und verzerrt, wenn noch die Jugend ihren Glanz und ihren Schimmer über ihn ausgießt, ſo ſtempelt es ihn im Alter zu einem Gegenſtand des Abſcheu's und des Eckels.

Es giebt keinen empörenderen Anblick, als die Sünde, um deren freche, runzelbedeckte Stirn das weiße, ſilberfarbige Haar des Greiſenalters fällt. Der Mann zwar, der da an dem Tiſche ſaß und

dem der Kellner eben ein frisches Seidel Bier und eine Wurst mit Meerettig brachte, verbarg sein graues Haar, allein die einzelnen spärlichen Spitzen, die sich hie und da hervordrängten, steigerten nur noch den abstoßenden Eindruck. Auch das übrige Aeußere des Mannes, seine unsaubere Kleidung, trug zur Verstärkung dieses widerwärtigen Gefühls bei. Die Männer, die an dem runden Tische saßen, und ihr Bier trinkend, sich unterhielten, waren eben auch nicht elegant oder auch nur besonders sauber gekleidet. Auf des Zeugschmieds wollener Unterjacke lag der Staub und die Asche des Schmiede-Heerdes, und seine Hände, sowie sein knochiges Gesicht waren geschwärzt von Ruß, des Tischlermeisters Schröder blaue Tuchweste trug viele verhärtete Leimtropfen, und in seinem Haare hingen kleine Hobelspäne, Möhrings Brauhaus-Gewand, ein weißer Leinwand-Rock mit weißer Schürze, hatte Bierhefenflecke, des Gerbers Günther braune Schürze konnte die Spuren, welche die Lohe hinterlassen, nicht verbergen und wenn sie es gethan, so hätten doch immer die braungefärbten Nägel seiner rauhen Hände Zeugniß von seinem Gewerbe gegeben, ja selbst des kleinen, rothbäckigen, ängstlichen Posa-

mentirs Kaſinnet-Röckchen hatte auf dem Kragen und den Schößen eine Menge kleine, bunte, wollene Fädchen. . . Allein die Unſauberkeit an den Kleidern dieſer Männer war der Schmutz der Arbeit, der Schweiß ihres Berufs, der ſeine Spuren auf ihrem Gewande und ihrem Geſichte, hinterlaſſen.

Solche Spuren trug die Kleidung und das Geſicht jenes Mannes nicht. Die Unſauberkeit, die an ihm haftete, war der Schmutz des Müßiggangs, des Kneipenlebens. Jener Spiegelglanz ſeiner Rockärmel kam von vergoſſenem Biere, die fadenſcheinigen Stellen an den Ellenbogen von dem Aufliegen auf den Wirthstafeln, und an den unreinlichen Händen ſchien noch der Schmutz alter Spielkarten, mit denen er die Nacht hingebracht, zu kleben.

Denn Auguſt Schippmann brauchte viel Geld und wenn ihn ſeine Gönner nicht hinreichend verſorgten, ſo ſuchte er dieſen Ausfall durch Spiel-Gewinn zu decken. Das Spiel brachte ihm ein Drittheil ſeines Einkommens, denn er war ein Meiſter der Karten, und kannte alle Fineſſen . . Während Möhring ſeinem ängſtlichen Nachbar jene beruhigenden Worte zuflüſterte, war ein kleiner Zeitungträger mit einem Packet Extrablätter der Stadt-

und Land-Trompete in die Bierſtube getreten. Der Inhalt dieſes Extrablattes beſtand in einem Berichte über die nächtliche Feuersbrunſt.

Schröder, der Tiſchlermeiſter, las das Blatt laut vor. Geſpannt hörten die Gäſte ihm zu, denn nichts intereſſirt die Menſchen mehr, als die Schilderung von Ereigniſſen, bei denen ſie ſelbſt eine Rolle geſpielt oder irgend wie betheiligt geweſen ſind. Als aber der Vorleſer ziemlich am Schluße des Berichts an die Stelle kam: „Unter denjenigen, die bei dem geſtrigen Brande eine rühmenswerthe Thätigkeit entfalteten, wird uns von mehreren Seiten auch der, ſeit einigen Tagen in die Vaterſtadt zurückgekehrte Reiſende Dr. Heinrich Hagen, Sohn unſeres verſtorbenen Mitbürgers, des Apothekers Hagen, genannt," brach der Fleiſchermeiſter Kühlewein in die Worte aus: „Donnerwetter: das iſt mein Mann! So hatte ich alſo doch Recht, als ich behauptete, er müſſe der Sohn vom alten Hagen ſein .... Ja der verdient das Lob! Hat er nicht unten am Baſſin die Leute bei der Ambition gefaßt, daß es eine Luſt war. Ich war ſelbſt dabei und habe bis zum Morgen Waſſer-Eimer hinaufgelangt ... Gevatter Wachtel, noch ein Seidel, dem Hagen zu Ehren!

So einen Mann ſollte die Bürgerſchaft oben auf dem Rathhauſe haben — Sapperlot, da kriegte das Meſſer auf einmal eine Schneide.“ Und er klappte kräftig mit dem Deckel ſeines Bierglaſes. .

„Meiſter Kühlwein,“ ſprach der Zeugſchmied, indem er dem Fleiſcher die Hand über den Tiſch reichte, „Ihr ſeid ein Münchhauſen und Lügenkaiſer, wie irgend Einer, na, ſeid nur ruhig, das gehört bei Euch Metzgern mit zur Profeſſion, beſonders beim Viehhandel, aber, wenn Ihr in Eurem Leben noch kein wahres Wort geſprochen, diesmal habt Ihr es. Ich und der Möhring wir wiſſen auch von dem Doktor zu erzählen. Das iſt ein Mann, der Kopf und Herz auf dem rechten Flecke hat.

„Gewiß, gewiß,“ ſagte Möhring beiſtimmend und indem er dabei ernſt und nachdenklich die Hand an die Stirn legte, „und wer weiß — was geſchieht. Meiſter Kühlwein, Ihr habt da ein Wort geſagt, das etwas werth iſt. Kommt, laßt uns mit einander trinken.“

„Ach Papperlapap,“ ſagte der Fleiſcher mit Möhring anſtoßend, „macht nicht ſo viel Aufhebens davon, es kam mir eben ſo in den Sinn.“

„Nein, nein, Meiſter, der Gedanke iſt gut. Wenn ich wüßte, daß ich Euch nicht beleidigte, Ihr ſolltet einen Eimer Doppelbier haben.“

„Nachbar Möhring — damit bleibt mir vom Halſe,“ ſagte der Fleiſcher, „ich mag nichts geſchenkt haben; aber wenn wir über die beiden Schweine, die Ihr jetzt im Stalle habt, handelseinig werden könnten, ich bot Euch neulich fünf und zwanzig Thaler für's Stück. Ich weiß zwar, der Braun, der Hofſchlächter, hat Euch ſechzig Thaler für die beiden geboten, aber —.“

„Abgemacht,“ unterbrach ihn Möhring und reichte dem Fleiſcher die Hand zum Einſchlagen, „die Schweine ſind Euer. Ihr ſollt ſie beide für funfzig Thaler haben.“ Die beiden Männer ſchlugen ein.

„Das iſt wahr,“ lachte der Gerber, „es verſteht kein Menſch ſeinen Vortheil ſo, wie ein Fleiſcher, hat er nicht in dem Augenblicke einen Handel gemacht, bei dem er wenigſtens eine Mandel Thaler profitirt, die Schweine ſind einige ſechzig Thaler unter Brüdern werth — ich habe ſie neulich in Ihrem Hofe geſehen, Möhring.“

„Es mag ſein,“ ſagte der Brauer, „aber ein Mann, ein Wort! Der Handel gilt. Kühlwein's

Einfall von wegen des Doctor's iſt mir mehr werth, als eine Mandel Thaler."

„Und da wir bei dem Handel kein Strickgeld ausgemacht, ſo will ich," ſagte Kühlwein, der ſich nun auch generös zeigen wollte, „einen Thaler der Armenkaſſe ſchenken und außerdem noch ein Dutzend Seidel Euch zum Beſten geben, he! Gevatter Wachtel, ein Dutzend."

Scheinbar ausſchließlich in den Genuß ſeiner frankfurter Wurſt vertieft, hatte Schippmann dem Geſpräche der Bürger mit der geſpannteſten Aufmerkſamkeit zugehört. Dieſe Mittheilung, an den rechten Mann gebracht, war ihre drei Thaler werth!

Schippmann wiſchte ſich mit dem Rücken ſeiner breiten Hand die fetten Lippen ab, ſtürzte noch raſch ein Gläschen Rum hinunter und verließ dann, ſeinen abgegriffenen, fett-glänzenden Filzhut tief in die Stirne gedrückt, die Bierſtube zu den „drei Zeiſigen."

Auf dem Hauptmarkte hielt er plötzlich inne. Er ſchwankte, welchem ſeiner Gönner er zuerſt die Mittheilung machen ſollte. Ob dem Schulrathe Mantius, oder dem Kreisrathe von Spitzkopf, oder — dem Bürgermeiſter Rothe. Schippmann erwog. Der Schulrath zahlte gut, wenn er gerade bei Kaſſe

war, denn trotz der reichen Besoldung, die Mantius bezog, war jene finanzielle Unregelmäßigkeit, die ihn schon in Berlin geplagt, ihm auch jetzt noch geblieben. Ein Uebelstand, wovon weniger er, als seine verschwenderische Frau die Ursache war. Der Kreisrath von Spitzkopf hatte seinen bestimmten Preiscourant, von dem er nicht abwich. Der niedrigste Satz war acht gute Groschen, der höchste zwei Thaler zwanzig Groschen. Der Bürgermeister endlich, mit dessen Finanzen es im Grunde am übelsten stand, zahlte je nach der augenblicklichen Laune, in der er war. War er etwas „angeregt," so war er sehr splendid; befand er sich aber in dem Zustande der Erschlaffung und Abspannung, was gewöhnlich des Morgens, bevor er getrunken, der Fall war, so war er zähe, ja filzig.

Es war jetzt 10 Uhr Vormittags — zum Bürgermeister ging er also nicht. Nun blieb noch der Kreisrath und der Schulrath. Schippmann beschloß, die Entscheidung dem Zufalle zu überlassen. „Ist die erste Person," sprach er bei sich, in einen engen dunklen Hofdurchgang einbiegend, „die mir begegnet, eine Frau, so gehe ich zum Kreisrathe, ist sie ein Mann, zum Schulrathe, und ist sie," fügte er mit

cynischem Lächeln hinzu, „ein Thier — vielleicht ein Hund oder eine Katze — so gehe ich trotz der Morgenstunde doch zu meinem Bürgermeister. Es ist dann Schicksalsstimme.“ Es war ein Mann, der ihm begegnete, und zwar ein Mann, bei dessen Anblicke ein Lächeln die Züge Schippmanns überflog; ähnlich wie bei einem Spitzbuben, wenn er einen seiner Bekannten aus dem Zuchthause wieder trifft.

Der Andere freilich schien über dieses Zusammentreffen nicht sonderlich erfreut. Wenigstens warf er, bevor er mit Schippmann hinter einen Mauervorsprung trat, einen scheuen Blick um sich, und erst als er sich vergewissert, daß er in dem engen, dunklen Durchgange unbeobachtet sei, sprach er hastig: „Was giebt's, Schippmann?“

Schippmann kniff mit einem pfiffigen Lächeln die Augen zu und antwortete in der ihm eignen, zerrissenen und zerhackten Redeweise: „Kapitalfang heute Morgen gemacht. Neuen Bürgermeister entdeckt. Der Alte wird die Augen aufreißen, wenn er es erfährt. Morgen, Karpfenschmaus im schwarzen Bocke . . . die Zeche heute Morgen verdient.“

„Kommen Sie zur Sache, Schippmann,“ sprach der Andere, seine dunklen Augen wieder scheu in

allen Winkeln herumſchweifen laſſend, „man könnte uns hier ſehen und Sie wiſſen — es liegt in unſerem beiderſeitigen Intereſſe —“

„Verſtehe, verſtehe, Catechetchen,“ ſagte der Andere vertraulich, „Einer, der mit allen Hunden gehetzt, kennt Alles. Kurz und gut: ein neuer Bürgermeiſter da — funkelnagelneu.“ Und er theilte dem Andern den Inhalt des Geſprächs in der Bierſtube zu den drei Zeiſigen mit.

„Aber wenn die Sache ſo öffentlich beſprochen wurde, dann iſt ſie ja kein Geheimniß mehr — und dann finde ich auch Ihre Erwartung etwas zu ſanguiniſch,“ ſprach der Andere.

„Still, ſtill,“ wisperte Schippmann, mit den Fingern ſchnippend, „das kenne ich beſſer, Eduard.“ Will's ſchon ſo einfädeln, daß es ein Anſehen hat. Guten Morgen.“ Im Begriffe, zu gehen, hielt er den Catechet beim Arme zurück, und indem jenes cyniſch-fauniſche Lächeln ſeinen Mund wieder verzerrte, wisperte er ihm ins Ohr:

„Apropos, hätte bald etwas vergeſſen. Die Babette iſt wieder in der Tanne in Grünthal. War geſtern draußen. Der Tannenwirth hielt Vor-Kirmes. Gab delikaten Braunkohl mit Gänſebraten

und Schinken. Na! und die Babette, Eduardchen! Eduardchen! Iſt jetzt wieder ſo ſchlank und glatt wie ein Aal, frug nach ihrem Katechetchen.“

„Um Gottes Willen, Schippmann,“ flüſterte erſchrocken und erbleichend der Andere, „nicht ſo laut. Sie frug nach mir? Kommen Sie heute Abend zu mir, ich habe mit Ihnen darüber zu ſprechen. Aber vorſichtig — Adieu.“ Er ging; Schippmann aber murmelte, ihm nachſehend:

„Ja, ja, ſo iſt die Art. Naſchen für's Leben gern, aber wiſſen ſoll es Niemand, hä, hä, aber unſer Einer, der mit allen Hunden gehetzt, weiß Alles.“ Und er ſetzte ſeinen Weg fort. Der ehemalige Sportelſchreiber traf den Schulrath in einer unangenehmen Stimmung. Mantius hatte eben vom Bürgermeiſter ein Billet empfangen, worin ihm dieſer mittheilte, daß es ihm unmöglich ſei, heute der geſtern Abend verabredeten Freiſchulen-Inſpection beizuwohnen. Erſtens ſei er in Folge einer Erkältung beim geſtrigen Brandunglücke unwohl, liege im Bette und trinke Fliederthee, ſodann ſei aber auch der Stadtrath Werner, in Folge eines ihm gleichfalls beim geſtrigen Brande wiederfahrenen Unfalls, nicht im Stande auszugehen. Der

Stadtrath Birnbaum ſei auch leidend, und der erſte Stadtrath, der Kaufmann Marburg in Leipzig zur Meſſe. „Es wäre am Beſten," murmelte der Schulrath, nachdem er das Billet geleſen, „ſie richteten das grüne Seſſionszimmer im Rathhauſe zu einem Spital ein, wo dieſer geſammte invalide Stadtrath ſich einquartiren könnte. Voran der würdige Bürgermeiſter, der ſich trunken vor den Augen des Publikums in der Goſſe gewälzt. O pfui! über dieſe Schlemmerei und Völlerei, die den Menſchen unter das Thier ſinken läßt. Und dieſer Menſch hat Fähigkeiten, er iſt nicht ohne Kenntniſſe und Talente. Statt ſie aber dem ſtrengen Dienſte der guten Sache zu widmen, vergeudete er ſie in dem Intereſſe jenes gehaltloſen, phraſenreichen, ſchnöden Liberalismus.. Bei Zweck- und Feſteſſen, das ſchäumende Champagnerglas in der Hand, einer Tafelrunde jener halbgebildeten Menſchen, die Worte: Freiheit, Volkswohl, Aufklärung, Conſtitution hinwerfen, den Gaumen fröhnen, und den Weihrauch, den man ihm ſtreute wohlgefällig einathmen! das war des Menſchen Handwerk ....." Er ſchwieg einen Augenblick und fuhr dann fort: „Bei dieſen Feſteſſen zog er den Keim zur Völlerei, der in ihm

lag, groß, hierdurch wurde er das, was er jetzt ist: ein Schlemmer und Völler.

Und mit diesem Menschen, den ich verachte wie die Sünde, muß ich verkehren. Verkehren im Interesse der guten Sache. Ich habe mir Alles wohl überlegt, ehe ich mich in den Handel mit ihm einließ, er ist das geeignetste Werkzeug, das ich auftreiben kann. Freilich, freilich, Mühe wird es kosten, ihn bei der Wahl durchzubringen, besonders nach dem gestrigem Auftritte."

Der Schulrath Mantius war unstreitig ein aufrichtiger nnd ergebener Anhänger jenes politischen Systems, welches in den Spalten einer bekannten Berliner Zeitung mit so großer Dialektik dargestellt ist, er war zugleich ein ehrlicher, offener Bekenner jenes vielberufenem Wortes von der Umkehr der Wissenschaft, und seine religiösen Ueberzeugungen entsprachen genau den Satzungen der streng-kirchlichen Richtung, allein trotzalledem war er doch bei diesem Selbstgespräche nicht ganz aufrichtig, als er sagte: es wäre lediglich das Interesse der „guten Sache," welches ihn veranlaße, dem Bürgermeister Rothe den gestrigen Besuch abzustatten.

Ergänzen wir deßhalb die Aufrichtigkeit des Herrn

Schulrathes und fügen wir noch hinzu, daß ihn noch ein anderes Motiv zu dieſem Schritte veranlaßte. Dieſes Motiv war die Rivalität, welche zwiſchen dem Schulrathe und ſeinem Schwager, dem Kreisrathe von Spitzkopf, ſtattfand. Man wird ſich erinnern, daß des Schulraths Frau zwei jüngere Schweſtern von Berlin mit in die Hauptſtadt des Landes gebracht. Die eine dieſer Damen war die Gemahlin des Regierungs- und jetzigen Kreisrathes von Spitzkopf, eines Mannes, der allerdings auch ein erbitterter Gegner der neuen Gemeinde-Ordnung war, wenn auch aus andern Urſachen, als der Schulrath.

Bei dem Schulrathe war es die innere Ueberzeugung von dem verderblichen Einfluſſe, den die neue Ordnung auf Stadt und Land ausübte, war es das verletzte Gefühl ſeiner politiſchen und religiöſen Anſchauung, verbunden mit einer Neigung zur Herrſchſucht, welche ihm die Gemeinde-Ordnung, in welcher er eine bedenkliche Verwirklichung des verhaßten Princips der Selbſtregierung ſah, bekämpfen ließ. Dieſe Neigung zur Herrſchſucht war das unreine Element, welches ſich der ſonſt prinzipiellen Abneigung des Schulraths, die als individuelle,

wirkliche Ueberzeugung ihre Berechtigung hatte, beigemiſcht. Seine Verbindung mit dem Hofe, die Protection, die ihm von der Regentin-Mutter zu Theil wurde, erſchienen ihm die geeignetſten Mittel zur Befriedigung ſeiner Herrſchſucht. Um aber ein Anſehen in dieſen höchſten Kreiſen zu erhalten, um dieſer Protection würdig zu ſein, war eine verdienſtvolle That nöthig. Die Beſeitigung der Gemeinde-Ordnung, dieſes, höchſten Ortes ſo verhaßten, Geſetzes, war dieſe verdienſtvolle That. Ihre Ausführung aber war nur auf indirectem Wege möglich, auf jener, in der Unterredung mit dem Bürgermeiſter vor dem Schulrath näher auseinandergeſetzten Art und Weiſe. Denn bei allem Widerwillen gegen die Gemeinde-Ordnung, in den maßgebenden Kreiſen, hatte dieſe in einem, erſt in der jüngſten Zeit aufgetauchten Project des Finanzminiſters, einen ſtarken Rückhalt, ſo daß eine Abſchaffung per mandatum principis durchaus nicht möglich war. Jenes Project aber beſtand in Folgendem: Die Ereigniſſe der vorhergehenden, bewegten Zeit hatten dem kleinen Staate eine bedeutende Schuldenlaſt aufgebürdet. Dazu waren eine Menge, in frühern Jahren gemachter Anleihen zum Vorſcheine gekommen. Dieſe Anleihen

hatten ſich bis jetzt dadurch der allgemeinen Beachtung entzogen, daß nicht der Staat als ſolcher, ſondern einzelne Staatskaſſen und Aemter ſie aufgenommen hatten.

Da hatte das Oberſtraßen-Bauamt funfzig tauſend Thaler geborgt, die Grundſteuerkaſſe ſechzig tauſend Thaler aufgenommen, und auf dieſe Weiſe hatte der Staat eine Menge Schulden, die alle zu einem ziemlich hohen Zinsfuße verzinſt werden mußten. Trotzdem wurde, bis Herr von Lüdden der Sache auf den Grund ging, von einer Menge optimiſtiſch geſinnter Staatsangehörigen behauptet: „Wir haben keine Staatsſchulden,“ und ein ſtolzes Lächeln flog dabei über ihre Züge; Herr von Lüdden zerſtörte dieſe Täuſchung! Um nun die zerrütteten Finanzzuſtände des Landes zu heben, beſchloß er, alle dieſe kleinen, zu einem hohen Zinsfuße aufgenommenen Anleihen abzutragen, und eine einzige, große Staatsſchuld zu conſolidiren. Leider waren nun die damaligen öffentlichen Verhältniſſe in Deutſchland, wie in ganz Europa der Art, daß es einem ſo kleinen Staate ſehr ſchwer wurde, eine Anleihe von einer halben Million Thaler zu erhalten. Ein unheimliches, unbehagliches Gefühl, welches ſich der Geldleute be-

mächtigt, hielt die Thaler in den Geldſchränken der Banquiers zurück. Herr von Lüdden war in arger Verlegenheit. Man rieth ihm dazu, Papiergeld zu emaniren, allein dem widerſetzten ſich hartnäckig die Stände, außerdem hatte gerade zu jener Zeit das Papiergeld der kleinen Staaten einen ſehr niedrigen Cours, und dazu ſchlich durch die Preſſe das Gerücht von einem Zahlungs- und Annahmeverbot des Papiergeldes der Kleinſtaaten, durch die Regierung eines Großſtaates. Alles Auſpicien, unter denen es nicht räthlich ſchien, Papiergeld zu emittiren.

Da hatte ſich ein großer Banquier des nahe gelegenen Frankfurt am Main, wie man ſagte, durch die Vermittelung des Herrn Gerold, mit folgendem Anerbieten an Herrn von Lüdden gewendet:

Der Miniſter möge der ſtädtiſchen Kämmereikaſſe der Hauptſtadt geſtatten, für eine halbe Million ſtädtiſche Kämmereiſcheine zu emittiren. Dieſe Kämmereiſcheine verpflichte er, der Banquier, ſich, auf den Geldmarkt zu bringen und dafür Zahlung in Baarem zu leiſten. Als Sicherheit ſollte das geſammte ſehr beträchtliche, ſtädtiſche Immobiliarvermögen eingeſetzt werden. Die Stadt, welcher dadurch keinerlei Laſt erwachſe, ſolle für dieſe Ga-

rantieleiſtung des Anleihens ein für allemal 25,000 Thaler erhalten. Die Amortiſation ſollte allmählig, in einem Zeitraume von 15 Jahren, durch die Hauptkaſſe ſtattfinden. Dabei verlangte aber der Banquier von dem Miniſterium Lübben die Zuſicherung, daß Seitens der Regierung keine eigenmächtige, einſeitige Veränderung in der jetzt beſtehenden Gemeindeverfaſſung vorgenommen werden dürfe.

Den Grund dieſer Bedingung, darf man keineswegs in der ſchwärmeriſchen Vorliebe des Frankfurter Banquiers für das Prinzip der alt-deutſchen Selbſtregierung, oder in einer ſonſtigen, freiheitlichen Anſchauung ſuchen. Sie hatte einen viel ſolideren, reelleren Grund. Der Banquier, dem es ſehr gleichgültig war, ob die Leute dort eine freie Gemeinde-Ordnung oder eine nach franzöſiſchem, türkiſchem, oder gar ſpaniſchem Muſter zugeſchnittene Munizipalverfaſſung hatten, wußte recht gut, wie ſehr ſich die ſtädtiſchen Finanzen unter der kurzen Herrſchaft der neuen Communalverfaſſung gebeſſert; er wußte recht wohl, daß bei der jetzigen Verwaltung des Gemeinde-Vermögens eine derartige Wirthſchaft, wie ſie früher, zum großen Nachtheile der Stadtcommune geherrſcht,

nicht mehr ſtattfinden dürfe. Alſo daher ſchrieb ſich das Intereſſe, welches der Frankfurter Banquier an dem unveränderten Fortbeſtehen der neuen Ordnung hatte. Herrn von Lüdden wurde es allerdings — wir wollen es nicht läugnen — etwas ſchwer, erſtens der Stadtcommune überhaupt einen ſolchen Antrag, von dem er noch nicht wußte, ob ſie darauf eingehen würde, zu ſtellen, und zweitens, ſich von einem Banquier eine derartige Bedingung ſtellen zu laſſen, allein Noth kennt kein Gebot, iſt ein alter Satz. Herr von Lüdden, oder vielmehr der Staat, brauchte Geld, ſchnell und reichlich, und ein anderer Ausweg war vor der Hand nicht da.

Herr von Lüdden war zur Zeit, wo dieſe Erzählung beginnt, mit dem Finanzminiſter mit der Ausarbeitung des Plans, den er der Stadt vorlegen wollte, beſchäftigt, und man erkennt nun leicht den geheimen, von uns ſchon früher angedeuteten Beweggrund, welchen der Miniſterpräſident hatte, um jede feindſelige Maßregel gegen die neue Gemeindeordnung — die unter den Stadt- und Gemeinderäthen eine große Mehrheit entſchiedener Anhänger beſaß — zu verhüten und zu vermeiden.

Sowohl der Schulrath Mantius, als der Kreis-

rath von Spitzkopf wußten dies, und deshalb richteten sie ihre Angriffe auf die Gemeindeordnung nur indirect, durch Mittelpersonen.

Der Kreisrath von Spitzkopf, der kleine, weißblonde, geschniegelte und gebügelte Mann mit dem dünnen, kreischenden Stimmchen, und dem eleganten Stutzbärtchen — was hatte ihm denn die Gemeindeordnung Böses zugefügt, daß er sie so grimmig haßte?

Das eine Motiv war: sich bei Hof, bei der Regentin, als Paladin der romantischen Weltanschauung einen Platz erringen, das zweite aber war ein gewisses — traditionelles, ihm eingeprägtes Standesvorurtheil.

Herr von Spitzkopf besaß ein Rittergut. Besaß? Das Wort ist geschrieben, aber im Grunde ist es ein nicht ganz richtiger Ausdruck. Denn wenn man der Eigenthümer eines, auf vielleicht achtzig tausend Thaler taxirten Rittergutes ist, und dieses Rittergut ist mit einigen siebenzig tausend Thalern hypothekarischer Schulden belastet, so ist es wohl etwas zu euphemistisch ausgedrückt, wenn man dann noch von Besitz spricht. Indessen mag dies sein, wie es wolle; Herr von Spitzkopf *besaß* ein Rittergut. Herr von

Spitzkopf lebte im Sommer nebſt Familie einige Monate in dem Herrſchaftsgebäude zu Kloſterberg. Die Beſtreitung der Koſten dieſes zweimonatlichen Aufenthaltes in Kloſterberg war gerade das, was ihm nach Abzug der Zinſen, von dem Ertrage ſeines Gutes übrig blieb. Iſt aber eine ſolche Situation an und für ſich ſchon für einen Rittergutsbeſitzer nicht beſonders angenehm, ſo wurde ſie noch fataler für einen Mann, wie der Kreisrath von Spitzkopf, wenn er ſich in Dinge fügen mußte, die ſeine Bauern ohne ſein Zuthun beſchloſſen. Denn dieſe dickköpfigen Bauern hatten ihn nicht einmal in den Gemeinderath des Dorfes gewählt. Und was dem Faße den Boden vollends ausſtieß, das war: der eigenſinnige, zähe, kalte, bauer-ſtolze, unverſchämte Bürgermeiſter des Orts, der Chriſtian Heinrich Pflock, der Vater des jungen Burſchen, der mit Hagen's Kutſcher das Rencontre auf der Landſtraße hatte. Einen hartſchädligern, dickfelligern Bauern, hatte der Kreisrath oft geflucht, giebts im ganzen, deutſchen Reiche nicht. Erſt hatte er mit ihm über eine Wegegerechtigkeit fünf lange Jahre prozeſſirt, und das Oberappellations-Gericht hatte für den Bauer entſchieden, ihm die Servitut zuerkannt und nach-

her, als die Gemeindeordnung eingeführt wurde, wählte die Gemeinde diesen Christian Pflock zum Ortsbürgermeister!

„Es ist zum Auswachsen, Elise," sagte der Kreisrath, als er die Nachricht erfuhr, zu seiner Frau, „es ist zum Verrückt werden! Wählen die Holzköpfe den Pflock zum Bürgermeister. Der Kerl hat mich früher nicht gegrüßt und sich kaum nach mir umgesehen, wenn ich ihm begegnete, jetzt thut er es erst recht nicht. Wenn sie nur unsern Pächter gewählt hätten, der Mann hat wenigstens Sitten und weiß, was dem Unterthan, der Gutsherrschaft gegenüber, geziemt — aber so einen ungehobelten Menschen, der mir schon vor Gericht gesagt: für den Bauer muß dasselbe Recht gelten, wie für den Edelmann — noch einmal Elise, das ist zum Auswachsen." Und Herr von Spitzkopf hatte, in voller Aufregung und Zerstreuung, das Rahmentöpfchen in die Krystall-Zuckerschale, statt in seine Kaffeetasse gegossen.

Kann man es ihm nun verdenken, wenn er die Gemeindeordnung haßte? Schlau, und die Verhältnisse durchschauend, wußte er gleichfalls, daß ihre Beseitigung nur auf indirektem Wege möglich, und er hatte deshalb Einige der ehemaligen Magistratspersonen,

insbeſondere den frühern Polizeiherrn und den Senator und Schnitthändler Chriſtian Pfeiffer für ſeine Abſichten gewonnen. Er verfolgte dabei einen ähnlichen Operationsplan wie ſein Schwager. Aus der Mitte der ſtädtiſchen Magiſtrate ſelbſt ſollten die Anträge auf Beſeitigung kommen. Um dies aber zu erreichen, mußten ſeine Anhänger die Aemter inne haben. Dies war aber nur durch Erwählung möglich, und deshalb wurde im Stillen Alles aufgeboten, um dieſe durchzuſetzen. Dabei hatte Herr von Spitzkopf Alles ſo heimlich eingefädelt, daß Niemand etwas von ſeinen Operationen ahnte; er wollte mit einer vollendeten Thatſache vor die Regentin treten und ihr ſagen:

Siehe, das iſt mein Werk! Leider aber beſaß der Kreisrath Neider; Neider unter ſeinem eignen Büreauperſonale. Einer dieſer Neider, ein Herr von Pleitenberg, ſeit Jahren ſchon Kreisſecretär, war es, welcher durch Zufall des Kreisraths Pläne entdeckte, und ſie dem Schulrathe in einem anonymen Billete verrieth.

Mantius war ein Mann von raſchen Entſchlüſſen. Dieſen Beſtrebungen mußte ein Paroli geboten werden. Indem er die Reihen derjenigen über-

flog, welche ihm dabei als Werkzeug dienen könnten, war sein Gedanke, aus mancherlei Gründen, an dem Bürgermeister haften geblieben. Die Folge dieses Entschlusses, den Besuch und die Unterredung des Schulraths mit dem Bürgermeister kennen wir. Und nun mußte des Bürgermeisters Völlerei ihm fast den ganzen Plan verderben! Denn, gehörten schon, ohne den Vorfall beim Brande, bedeutende Anstrengungen und eine außerordentliche Thätigkeit dazu, dem Bürgermeister bei der Wiederwahl die genügende Anzahl Stimmen zu sichern, so war dies durch diesen scandalösen, unerhörten Auftritt, jetzt in noch viel höherem Grade der Fall, und die Aussicht auf die Durchsetzung seiner Wahl eine sehr unsichere.

In dieser Stimmung wurde ihm Schippmann angemeldet. Ein Ausdruck tiefen Eckels überflog Mantius Gesicht, als sein Diener den Namen des ehemaligen Sportelschreibers nannte.

„Wieder eines jener unreinen Gefäße, die man benutzen muß, wenn man sich auch vor ihrer Berührung eckelt. Dieser Mensch mit dem aufgedunsenen Gesichte, auf welchem die Schlemmerei und das Laster gemeiner Sinnlichkeit ihren Stempel geprägt, ist mir bis in das Innerste zuwider. Und

doch kann ich ihn nicht entbehren. Meine Fürſprache rettete ihn damals vor dem Zuchthauſe — ich glaubte, es würde ein beſſerer Sinn über ihn kommen, aber bei ihm ſcheint Alles verloren.“ Der Diener hatte unterdeſſen dem im Vorzimmer harrenden Schippmann den Beſcheid gebracht, daß er eintreten könne. Leiſe, ſchleichend, mit Fuchstritten, näherte ſich Schippmann dem Arbeitscabinet des Schulraths, pochte devot und behutſam an, und trat auf das „Herein“ mit einem tiefen Bücklinge ins Zimmer.

„Was bringen Sie, Schippmann?“ frug der Schulrath, indem er ſich durchaus keine Mühe gab, die Averſion, die ihm dieſer Mann einflößte, zu verbergen.

„Hochwichtige Nachricht, geheimer Herr Schulrath,“ antwortete, die Augen zukneifend und ſich wieder ungeſchickt verbeugend, der ehemalige Spörtelſchreiber.

„Und worin beſteht dieſe?“

„Neuer Candidat für das Bürgermeiſteramt.“

Die Mittheilung übte auf den Schulrath nicht die gehoffte Wirkung aus.

„Weiß ſchon davon — weiter wiſſen Sie nichts?“

„Geheimer Herr Schulrath wiſſen ſchon davon?“

ſtammelte Schippmann, die Augen weit aufreißend und ganz verdutzt, „iſt doch kaum erſt eine Viertelſtunde her, daß in der Bierſtube die Rede davon war? Kennen der Herr Schulrath den Doctor Hagen?“

„Den Doctor Hagen?“ fuhr Mantius auf, „wer iſt der Doctor Hagen, warum ſoll ich ihn kennen? Ich kenne einen Gelehrten, einen Reiſenden dieſes Namens, aber wie kommen Sie zu der Frage. Haben Sie vielleicht ſchon am frühen Morgen wieder ihrem gemeinen, ſchändlichen Laſter gefröhnt un zu tief ins Glas geſchaut?“

Schippmann legte betheuernd die Hand auf die Bruſt.

„Noch ſo nüchtern, wie n' Fiſch im Waſſer, Herr Schulrath, 'n einzige Taſſe Kaffee kam über meine Lippen; Herr Schulrath ſagten, kenne den neuen Bürgermeiſter-Candidaten —“

„Nun ja doch,“ ſprach Mantius ärgerlich, „was hat der Doctor Hagen damit zu thun?“

„Iſt ja eben der neue Candidat,“ ſprach mit triumphirendem Lächeln der ehemalige Sportelrendant. „Hätte auch,“ dachte er bei ſich, „mit unrechten Dingen zugehen müſſen, wenn er davon gewußt.“ Mantius aber, der anfänglich geglaubt,

Schippmann wolle ihm über das geheime Spiel des Herrn von Spitzkopf berichten, frug erstaunt:

„Doctor Hagen? Was ist das für ein Doctor Hagen?“

„Derselbe Reisende, den Herr Schulrath kennen,“ lächelte Schippmann pfiffig.

„Aber der ist ja,“ wie ich neulich in dem „Auslande“ oder den geographischen Mittheilungen von Perthes las, „noch in Afrika.“

„In Afrika gewesen,“ erlaubte sich Schippmann einzuwenden, „seit ein paar Tagen hier, ganz wohlbehalten, in hiesiger Stadt.“

„Und dieser Hagen, der eben den Fuß aus dem Reisewagen gesetzt, will als Bürgermeistercandidat auftreten. Ich begreife das gar nicht. Ist er denn hiesiger Bürger? Sprechen Sie, Schippmann.“

„Kenne Alles, Herr Schulrath,“ sprach Schippmann, sich in die Brust werfend, „bin bekannt wie ein . . . ein bunter Pudel, von Allen gekannt und kenne selbst Alle.“

„Zur Sache, der Doctor Hagen . . .“

„Ist hiesiges Stadtkind, Sohn vom verstorbenen Apotheker Hagen.“

„Weiter, weiter,“ unterbrach ihn Mantius, dem

die vertraulich werdende Geschwätzigkeit des ehemaligen Sportelschreibers anwiderte „und wie erfuhren Sie, daß er als Candidat auftreten will?“

Schippmann erzählte mit Randbemerkungen und Zusätzen, wie sie ihm eben zu seinem Zwecke paßten den Inhalt des von ihm belauschten Gesprächs der Bürger.

Mantius hörte ihm aufmerksam zu, machte sich zuweilen einige Notizen und sprach dann, zu seiner Börse greifend und Schippmann einen Ducaten zuwerfend, den dieser mit derselben Gier auffing, wie ein Hund ein ihm hingeworfenes Stück Fleisch, „hier einstweilen etwas. Aber ich dächte, Schippmann, Sie fingen endlich ein anderes Leben an; ein Mann in Ihren Jahren und noch ein Trunkenbold und Lügner obendrein.“

„Lügner, Herr Schulrath?“ sprach, eine sittliche Entrüstung affectirend, „Schippmann, ich, der Ihnen so treu und aufrichtig ergeben.“

„Lassen Sie das gut sein,“ sprach Mantius, durch eine abwehrende Handbewegung die weitern Versicherungen von Schippmanns Ergebenheit unterbrechend, „sagten Sie mir nicht eben, Sie hätten diesen Morgen nur eine Tasse Kaffee getrunken, und doch

riechen Sie in einer Entfernung von ſechs Schritten nach Branntwein.“

Schippmann legte von Neuem verſichernd die Hand auf die Bruſt.

„Bei meiner Kinder Seligkeit, Geruch von einigen unſchuldigen Hoffmann'ſchen Magentropfen; meine Frau hat ſie mir heute früh auf ein Stückchen Zucker getröpfelt, hatte heftigen Magenkrampf, Herr Schulrath, leide ſchon ſeit Jahren daran!“

„Laſſen wir das,“ ſprach noch einmal, mit der Hand eine abwehrende Bewegung machend, der Schulrath, „ich kenne Sie — Sie können gehen, Schippmann.“ Der ehemalige Sportelſchreiber entfernte ſich unter tauſend Bücklingen, indem er bei ſich dachte: „Hä hä ... ſo pfiffig muß man heut zu Tage ſein. Straf mich, iſt kein Tropfen Schnapps über meine Lippen gekommen. Rum iſt Rum und Schnapps iſt Schnapps. „Unten auf der Straße angekommen, ſtand er einen Augenblick ſtill und klimperte mit den Vier-Groſchenſtücken in ſeiner Taſche und beäugelte den Dukaten. „Bin 'n verfluchter Liebhaber von den gelben Vögeln da, Straf mich . . paarweiſe vorzüglich . . . hä hä, noch was

in petto Auguſt?“ frug er ſich ſelbſt und ließ dabei ſeine Blicke nach Links und Rechts ſchweifen, „Straf mich! Fällt mir 'was ein. Will doch dem Herrn Kreisrath 'n Beſuch machen. Geſtern beim Feuer 'n nette Entdeckung gemacht! Den Advokat, den Armenſchullehrer, den Hauptmann Berg und den neuen Bürgermeiſter, hä hä, den Doktor Hagen zuſammen geſehen! Hübſche Geſellſchaft, läßt ſich vielleicht dabei noch ein Laubthaler 'rausſchlagen. Straf mich! verflucht guter Einfall das, Auguſt.“

Und der würdige Schippmann tänzelte mit ſeinem angeſchwemmten, dicken Leibe über den Markt, nach des Kreisraths Büreau, um dieſem ſeine Entdeckung einer ſtaatsgefährlichen Verbindung mitzutheilen.

Mantius aber ſetzte ſich, ſobald ihn Schippmann verlaſſen, an ſeinen Schreibtiſch und ſchrieb einen Brief, den er dem Bedienten mit dem Befehl übergab, ihn ſofort an ſeine Adreſſe, den Bürgermeiſter Doktor Rothe, zu beſtellen.

Zehntes Kapitel.

Er bot einen bejammernswerthen Anblick, der Vater der Stadt, wie er an dieſem Morgen, den Leib in einem weiten Schlafrock gehüllt, Kopf und Geſicht mit ſchwarzſeidenen Tüchern verbunden, in dem Rococo-Lehnſtuhle ſaß, unter zwiefachen Qualen, körperlichen wie geiſtigen, ächzend und ſtöhnend. Der alte Glaube, daß die Trunkenbolde, gleich dem Kinde, ihren beſondern Schutzengel haben, hatte ſich geſtern Abend ſchlecht genug an dem Bürgermeiſter bewährt. . . Dreimal war er in die Goſſe gefallen, und das eine Mal gegen einen Eckſtein, der ihm Wange, Naſe und Stirn arg beſchädigte. Verſchiedene Menſchenfreunde haben mit glühenden Farben, die traurigen Folgen des Branntwein-Trinkens geſchildert, und in Traktätleins und Zeitungen iſt der Ausdruck, „Branntwein-Peſt“ eines jener beliebten Schlagwörter geworden, mit denen man auf

energiſche Weiſe ſeiner ſittlichen Entrüſtung Luſt zu machen ſucht. Mit jener ſpitzfindigen Dialectik, welche die Menſchen ihrem Innern gegenüber zu üben verſtehen, haben ſich Viele überredet, daß es zwar ſehr ordinär und laſterhaft ſei, ſich in Branntwein zu berauſchen, daß es aber durchaus nichts weiter auf ſich habe, wenn man ſeinen Verſtand in Baierſchem Biere oder Weine vertrinke. Schade, daß dieſe Dialectiker nicht Gelegenheit hatten, den Bürgermeiſter des Morgens zu ſehen, bevor er Toilette gemacht und ſich im Weinkeller in die gehörige Verfaſſung geſetzt; Rothe war auch kein Branntweintrinker, denn die paar Gläschen Cognac, die er nur als Gaumenreiz nahm, konnten nicht in Betracht kommen, er conſumirte hauptſächlich nur edlere Spirituoſen, Bier und Rothwein und dennoch welch ein Anblick!

Schwarze Tücher verhüllten die blutrünſtig geſchlagenen Stellen an Stirn und Wange; ein Stück engliſches Pflaſter bedeckte die Hälfte der Naſe, während ſich längs der gleichfalls verletzten Unterlippe ein Streifchen angefeuchteter Hauſenblaſe hinzog. Von den Augen des Mannes war wenig zu ſehen. Irgend ein lyriſcher Sänger gibt den Rath, den

Menſchen in die Augen zu ſchauen, wenn man ihr Herz kennen lernen wolle. Bei dem Bürgermeiſter war dies heute gradezu unmöglich; wenn es ſonſt keinen andern Weg gab, auf dieſem poetiſchen konnte man des Doctors Herz nicht kennen lernen. Groß waren ſeine Augen an und für ſich nicht; nun fielen aber auch noch die Lider, dick und ſchwer, wie ein Schleier, darüber, in Folge der Haut- und Muskelerſchlaffung. Unter den Augen, da, wo die äußeren Höhlen derſelben von dem Backenknochen begrenzt werden, hingen jene bläulichen, durch die Anſchwellung der feinen Blutgefäße entſtehenden ſogenannten Augenſäcke, zuweilen Symptome gewiſſer Krankheiten, häufiger aber Folgen des Trunkes und eines wüſten Nachtlebens. Außerdem waren die umliegenden Partien der Stirn und der Wangen bedeutend angeſchwollen, traurige Folge des unglücklichen Falles auf den Eckſtein.

Dem Vater der Stadt gegenüber, ſaß ein Mann von vielleicht dreißig Jahren, ein Mann, deſſen Namen unſere Leſer ſchon öfter gehört, ohne daß ſie etwas Näheres über ſeine Perſönlichkeit erfuhren: der Catechet Schamvogel. Der Catechet, dieſer Fels des Glaubens, wie ihn Mantius der Regentin ge-

genüber genannt, war von Kopf bis zu den Füßen in Schwarz gekleidet; ſchwarzen Rock, ſchwarze Weſte, ſchwarze Halsbinde, ſchwarze Beinkleider, ſchwarze Handſchuhe. Er trug nicht eine jener bunten, modiſchen Farben, an denen, wie er ſagte, nur die eitle Luſt der Weltkinder ihr Gefallen findet, um darüber den Aufblick zum Himmel und die Reue und Buße zu vergeſſen. Ob er auch das Tragen weißer Wäſche für eine ſündige, eitle Weltluſt hielt, ſoll unentſchieden bleiben, denn außer einem ſchmalen, weißen Streifen, welcher unter der ſchwarzen Halsbinde hervorſah, konnte man von dieſem Artikel nichts am Catecheten entdecken. . . Sein Geſicht war bleich, aber es war nicht die Bleichheit, die Krankheit, Kummer oder Gedankenarbeit über Stirne und Wangen hauchen, ſondern jene geſunde Bleichheit mit dem bläulichen Tone, wie wir ſie häufig bei Individuen von heftigen Leidenſchaften finden. Seine, in gläubiger Betrachtung zur Erde niederblickenden Augen, waren ſchwarz. Schlug er ſie zuweilen auf und richtete ſie auf die Perſon, mit der er gerade ſprach, ſo war es, als zucke ein ſcharfer, ſtechender Stachel aus dieſen Augen, bei denen Iris und Pupille von ſo gleicher Färbung waren,

daß ſie ineinander verſchwammen. Dieſe glänzenden, ſchwarzen Punkte auf dem weißen Grunde des Augapfels, erzeugten bei dem erſten Anblick einen eigenthümlichen Eindruck. Dunkel, wie die Augen, war auch das lange, hinter die Ohren zurückgeſtrichene Haar. Das Kinn war glatt raſirt, ſeine Rundung voll, oval und nicht unſchön, nur etwas mehr Begehrlichkeit verrathend, als es bei einem ſo frommen Gemüthe nöthig iſt. Daſſelbe fand ſich beim Munde. Er hatte lebhaft rothe Lippen, ſtark hervortretend, die, wie Karſten gegen Oppermann einmal bemerkt, viel geneigter zum Küſſen, als zum Buße-, Reue- und Umkehr-Predigen.

Wie Mantius von ihm ſagte, und viele alte Weiber und Jungfern es mit aller Behendigkeit ihrer Zunge nachrühmten: war er ein ſo frommer, gläubiger Chriſt, wie kein anderer unter den jüngern Geiſtlichen des Landes. Daß er noch Catechet und ſtädtiſcher Freiſchulen-Lehrer war, und noch nicht Pfarrer, daran war lediglich die Ungunſt der Verhältniſſe ſchuld; an Empfehlung hatte es ſein Gönner Mantius nicht fehlen laſſen. Aber einmal, bei der Beſetzung der Diaconatsſtelle in Neuhauſen, hatte, wie der Schulrath dem Bürgermeiſter erzählte,

die Freigeisterei und unkirchliche Gesinnung des Pastor Haller, den Sieg über des Catecheten rechtgläubige Frömmigkeit davon getragen, und das andere Mal, als die Regentin eine Stelle auf einer ihrer Privat-Besitzungen zu vergeben, war Mantius mit seiner Empfehlung leider zu spät gekommen: Die Stelle war schon besetzt. Um ihm wenigstens einigen Ersatz zu gewähren, hatte ihm die Regentin den Nachmittags-Gottesdienst für das Hofgesinde in der Schloßkirche übertragen, eine geistliche Mühewaltung, für die er aus ihrer Privatschatulle jährlich zweihundert Thaler erhielt. Immerhin, wie Mantius tröstend sagte, als er die Nachricht von jener schon vergebenen Stelle ihm mittheilte, ein kleiner Zuschuß bis auf bessere Zeiten, worauf Schamvogel, die Hände in einander gefaltet und die Augen niedergeschlagen, gelispelt hatte:

„Mein Wahlspruch ist Sirachs Wort: es ist genug zu diesem Leben, wer Wasser und Brod, Kleider und Haus hat, damit er seine Nothdurft decken kann. Denn wie es in dem Prediger Salomo heißt: wer Geld liebet, wird keinen Nutzen daran haben: das ist auch eitel."

„Köstliche Worte," rief darauf der Schulrath

und dachte dabei ſeufzend an ſeine Frau. Dieſe Verachtung des irdiſchen Reichthums und jener Schätze, nach denen die Diebe graben, und welche der Roſt und die Motten verzehren, klang auch aus den Worten heraus, die er eben dem Bürgermeiſter zuflüſterte: „Sie kennen mich zu gut, Herr Bürgermeiſter, um zu wiſſen, wie es nicht das Streben nach irdiſchem Gute iſt, welches mich bei Ihnen um die Hand Ihrer Nichte Marie werben läßt. Des Mägdeleins Tugend und holde Züchtigkeit iſt es, die mein Herz in heiliger Liebe für ſie entbrennen ließ. Denn wie der fromme Salomo ſagt: wem ein tugendſames Weib beſcheert iſt, die iſt viel edler, denn die köſtlichſten Perlen; ihres Mannes Herz darf ſich auf ſie verlaſſen, die thut ihm Liebes und kein Leides ſein Lebelang.“

Der Bürgermeiſter war heute nicht in liebenswürdiger Stimmung. Die körperlichen Schmerzen und die unangenehme Erinnerung an die Vorfälle des geſtrigen Abends, erklärten dies. Die Werbung Schamvogel's, um die Hand Marieus, brachte ihm auch keinen beſſern Humor, wenn ſie ihn auch nicht gerade verſchlechterte. Geſtern Früh noch hätte er aus gewiſſen Gründen ja dazu ſa-

gen müſſen; nach der Unterredung mit dem Schulrath fiel dieſes „Müſſen“ weg. Nun kam aber dieſer ſalbungsvolle Ton Schamvogel's, eine Art und Weiſe, die dem Bürgermeiſter bei ſeiner Lebensanſchauung durchaus zuwider war. Dem Schulrathe gegenüber, hatte er vorgeſtern Abend ſelbſt in ähnicher ſalbungsvoller Manier geſprochen, aber der, Himmel weiß auch, wie ſchwer ihm dies geworden. Seine epicuräiſch-frivole Lebensanſicht entſchädigte ſich deshalb auch ſofort für den geſtrigen Zwang. „Sie erwähnten den frommen Salomo. Sagen Sie mir doch eigentlich, Herr Catechet, wodurch der Mann in dieſen Geruch der Frömmigkeit gekommen? Vielleicht wegen der übermenſchlichen Geduld, daß er es mit ſiebenhundert Frauen und dreihundert Kebsweibern unter einem Dache aushalten konnte?“

Der Catechet neigte ſein Haupt noch tiefer zur Erde, und indem er die Hände faltete, antwortete er: „Daß ich doch nie unter die Spötter gerathen und unter ihnen verderben möge.“

Der Bürgermeiſter zuckte ironiſch die Achſeln: „Und doch wollen Sie in meine Verwandſchaft eintreten und mit Gewalt mein Neffe werden. Sehen Sie, beſter Herr Catechet, ich würde Ihnen ſchon

aus dieſem Grunde rathen, den Gedanken an meine Nichte Marie aufzugeben.“

Der Catechet zuckte leiſe und kaum merklich zuſammen, hob die Augen raſch empor und warf einen ſeiner ſtechenden, pfeilſchnellen Blicke auf den Bürgermeiſter, der indeſſen viel zu ſehr mit der, durch das Sprechen von der geſchundenen Lippe gefallenen Hauſenblaſe beſchäftigt war, als daß er dieſen Blick bemerkt hätte. „Wenn ich dieſe Antwort,“ ſprach er noch immer in ſeinem leiſen Tone, richtig deute, ſo ſcheinen Sie meine Bewerbung um die Hand Ihrer Nichte Marie zurückzuweiſen?“

Der Bürgermeiſter feuchtete zuvörderſt die Hauſenblaſe an, klebte ſie dann auf die Lippe und antwortete hierauf:

„Zurückweiſen? das iſt wohl nicht das rechte Wort. Im Grunde genommen, kann es mir einerlei ſein, wen die Marie heirathet, wenn es nur ſonſt ein anſtändiger Mann iſt, — bitte Herr Catechet, laſſen Sie mich ausreden, es iſt das keine Beleidigung, aber ich finde es überhaupt noch zu frühzeitig das Heirathen, für die Marie, nämlich.“

„Fräulein Marie iſt wohl neunzehn Jahre alt,“

flüſterte Schamvogel, „junge Eheleute, die in der Furcht Gottes wandeln, ſind ein angenehm und lieblich Ding.“

Der Bürgermeiſter war zwar dieſe bibliſche Ausdrucksweiſe des Catecheten gewohnt, aber heute wurde ſie ihm recht fatal.

Indem er plötzlich den Kopf erhob und den Catecheten mit ſeinen verſchwollenen Augen anblickte, frug er ihn brüsque:

„Aber liebt Sie denn die Marie?“

Schamvogel ſtutzte, richtete die Augen empor, erwiderte lebhaft und weniger ſalbungsvoll als bisher:

„Ich habe es noch nicht gewagt, gegen Fräulein Marie von den Gefühlen, die mein Herz bewegen, zu ſprechen. Ich gehöre nicht zu Denen, welche der jungen Mädchen Herzen hinter der Eltern und Vormünder Rücken beſtricken. Deshalb wendete ich mich zuerſt an Sie. Ich ſah, daß Sie meine Andeutungen nicht zurückwieſen — und das gab mir den Muth, heute Morgen mich förmlich um die Hand Ihrer Nichte zu bewerben.“

Der Bürgermeiſter brummte ein trocknes hem, hem, zupfte an den Falten ſeines Schlafrocks und ſprach endlich:

„Sie wiſſen, ich bin Ihnen nicht abgeneigt, Herr Catechet, und wie ich ſchon vorhin ſagte, am Ende kann es mir einerlei ſein, wen die Marie heirathet, wenn es ſonſt nur ein anſtändiger Mann iſt — aber ſie muß ihn doch lieben. Man kann doch am Ende ein Mädchen nicht zwingen, einen Mann zu nehmen, den ſie nicht will.“ Eine dunkle Röthe färbte bei dieſen Worten auf einen Augenblick des Catecheten ſonſt ſo bleiches Geſicht.

„Die Wandlungen eines Menſchenſinnes gehen raſch vor ſich,“ ſprach er mit bebender Stimme, und indem ein leichtes Zucken über ſeine Geſtalt flog, „noch vor einigen Tagen war es, daß Sie, Herr Bürgermeiſter, auf meine Andeutungen, ſich ganz anders äußerten.“

„Und wie ſo?“ frug etwas verlegen der Doctor Rothe.

„Sie ſagten: eine Tochter oder ein Mündel müßte den Mann nehmen, den ihr Eltern und Vormünder zuführen würden.“ Schamvogel hatte das lauter und mit erhobener Stimme geſprochen. Der Bürgermeiſter aber, der ſich nach dem geſtrigen Geſpräche mit dem Schulrathe ſehr ſicher fühlte, antwortete leichthin:

„So? ſagte ich das? Nun ja, wie Sie eben erwähnten, Herr Catechet, des Menſchen Sinn iſt ſehr wandelbar. Man bekommt oft über Nacht eine andere Anſicht von einer Sache.“

In den dunkeln Augen des Catecheten flammte ein heller Blitz auf.

„Herr Bürgermeiſter,“ ſprach er faſt drohend, indem er ſich von ſeinem Stuhle erhob, „ich wünſchte eine unumwundene Antwort von Ihnen, ja oder nein.“

Der Bürgermeiſter war eben im Begriff zu antworten, da klopft es an die Thür.

Das Stubenmädchen trat in's Zimmer und überreichte ihrem Herrn ein Billet, welches ſo eben der Bediente des Herrn Schulrath Mantius gebracht hatte.

„Schon gut, Sophie,“ ſprach er zu dem Mädchen, „ſchenken Sie dem Diener des Herrn Schulrath ein Glas Wein ein.“ Das Mädchen entfernte ſich, und Rothe löſte mit unverkennbarer Haſt das Siegel des Briefes, während Schamvogel ihn mit lauernden Seitenblicken beobachtete. Das Billet, welches in der Phyſiognomie des Bürgermeiſters eine weſentliche Veränderung hervorrief, lautete ſo:

Ew. Wohlgeboren

benachrichtigten mich diesen Morgen, daß es Ihnen und Ihren stadträthlichen Collegen unmöglich sei, die mit mir gestern Abend besprochene Schulinspection heute abzuhalten. So unangenehm mir nun auch diese Mittheilung war, so hat dieselbe doch bei weitem nicht den fatalen Eindruck auf mich gemacht, als zwei andere, die ich gestern Abend und heute Morgen empfing. Beide betreffen Sie, die eine direct, die andere indirect, beide aber sind höchst unangenehmer Natur. Hinsichtlich der ersten habe ich Ihnen nur zu bemerken, daß ich, falls Sie noch einen derartigen Anstoß begehen, von jeder Unterstützung, die ich Ihnen bei Ihrer Neuwahl zugesichert, zurücktrete. Die gestrige Scene beim Brande war ein scandalöser Auftritt, der für Sie von den empfindlichsten Folgen sein kann. Hüten Sie sich also in Zukunft, wenigstens so lange, bis Sie wieder gewählt sind — eine Hoffnung, die allerdings jetzt auf sehr schwachen Füßen steht. Die zweite Mittheilung ist die, daß Ihnen in der Person eines gewissen Doctor Hagen ein Gegencandidat erstanden, der besonders unter dem Handwerkerstande viele Freunde hat. Da nun außerdem auch noch von

andern Seiten Ihrer Wiederwahl, wie ich aus bestimmter Quelle weiß, Hindernisse in den Weg gelegt werden, so können Sie selbst ermessen, wie wenig Chancen Sie für sich haben. Darum vorsichtig — oder auch ich lasse Sie fallen. Es zeichnet in der Erwartung, daß Sie diese wohlgemeinten Winke befolgen.

D. 29. Octbr. 1851.

Dr. Jos. Mantius, Schulrath.

Mit der traurigen Miene eines Leichenbitters faltete der Bürgermeister das Billet zusammen, steckte es in seine Schlafrockstasche und frug dann in sehr herabgestimmtem Tone: „Kennen Sie zufällig einen Doctor Hagen, Herr Catechet?“ Schamvogel hatte einen scharfen Blick und eine gewisse Combinationsgabe. Er erinnerte sich sofort der Mittheilung Schippmanns, und flüsterte mit einem forschenden Seitenblicke: „Den neuen Bürgermeister-Candidaten?

Der Bürgermeister fuhr, wie von einer Horniſſe gestochen, empor.

„So wissen Sie auch schon davon?“ rief er mit kläglicher Miene und Stimme.

„Daß der Doctor Hagen als Bürgermeister-Candidat auftreten wird? Es ist Stadtgespräch.“

„Stadtgeſpräch — und ich weiß nichts davon,“ ſtaunte beſtürzt der Bürgermeiſter, indem er dem miſerablen Kerle, dem Schippmann, der ihn ſo ſchlecht bediente, die Peſtilenz an den Hals wünſchte.

„Ich erfuhr es geſtern Abend, als ich die Betſtunde im Armenhauſe abgehalten,“ lispelte der Catechet, wieder in dem früheren frommen Tone. Die Unwahrheit, die er dabei ſagte, brannte demnach dem frommen Manne nicht heiß auf der Seele.

„Im Armenhauſe ſpricht man ſchon darüber und ich, ich, der Bürgermeiſter dieſer Stadt, weiß noch kein Sterbenswörtchen davon,“ ächzte Rothe mit troſtloſer Miene. „O! Schippmann, Schippmann!“ ſetzte er heimlich hinzu. Der Catechet ſchwieg auf dieſe Ausrufung des Herrn Bürgermeiſters, erhob ſich, ergriff ſeinen Hut und machte Miene, ſich zu empfehlen.

„Aber ſo bleiben Sie doch noch ein wenig, Herr Catechet,“ bat der Bürgermeiſter, der voll quälender Unruhe von Schamvogel Näheres über ſeinen Gegenkandidaten zu erfahren hoffte, und den Catecheten außerdem auch nicht mehr mit einer vollkommen abſchläglichen Antwort fortzuſchicken wagte.

„Sie wünſchen, Herr Bürgermeiſter?“ —

„Vor allen Dingen wünſche ich,“ ſprach der Vater der Stadt, indem er ſich aus ſeinem Armſeſſel erhob und auf Schamvogel zuging, „vor Allem wünſche ich, daß Sie Ihren Hut wieder hinlegen,“ und er entwand ihm denſelben, „ſich ruhig wieder auf Ihren Stuhl ſetzen, ein Glas Wein mit mir trinken, eine Cigarre anzünden und einen Augenblick mit mir plaudern.“

Welche Wirkung dieſer Brief doch erzeugte! Er verwandelte den ſpöttiſchen, faſt brutalen Ton des Bürgermeiſters in einen cordialen, ſchmeichelnden, bittenden, er trieb ihn aus dem bequemen Armſtuhle auf, ließ ihn die Klingel ziehen und dem herbeieilenden Dienſtmädchen befehlen, eine Flaſche Medoc mit zwei Gläſern, Schweizer-Käſe, Schinken und Weißbrod zu bringen. Der Catechet ſträubte ſich anfänglich ein wenig, allein der Bürgermeiſter ruhte nicht eher, als bis er wieder Platz genommen.

„Sie trinken doch Medoc?“ ſprach er, dem Catecheten einſchenkend.

Schamvogel lispelte: „Ich bin nicht bewandert in der Weine Namen. Auch kommt das Getränk nur ſelten über meine Lippen.“

„Da thun Sie Unrecht, beſter Herr Catechet,“

ſprach der Bürgermeiſter, indem er ſich anſtrengte, eine joviale Miene und humoriſtiſchen Ton anzunehmen, „denn Sie kennen doch das Wort von dem Weine, der des Menſchen Herz erfreut.“

„Wohl kenne ich es,“ flüſterte der Catechet, indem er ein wenig an dem Glaſe nippte, „aber ich kenne auch, was der Prediger Salomonis, Kapitel drei und zwanzig, Vers dreißig und ein und dreißig, für eine Warnung giebt: Siehe den Wein nicht an, daß er ſo roth iſt, und im Glaſe ſo ſchön ſteht, er gehet glatt ein. Aber darnach beißet er, wie eine Schlange und ſticht, wie eine Otter.“

Der Bürgermeiſter zog bei dieſem Citat der Schrift eine unangenehme Grimmaſſe und ſprach, während er ſich ein dünnes Scheibchen Schinken abſchnitt: „Wenn wir gute Freunde bleiben wollen, Herr Catechet, ſo thun Sie mir den Gefallen und bleiben Sie mir mit dem Salomo vom Halſe, mit dem Könige, wie mit dem Prediger. Chacun à son goût, aber ich bin kein Freund dieſer Salomoniſchen Weisheit. Uebrigens hatte der Mann auch gut reden, wer ſiebenhundert Weiber und dreihundert Kebsfrauen —“

„Herr Bürgermeiſter —“ unterbrach ihn in

lispelndem, aber ſanft verweiſendem Tone der Catechet.

Der Doctor ſtürzte eilig, um ſeinen Verdruß hinab zu ſpülen, ein Glas Wein hinunter, lockerte dann den wollnen Shawl um den Hals ein wenig und huſtete dann: „Schon gut, ſchon gut, ich verſtehe. Aber tot capita, tot sensus, Herr Catechet. Wir können nicht alle ſo fromm ſein, wie Sie, und das iſt am Ende auch gut — denn dann wären ja Sie und Ihre Herren Collegen überflüſſig.“ Wenn das eine Ironie war, ſo war es jedenfalls keine abſichtliche; denn der Bürgermeiſter war durchaus nicht in der Stimmung dazu. Der Catechet nahm dies wohl auch an, denn er hüſtelte bloß ein wenig auf des Doctors Aeußerung, nippte wieder an dem Glaſe und ſchnitt ſich ein Stück Schinken in kleine Würfel, die er einzeln mit der Gabel anſpießte und ſo verſpeiſte.

„Alſo,“ hub der Bürgermeiſter, ſein Glas wieder füllend, an, „Sie kennen den Doctor Hagen?“

„Wir ſtudirten zu gleicher Zeit in Leipzig,“ lispelte Schamvogel. „Er kam von Jena und ich bezog eben die Hochſchule. Er iſt wohl auch ein paar Jahre älter, als ich.“

„So, ſo,“ murmelte der Herr Bürgermeiſter und zog eine neue Grimaſſe, denn die Wunden an Stirn und Naſe ſchmerzten ihn heftig.

„Befreundet waren wir nie, er wandelte auf andern Wegen, als die waren, welche mir gefielen.“

„Verſtehe,“ ſtöhnte der Bürgermeiſter, „der Doctor Hagen war ein Freigeiſt, Demagoge, gab ſich burſchenſchaftlichen Umtrieben hin.“

Schamvogel nippte, bevor er antwortete und ſprach dann, gedankenvoll in das Glas hinein blickend:

„Seine Wege waren nicht meine Wege. Im Uebrigen weiß ich nur wenig von ihm, da ich faſt nie mit ihm zuſammen kam.“

„Hat er Freunde, Verwandte in hieſiger Sadt?“

„Verwandte nicht; er war der einzige Sohn des Apothekers Hagen, wohl aber Freunde.“

„Ach! alſo der Hagen iſt es — der Reiſende, der Sohn des verſtorbenen Apothekers Hagen,“ rief der Bürgermeiſter, indem er ſich plötzlich an die Stirne ſchlug, eine Bewegung, die ihm einen Schmerzenslaut auspreßte, „das konnten Sie mir ja gleich ſagen. Der Mann hat ſchon einen Namen in der Welt.“

„Ich kümmere mich nicht um den Ruhm der

Kinder dieſer Welt," ſprach der Catechet, indem er die Cigarre, die ihm der Bürgermeiſter anbot, dankend ablehnte.

„Dieſer Hagen ſoll, wie ich neulich in einer Zeitung las, ein tüchtiger Mann ſein — was ſeine Kenntniſſe anbelangt nämlich," ſetzte der Bürgermeiſter hinzu, indem er ſich unbehaglich auf ſeinem Sitze hin und her drehte. Der Catechet ſah gedankenvoll in ſein Glas und lispelte:

„Der Herr behütet die Einfältigen, ein frommes Gemüth iſt beſſer, denn alle Weisheit dieſer Erde. Der Doctor Hagen hat die fernen Länder beſucht, wo noch das Heidenthum ſeine Götzen anbetet. Warum hat er ihnen nicht das Wort des ewigen Lebens geprediget, jenen Heiden, die noch in der Finſterniß der Sünde ihre Tage dahin leben? Weil er lüſtern war nach dem Ruhme dieſer Welt, weil er ſich einen Namen machen wollte unter den Schriftgelehrten. Und die Lehre des Evangeliums bringt ihm nicht dieſen Ruhm; deshalb predigte er ihnen nicht das Wort, ſondern ſammelte in jenen fernen Ländern Pflanzen und Thiere, und grub in den alten Ruinen heidniſcher Städte."

Der Bürgermeiſter unterdrückte mit Mühe einen

ſehr heidniſchen Fluch. Dieſe quäkerhafte Weiſe des Catecheten war ihm unausſtehlich. Hätte er jetzt nicht wieder eine gewiſſe Rückſicht gegen Schamvogel nehmen müſſen, er würde dem frommen Manne eine höchſt frivole Antwort gegeben haben. So aber bezwang er ſich und frug weiter:

„Sie ſprachen da von Freunden, die dieſer Hagen, der wieder dahin gehen möge, wo der Pfeffer wächſt, hier hat. Kennen Sie Einige ſeiner Bekanntſchaft?“

„Auf der Univerſität war mein College, der Candidat Oppermann, ſein Vertrauter.“

„Ah, ſo, ſo, . . . der Oppermann?“ ſprach ſichtlich überraſcht der Bürgermeiſter. Der Catechet warf einen forſchenden Seitenblick auf den Doctor, den dieſer, lebhaft von einem gewiſſen Gedanken beſchäftigt, nicht bemerkte.

„Gleich und gleich geſellt ſich gern,“ ſprach der Bürgermeiſter endlich, indem er mit der rechten Hand auf der Tiſchplatte trommelte, „der Candidat Oppermann gehört auch zu denen, die im Conſiſtorio ſchlecht angeſchrieben ſtehen.“

„Der Herr erleuchte ihn mit ſeiner Gnade,“

flüſterte Schamvogel, „aber er liegt noch arg verſtrickt in den Netzen des Böſen.“

„Wobei er leicht ein Bein brechen kann,“ ſprach der Bürgermeiſter, indem er ſich an die geſtrige Unterredung mit dem Schulrathe und die aufgeſchobene, aber nicht aufgehobene Schulinſpection erinnerte, „aber unter uns geſagt, der Candidat hat merkwürdiger Weiſe eine Menge Freunde unter der Bürgerſchaft, ſelbſt der Stadtrath Werner ſprach ſich neulich ſehr lobend über ihn aus. Auch ſollen die Kinder ſeiner Klaſſe eine große Anhänglichkeit an ihn zeigen.“

Der Catechet ſchlug langſam die Augen empor und flüſterte dann, ſeine Blicke feſt auf die Decke des Zimmers gerichtet:

„Warum ſoll er keine Freunde haben? Giebt es nicht der Gottloſen mehr, als der Gerechten? Giebt es nicht mehr derer, die zu Baal rufen, denn zu Jehovah?“

„Donnerwetter,“ ſprach der Bürgermeiſter, indem er den Catecheten überraſcht anblickte, „Sie haben da eine ſchöne Meinung von meinem Collegen Werner. Ein Baalsdiener! Sapperment, der würde Augen machen, wenn er ſo etwas hörte.“

Schamvogel zuckte bei dieſer Aeußerung leicht zuſammen, richtete einen ſeiner ſtechenden Blicke auf den Bürgermeiſter und ſprach:

„Man muß der Wahrheit die Ehre geben, ohne Furcht vor den Leuten. Es giebt in unſerer Stadt gottesfürchtige Männer, denen der Herr noch größere Gewalt verliehen, als dem Stadtrath Werner, und die gleicher Meinung mit mir ſind.“

Der Bürgermeiſter verſtand den Wink. Der Catechet war ein bekannter Schützling des Schulraths, und wie der über die Mitglieder des Magiſtrats dachte, konnte Schamvogel kein Geheimniß ſein.

„Sie können übrigens ganz unbeſorgt ſein,“ fuhr Rothe im vertraulichen Tone zum Catecheten fort, „was wir innerhalb dieſer vier Wände ſprechen, wird nicht über dieſe Schwelle hinausgetragen. Doch um wieder auf den Doctor Hagen zu kommen. Wiſſen Sie etwas Näheres über die Urſachen, die ihn veranlaßt, als Bürgermeiſtercandidat aufzutreten. Ich kann mir das Ding noch gar nicht recht erklären . . .“

Der Catechet zuckte leiſe die Achſeln. „Bis jetzt weiß ich auch nichts Beſtimmtes darüber. Sollte ich indeſſen etwas Näheres erfahren, ſo werde ich es Ihnen ſofort mittheilen.“ Der Bürgermeiſter faßte

mit ſeinen beiden Händen nach der Rechten des Catecheten, und indem er dabei ſein zerſchlagenes und zerſchundenes Geſicht in gerührte und treuherzige Mienen zu legen ſuchte, ſprach er mit ſeiner belegten, heiſern Bierſtimme:

„Das iſt brav, das iſt chriſtlich von Ihnen gedacht, Herr Catechet, und wahrhaftig, ich will es Ihnen nicht vergeſſen. Ja, theilen Sie mir Alles mit, was Sie erfahren, ſeien Sie mein Freund, mein Bundesgenoſſe gegen dieſen neuen Widerſacher, ſammeln Sie feurige Kohlen auf mein Haupt. Ich gab Ihnen vorhin eine harte Antwort! Mein Gott, man hat zuweilen den Kopf ſo voll Sorgen —“ und er legte dabei die Hand an die Stirn, wo er jenen drückenden Schmerz empfand, der ſich gewöhnlich beim Katzenjammer einſtellt, „und da ſchlüpft manches harte Wort über die Lippe, von dem es beſſer geweſen, es wäre in der Kehle ſtecken geblieben. Vergeſſen wir dies. Und nun noch ein Wort. Theilen Sie mir Alles mit, was Sie in der Stadt hinſichtlich meines Widerſachers hören, Alles ſage ich Ihnen. Auch was Ihnen ſonſt wegen der Wahl zu Ohren kommt. Mein Gott! es iſt mir nicht um meine Perſon dabei zu thun,“ und der Bürgermeiſter

ging plötzlich, die Hände faltend, in eine salbungsvolle Stimmung über, die seltsam genug gegen sein früheres Wesen kontrastirte, „denn ich trete nun in das Alter, wo man sich mehr nach Ruhe, als nach Ehren und Würden sehnt, aber es ist mir nur um der guten Sache willen. Dieser Hagen, von dem Sie mir eben sagten, daß er ein Demagoge, ein Atheist —"

„Entschuldigen Sie, Herr Bürgermeister," unterbrach ihn hier Schamvogel, den Kopf lebhaft emporrichtend, „das habe ich nicht gesagt. Ich äußerte nur, daß seine Wege nicht meine Wege waren —"

„Nun ja, ganz recht," fiel ihm der Bürgermeister ins Wort, indem er die Hand des Catecheten mit rührender Zuthunlichkeit schüttelte und drückte, „aber ist es nicht dasselbe? Ihre Wege waren die des frommen Glaubens, des Gehorsams gegen die Obrigkeit, der christlichen Demuth. Er aber wandelte auf den entgegengesetzten Pfaden. Gott!" rief er in Extase, und versuchte dabei die verschwollenen Augen, mit den schlaff herabhängenden Lidern zum Himmel aufzuschlagen, eine Pantomime, die ihm jedoch erst nach einiger Anstrengung gelang, „Gott! was würde

aus dieſer Gemeinde werden, wenn ein ſolcher Mann der Vater der Stadt würde!“

Dieſer Gedanke mußte jeden Falls einen höchſt niederſchlagenden Eindruck auf den Bürgermeiſter ausüben, denn er verharrte einige Minuten in dumpfem Schweigen, dabei in das halbgefüllte Weinglas ſtarrend.

Ein leiſes Hüſteln des Catecheten weckte ihn endlich aus ſeinem Hinbrüten.

Er hob den Kopf empor, ſtürzte haſtig den Reſt ſeines Weines hinunter und ſprach dann, ſich die etwas in Unordnung gerathenen Kopfbandagen zurechtrückend:

„Hoffentlich wird der Himmel nicht ein ſolches Unglück über unſere geliebte Vaterſtadt verhängen. Er wird die Geſinnung der Bürger lenken, und ihre Wahl auf Den leiten, dem Wohl und Wehe der Stadt, wie ſein eigenes, am Herzen liegt. Ich weiß es wohl,“ ſetzte er, tiefaufſeufzend, hinzu, „ich habe ſo manchen Gegner und Widerſacher in der Gemeinde. Aber wer, der da ohne Scheu und Menſchenfurcht ſeines Amtes wartet, hätte dieſe nicht? Wenn ſie aber nur offen, mit ehrlichen Waffen gegen mich kämpften! So aber verläumden ſie mich hinter

dem Rücken, mit arger Falſchheit und hinterliſtiger Nachrede.“

Hier hielt der Bürgermeiſter inne, zog ſeinen Schlafrock feſter um den wohlgenährten Leib, heftete ſeine Blicke mit ſchwermüthigem Ausdrucke an ſeine großen dunkelbraunen Filzſchuhe, faltete die Hände, und drehte die Daumen um einander.

Der Catechet aber lispelte: „Falſche Mäuler ſind dem Herrn ein Gräuel . . . der Böſe wird gefangen in ſeinen eigenen Worten, aber der Gerechte entgeht der Angſt.“

Der Bürgermeiſter, bei dem der verhängnißvolle Brief den frivolen Muth gänzlich gebrochen hatte, ſeufzte bei dieſen Worten des Catecheten tief auf:

„Ja, der Gerechte entgeht der Angſt, denn im Innern fühlt er ſich rein und unſchuldig, unſchuldig wie ein neugebornes Kind. Mein Gott! was ſagen mir meine Widerſacher und Gegner nicht Alles nach! Wie die Bienen Honig aus den Blumen, ſaugen ſie Gift aus allen meinen Handlungen, Thun und Laſſen. Ruhig habe ich die üblen Nachreden, die Verläumdungen über mich ergehen laſſen, ich war zu brav, zu ſtolz, um ihnen darauf zu entgegnen.

Aber ein Vorwurf iſt es," und des Bürgermeiſters Stimme gerieth in ein Zittern, welches man als ein Zeichen innerer Rührung und Ergriffenheit deuten konnte, „ein Vorwurf iſt es, der mich bitter kränkt, der mir wie Feuer auf dem Herzen brennt — ein Vorwurf, doppelt ſchmerzlich, weil er mir ſelbſt von Perſonen gemacht wird, deren Achtung mir das Theuerſte auf dieſer Erde iſt."

Der Catechet hüſtelte leiſe und ſtreckte den Kopf vor. Der Vater der Stadt rückte ſeine Bandage in Ordnung, räusperte ſich und fuhr in dem Tone gekränkter Unſchuld fort:

„Aus einem körperlichen Leiden, aus einer Hinfälligkeit des Leibes, einen Vorwurf zu machen, mir ein Laſter Schuld zu geben."

Der Catechet ſpitzte erwartungsvoll die Ohren, und harrte geſpannt auf die weitere Auseinanderſetzung des Doktors.

Dieſer klagte, die Augen auf ſeine braunen Filzſchuhe gerichtet, weiter: „Es hat eine Zeit in meinem Leben gegeben, wo ich, weil ich gegen die Natur ſündigte, den Grund zu einem Leiden legte, das mich erſt an der Pforte des Grabes verlaſſen wird." Der Bürgermeiſter, der, ſobald er von ſeinem ir-

diſchen Ende ſprach, ſtets ſehr ergriffen wurde, wiſchte ſich mit der Hand die verſchwollenen Augen, während Schamvogel durch dieſen pikanten Eingang der Beichte, in ſo fieberhafte Spannung gerieth, daß man an ſeinen geſpitzten Ohren leiſe nervöſe Zuckungen wahrnehmen konnte . . . „Es war dies zu der Zeit," fuhr Rothe fort, „als ich aus dem Staatsdienſte trat und die advokatoriſche Praxis ergriff. Ich war mit Prozeſſen und andern Arbeiten ſo überhäuft, daß ich die Nächte zur Hülfe nehmen mußte und Monate vergingen, wo ich, erſt wenn der Morgen grau'te, das Bette ſuchte."

Schade, daß der Bürgermeiſter ein ſo kurzes Gedächtniß hatte! Noch vor zwei Monaten hatte er zu Schamvogel, in luſtiger Wein-Laune, geſagt: „Was iſt das mit Ihnen, Herr Catechet? Sie werden alle Tage bläſſer . . . Das kommt von dem verwünſchten Nacht-Studiren. Da hocken Sie bei den alten Scharteken, den Kirchenvätern, und ruiniren ſich Ihre Geſundheit. Eh bien! Chacun à son goût! Oder wie der Lateiner ſagt: de gustibus non est disputandum. Ich lobe mir ſtatt der alten Kirchenväter, junge, hübſche Weiber . . Ich habe zwar auch manche Nacht gearbeitet, allein im corpus

juris wahrlich nicht. Sie ſehen aber auch," und er deutete dabei auf ſeine Leibesrundung, „daß mir mein Nachtwachen gut bekommen iſt." Und mit einem cyniſchem Lächeln war er weiter gegangen. Der Catechet erinnerte ſich auch ſogleich dieſer Aeußerung, doch hielt er es nicht gerade für zweckmäßig, ſie dem Doktor in Erinnerung zu bringen.

Der Vater der Stadt aber fuhr fort:

„Doch auch ich ſollte die Erfahrung machen, daß ſich die Natur nicht ungeſtraft eines ihrer Rechte rauben läßt. Dieſe ſchlafloſen, an dem Schreibtiſche durchwachten Nächte, griffen meinen Organismus aufs heftigſte an. Es trat eine totale Verſtimmung meines Nervenſyſtems ein. Eine der ſchlimmſten Folgen jener nächtlichen Anſtrengungen aber waren ganz eigenthümliche Schwindelanfälle, die mich beſonders nach dem mäßigſten Genuße von Wein oder Bier befielen . . . Verſtehen Sie mich wohl, Herr Catechet, nach dem mäßigſten Genuße. Es iſt ein peinlicher, qualvoller Zuſtand. . Meine Augen trüben ſich, es fängt mir an im Kopfe zu wirbeln, rings herum beginnt ſich Alles zu drehen, meine Schritte werden unſicher und zugleich empfinde ich in der Magengegend," und der Bürgermeiſter legte

ſeine breite, fleiſchige Hand auf die Stelle, „ein Vollſein, verbunden mit einer Neigung zum Erbrechen.“ Der Bürgermeiſter holte tief ſchöpfend Athem und ſchwieg einen Augenblick, ergriffen von dieſer draſtiſchen Schilderung ſeines Leidens, während der Catechet mit niedergeſchlagenen Blicken flüſterte:

„Seltſam, ganz ſeltſam. Ich gerieth kurze Zeit nachdem ich die Univerſität bezogen, in einen Kreis wilder Studenten: Man nöthigte mich mit zu ſingen und zu trinken. Ein abgeſagter Feind dieſes wüſten Treibens, ſträubte ich mich Anfangs dagegen. Aber ſie ruhten nicht. Man trank mir zu, ich mußte ein Gleiches thun; nach dem Biere folgte Punſch und bald befand ich mich in demſelben Zuſtande, den Sie mir ſoeben beſchrieben. Ich war trunken,“ ſetzte der Catechet mit zerknirſchter Miene hinzu.

„Oh! mein Freund,“ ſeufzte der Bürgermeiſter, indem er dem Catecheten beide Hände entgegenſtreckte, „begreifen Sie nun auch die ganze Größe meines Leidens. Das iſt es ja eben, dieſe Schwindelanfälle ſind von allen Symptomen der Trunkenheit begleitet. Und dieſe Folgen meiner Nachtarbeiten ſind es, welche meine Gegner und Widerſacher zu der gehäſſigen Verläumdung benutzt haben: daß ich

ein Trunkenbold ſei, — ich, der ich ſo mäßig, ſo enthaltſam bin.“

Da der Catechet in lautloſem Schweigen verharrte, fuhr der Doktor fort:

„Noch geſtern Abend hatte ich einen ſolchen Anfall, ſo heftig wie ich ihn ſelten gehabt. Ich war, müde und matt von des Tages Laſt, einen Augenblick in die Reſtauration zum „ſchwarzen Bock“ gegangen, hat ein Seidel getrunken und war eben im Begriff zu gehen, als der Feuerlärm ertönte. Ich wollte nach der Brandſtelle eilen, als mich plötzlich jener Schwindelanfall überfiel. Doch gelang es mir noch, die Treppe hinab und auf die Straße zu eilen. Der Rathsdiener Peterßen bot mir ſeinen Arm an, allein ich, die böſen Zungen kennend, wies ihn zurück. Hätte ich doch ſeinen Beiſtand angenommen. Unweit der Brandſtelle, an der Wallſtraße, überfiel mich der Schwindel von Neuem und mit ſolcher Gewalt, daß ich wie beſinnungslos an einem Eckſtein niederſtürzte. Der Fall,“ ſetzte der Bürgermeiſter mit dumpfer Stimme hinzu, „hätte mir das Leben koſten können. Sie ſehen die Folgen,“ und er legte dabei die Hand an den verbundenen Kopf.

„Aber ſo ſehr mich auch die Wunden ſchmerzen, gern wollte ich dieſe Leiden ertragen, wenn ich nicht wüßte, daß meine Feinde aus dieſem Unfalle neue Waffen gegen mich ſchmieden werden. Wenn ich nun auch die Anklagen meiner Widerſacher verachte, ſo ſchmerzt es mich doch um ſo tiefer, auch von Männern verkannt zu ſehen, die ich hoch verehre. Es iſt Ihnen vielleicht nicht bekannt, daß ich ſeit einiger Zeit mit dem Herrn Schulrath Mantius," die Ohren des Catecheten geriethen hier wieder in enes nervöſe Zucken, — „in freundſchaftlichem Verkehre ſtehe. Wir unterhalten ſogar einen kleinen Briefwechſel — doch Sie haben ja ſelbſt den Brief geſehen, den ich vor einer Viertelſtunde von ihm empfing. O! es iſt ein herrlicher Mann! Sie ſollten ſeine Briefe leſen, dieſe Ergüſſe einer erhabenen Seele. —" Der Bürgermeiſter ſchwieg, wie hingeriſſen von der Erinnerung an dieſe erhabenen Ergüſſe des Schulraths, von denen er einen in ſeiner Schlafrockstaſche barg . . .

Schamvogel, der ſich den Kopf darüber zerbrach, was den Schulrath wohl bewogen habe, mit dem Bürgermeiſter in Beziehung zu treten, antwortete:

„Der Herr Schulrath iſt ein Mann nach dem

Herzen des Herrn. Das Geſetz Gottes iſt in ſeinem Herzen und ſeine Tritte gleiten nicht.“

Der Bürgermeiſter nickte ſtumm, wie zum Zeichen der Beſtätigung, und fuhr dann fort: „Oh ich kenne den Herrlichen, ich keune ihn und weiß auch, daß er Sie, Herr Catechet, ſchätzt und werth hält. Nun werden Sie aber auch begreifen, wie ſehr es mich ſchmerzen müßte, zu denken, daß auch ein ſolcher Mann mich in jenem Verdachte habe, der mir ſchon ſo manche bittere Stunde bereitet. Wie, wenn eine jener giftigen Verläumder-Zungen ſich dem herrlichen Manne nahte und ihm zuflüſterte: Dein neuer Freund, der Bürgermeiſter, iſt ein Schlemmer und Trunkenbold; er iſt geſtern auf offner Straße umgefallen!

Herr Catechet,“ und des Bürgermeiſters heiſere Stimme bebte wieder, „ich weiß es, der Herr Schulrath iſt Ihnen gewogen, er liebt Sie, er ſchätzt Sie, wie, wenn Sie gelegentlich, vielleicht in den nächſten Tagen, bei paſſender Gelegenheit, jene ſchändlichen Verläumdungen über mich gegen ihn erwähnten, wenn Sie ihm die Urſache dieſer Schwindelanfälle mittheilten, ihm das Grundloſe jener Verdächtigung darlegten? Mich ſelbſt hält ein gewiſſes Gefühl gekränk-

ter Unſchuld davon ab, mein eigner Vertheidiger zu ſein, es verſchließt mir den Mund und nimmt mir die Worte, mir, der ich ſo brav, ſo ehrlich, ſo ſtolz auf meine Unſchuld bin.“

Der Bürgermeiſter ſchwieg erſchöpft, die Hände an die Stirn drückend, die ihm ſchmerzte, als wäre ſie zwiſchen einen Schraubſtock geklemmt. Der Catechet aber flüſterte, indem er ſich das ſchwarze Haar hinter die Ohren ſtrich:

„Ich werde mit dem Herrn Schulrathe darüber ſprechen. Er haſſet die Verläumder. Sprach er nicht noch neulich zu mir: die Worte des Verläumders ſind wie Schläge und gehen durchs Herz! Haben die falſchen Zungen nicht auch über ihn Böſes geredet, hat nicht auch er des Pöbels Verläumdung über ſich ergehen laſſen müſſen?“

„Es liebt der Menſch das Strahlende zu ſchwärzen, herabzuzieh'n in der Gemeinheit Staub,“ murmelte pathetiſch und düſter vor ſich hinblickend der Bürgermeiſter, wie Einer, der einen tiefen, ſittlichen Ekel vor der Welt Schlechtigkeit empfindet. Dann aber ſprach er, zum Abſchiede des Catecheten Hände ergreifend, und ſie ſchüttelnd:

„So gedenken Sie alſo meiner, ſchildern Sie

dem Herrn Schulrathe meine Leiden und ihre Urſachen. Und dann, dann" — der würdige Vater der Stadt ſuchte vergebens eine Thräne aus ſeinen verſchwollenen Augen herauszupreſſen, „dann kommen Sie wieder, dann verlangen Sie die Hand meiner Marie, und ich werde ſie vertrauensvoll und mit Freuden in die Ihrige legen."

Bei dieſen Worten des Bürgermeiſters, blitzte eine helle Gluth in den Augen des Catecheten auf... dann verbeugte er ſich und empfahl ſich dem Bürgermeiſter, der erſchöpft von dem abermaligen geiſtigen Kraftaufwand in den Lehnſtuhl zurück ſank... Beim Hinunterſteigen begegnete dem Catecheten auf dem erſten Treppenabſatz eine junge Dame, bei deren Anblick eine dunkle Röthe ſein ſonſt bleiches Geſicht färbte und ſeine Augen ein begehrliches Feuer ausſtrömten. Es war Fräulein Marie, des Bürgermeiſters Nichte. Er betrachtete einen Augenblick das junge Mädchen, das kalt an ihm vorüberſchritt.

Wie trug ſie ſtolz und hoch das Köpfchen, von dunklen, prächtigen Locken, die unter dem ſeidenen Hut hervorquollen, umwallt; wie feſt, ſicher und elaſtiſch war ihr Tritt, wie fein ihre Taille, wie

elegant gewölbt die Schultern. Als ſie den Catecheten, der, den Hut ziehend, ehrfurchtsvoll bei Seite trat, erblickte, warfen ſich die Lippen des kleinen Mundes ſtolz auf, ihr braunes, kluges Auge ſprühte zornig, und rauſchend ſtreifte ſie an dem Catecheten vorüber, ſeinen devoten Gruß kaum erwidernd.

Der Catechet ſah ihr ſo lange nach, bis ſie die oberſte Treppenſtiege erreicht und in dem Vorſaale verſchwunden war. Dann ſprach er, ſeinen Weg fortſetzend, in leiſem Selbſtgeſpräche, während ſeine Augen wieder jenen Ausdruck begehrlicher Sinnlichkeit annahmen: „Das Mädchen muß mein werden — oder ich werde wahnſinnig.“

Frommer Catechet, wie gut für dich, daß der Schulrath nicht in der Nähe war, und dieſe Worte hörte, was würde er zu dieſem begehrlichen Wunſche und dem lüſternen Blicke, der ihn begleitete, geſagt haben? Würde er dich dann auch noch einen Fels des Glaubens, eine Perle unter den Geiſtlichen des Landes genannt haben? — —

In demſelben Augenblicke, in welchem dieſer lüſterne Wunſch in des frommen Catecheten Bruſt emporſtieg, klang oben in des Bürgermeiſters Wohnung laut und ſtürmiſch die Zimmer-Klingel.

Was bedeutet dieſes ungeſtüme, ſtürmiſche Läuten? fühlte der Bürgermeiſter, der einige Gläſer Medoc genoſſen, vielleicht einen neuen Schwindelanfall?

Mit ängſtlicher Eile trat Sophie, das Stubenmädchen, in ſein Kabinet.

„Iſt er fort der Duckmäuſer und Pietiſt, Sophie? Oder iſt er vielleicht hinüber zu meiner Frau und meiner Nichte gegangen? Er iſt zur Treppe hinunter? Gott ſei Dank, daß ich ihn vom Halſe habe. Hier, Sophie, haſt Du vier gute Groſchen, nimm mein großes Henkel-Glas, Du weißt ſchon, das mit dem ſilbernen Beſchlage welches mir der Verein für Fortſchritt verehrte —“ hier entſtieg ein unwillkührlicher Seufzer der Bruſt des Bürgermeiſters, denn er erinnerte ſich jener ſchönen tempi passati — „gehe damit zum Rathskellerwirthe und laſſe Dir zwei Seidel bairiſch Bier geben. Aber von dem Kitzinger, hörſt Du — Sophie, nicht etwa von dem Kulmbacher. Das taugt heuer *nichts* — und nun gehe, es iſt mir ganz flau zu Muthe, ich fühle einen Ekel in mir.“

Als er aber allein war, murmelte er, indem er ſich einen friſchen Umſchlag auf die wunden Stellen der Stirn legte:

„Du wirſt Dich wundern, Pſalmenprediger, was Du für eine Antwort bekömmſt, wenn Du wieder auf Freiersfüßen anſtolzirſt . . . Der Schulrath hält den Duckmäuſer für einen Heiligen; ich Narr glaubte anfangs ſelbſt, der Kerl wäre ein homo simplex. Hätte mich ſonſt der Kukuk holen ſollen, den Schuft als Privatlehrer anzunehmen. Aber daran iſt das Weibsvolk ſchuld; hat mir meine Frau nicht wochenlang mit ihrer Querel über des Catecheten Frömmigkeit das Leben ſauer gemacht? Die Marie freilich kannte den Vogel beſſer . . . Und ich darf den Schuft nicht einmal merken laſſen, daß ich ihn durchſchaue. Ich muß ihn immer in den Wahn erhalten, daß ich ihn für einen frommen Dummkopf halte. Und wer iſt daran Schuld? Dieſes Vieh, dieſer Schippmann, der, wenn er beſoffen iſt, das Maul nicht halten kann. . . Wenn ich nur erſt den Schulrath wieder beſänftigt, und auf dem Rathhauſe wieder obenauf ſitze... In ſechs Wochen iſt es entſchieden, entweder roth oder — todt," ſetzte er in ernſterm Tone hinzu, indem er einen eigenthümlichen Blick auf ſein Jagdgewehr warf, das über ſeinem Schreibtiſche hing.

Der Catechet aber dachte bei ſich, als er auf

der Straße mit niedergeſchlagenen Blicken und ſanften Tritten, das Haupt ein wenig nach vorwärts geneigt, dahin ging: Ob der Schwachkopf nun wirklich glaubt, daß ich ſein albernes Märchen von ſeinen Schwindelanfällen für wahr halte? Ich kenne ſeine Nachtarbeiten! Hat er ſich doch neulich ſelbſt verrathen, der alte Schlemmer, als er von ſeinen luſtig durchwachten Nächten ſprach. Ja! ſehr gut, ſehr gut ſind ſie ihm bekommen. Sie haben ihn bis vor das Thor des Zuchthauſes geführt. . . O! wenn ich dem Schlemmer doch ſagen dürfte: Du elender Menſch biſt in meiner Gewalt, ein Wort von mir und Du biſt dem Zuchthauſe verfallen... Schon brannte mir das Wort auf der Zunge, als er mir die abſchlägliche Antwort gab. Aber da iſt dieſer andere Schurke, dieſer Schippmann, der will nicht, daß dem ehrwürdigen Mann ein Leid widerfährt. . . . Da fängſt Du es doch ſchlauer an, Eduard Schamvogel," und über des Catecheten Züge glitt ein blitzſchnelles, ſelbſtzufriedenes Lächeln, „ja man hat auch nicht vergeblich den Spruch beherzigt: Ohne Arg wie die Tauben und klug wie die Schlangen. . ." Zwei Herren, die im Zwiegeſpräch begriffen um die Ecke bogen, unterbrachen ihn

in seiner Selbstbetrachtung. Trotz seines zu Boden gesenkten Blicks hatte der Catechet sie sofort bemerkt. Es war der Schulrath Mantius und sein Schwager, der Kreisrath von Spitzkopf.

Schamvogel blieb stehen, setzte die Füße in die dritte Position, zog den Hut und verbeugte sich so tief und ehrfurchtsvoll, daß die Herren schon einige Schritte weiter gegangen waren, als er den gesenkten Kopf wieder erhob. . .

Doch hatten sie seinen Gruß mit huldvoller Herablassung erwidert. O es ist ein so süßes Gefühl herablassend zu sein, herablassend im Bewußtsein seines Einflusses und seines Ansehens. Der kleine Kreisrath, den bei solchen Gelegenheiten eine Art Ehrfurcht vor seiner eignen Person anwandelte, wurde auch jetzt fast um zwei Zoll größer. Er warf seine Nase in die Höhe und richtete seine Augen so hoch empor, daß er nicht einmal den großen Stein sah, der ihm im Wege lag. Er stolperte, und wäre um ein Haar in die Regenlache gefallen, wenn ihm nicht sein Schwager mit den Worten: „Aber, Herr so sehen Sie doch auf den Weg," am Arm gehalten... So geht es, wenn man herablassend grüßt!

Ende des ersten Bandes.

Druck von Friedrich Andrä in Leipzig.

Bayerische Staatsbibliothek München